

# DIE WELTWOCHEN



## **Wie Boris Johnson zum Staatsmann reifte**

Dem britischen Premier gelingt ein spektakuläres Comeback.

*Francis Pike*

## **Engelbergers Tafelrunden**

Der oberste Schweizer Gesundheitsdirektor gönnt sich etwas. *Christoph Mörgeli*

## **Dänemarks eiserne Lady**

Die mutigen Asyl-Pläne der Sozialdemokratin Mette Frederiksen.

*Troels Heeger*

1 206 900 207 761 7  
90

ZURICH | GENEVA | LUGANO | LUXEMBOURG | BEIJING | HONG KONG | DENMARK

祝您牛年成功幸福

Wishing you success and happiness  
in the new year of the Ox



mikabo

Swiss tradition • European roots • Eastern expertise



1856

BANQUE  
INTERNATIONALE  
À LUXEMBOURG  
| SUISSE

[www.bil.com/swisstradition](http://www.bil.com/swisstradition)



## Frauen regieren die Welt

**M**eine Mutter war gegen das Frauenstimmrecht. Sie sagte, unser Vater stimme sowieso so ab, wie sie es ihm sage. Mein Bruder und ich, glauben wir uns zu erinnern, hielten dagegen: «Mami, du spinnst.»

Ich war sechs Jahre alt, als das Frauenstimmrecht eingeführt wurde. Warum eigentlich dauerte es so lange in der Schweiz? Auf der Anklagebank sitzen die Männer.

Fragen wir mal anders: Warum haben sich die Frauen durch die Männer so lange ausbremsen lassen? Wieso erkämpften sie sich das Schweizer Stimmrecht nicht früher?

Weiterlesen auf eigene Gefahr.

Falsch ist die Erklärung, die man heute am häufigsten hört: Die Männer hätten sich verschworen, um die Frauen unten zu halten. Die bösen Männer gegen die armen Frauen. Der Irrtum des Jahrhunderts.

Wer behauptet, die Schweizer Männer, und nur die Schweizer Männer, hätten den Frauen das Wahl- und Stimmrecht verweigert, überschätzt die Schweizer Männer. Und unterschätzt die Schweizer Frauen.

Ich schreibe mich hier um Kopf und Kragen.

All die Berichte, all die Kommentare, die dem Schweizer Mann die Alleinschuld für das verspätete Frauenstimmrecht geben, sind zu korrigieren. Sie blenden die Rolle der Frau aus.

Das ist überheblich. Das ist diskriminierend. Das ist frauenfeindlich.

Ich behaupte: Die Frauen hatten kein Stimmrecht, weil es sie es nicht wollten. Es war ihnen egal. Hätten sie es früher gewollt, wirklich gewollt, sie hätten es bekommen.

Ich bin längst ein toter Mann.

Zugegeben: Ich habe nicht den geringsten Beweis für meine Theorie.

Trotzdem bin ich überzeugt, dass sie zutrifft. Männliche Intuition. Das gibt es.

Die gängige Opfertheorie besagt: Frauen sind das schwache Geschlecht. Männer haben das Kommando. Alle beten es allen andern nach.

Ich habe diesen Unsinn nie geglaubt.

Die Wahrheit ist: Frauen sind das starke Geschlecht. Sie bekommen die Kinder. Sie halten unaussprechliche Schmerzen aus. Sie kultivie-

ren die Männer. Sie stehen am Ursprung jeder Zivilisation.

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren es die Frauen, die Deutschland aus den Trümmern wiederaufbauten. Die Männer waren tot, im Gefängnis oder betrunken.

Niemand ahnt, was Männer den Frauen über Jahrhunderte angetan und was die Frauen an Grausamkeiten überlebt und irgendwie verkraftet haben. Eine schwächere Spezies wäre ausgestorben, längst.

In der Antike hatten die Frauen kein Frauenstimmrecht. Aber sie hatten die Macht. Sie zwangen Herrscher in die Knie, entfesselten Kriege und stoppten sie wieder. Sie brachten Feldherren und Könige um den Verstand.

Die härtesten Männer, die es je gab, die Spartaner, knickten wachsw weich ein, als ihnen ihre Frauen den Sex verweigerten.

Es war der vermutlich wirksamste Streik in der Geschichte der Menschheit.

Marc Anton liess seine Legionen im Stich, als er seine geliebte Kleopatra davonsegeln sah.

Oder nehmen wir Shakespeare, die ewige Wahrheit der Literatur: Der umjubelte General Othello verfällt in Wahnsinn und Raserei aus unbegründeter Eifersucht wegen seiner Desdemona.

Männer machen alles, leisten, komponieren Lieder, dichten Romane, ruinieren ihre Gesundheit beim Sport, nehmen Drogen, zetteln Kriege an, schliessen Frieden, bauen Kathedralen auf, Weltkonzerne, trinken, drehen durch, morden, werfen ihre Karrieren und ihre Unternehmen, alles wegen der Frauen. Die härtesten Kerle kapitulieren vor ihrer Macht.

Männer bilden sich ein, Frauen zu erobern. Manche glauben es wirklich. Es ist ein schöner, etwas lächerlicher Irrtum. Frauen lassen sich nicht erobern. Sie beobachten, sie geben Zeichen, sie wählen aus. Wer sich durch Ausdauer und andere Eigenschaften, auf die wir hier nicht einzu- gehen brauchen, auszeichnet, kommt ans Ziel.

Frauen sind uneinnehmbare Festungen. Aber gelegentlich lassen sie die Zugbrücke herunter, wenn der richtige Glücksritter, innerlich ver- zweifelt, an den Mauern kratzt.

Frauen sind nicht schwach, sie sind stark. Sie sind nicht auf männliche Erlösung angewiesen. Seit Jahrhunderten machen sie Weltgeschichte, diskret, oft aus dem Hintergrund, dafür umso wirkungsvoller. Während sich die Männer vorne aufplustern.

Frauen regieren die Welt.

Hätten die Schweizer Frauen das Stimmrecht früher haben wollen – glaubt mir –, sie hätten Mittel und Wege gefunden. Kein Mann, kein Müller, kein Meier hätte sie stoppen können.

Warum also haben die Frauen so lange damit gewartet?

Ganz einfach.

Sie verzichteten, aus freien Stücken. Es war ihnen gleichgültig, wer unter ihnen die Politik erledigt. Die Schweiz galt als Demokratie, aber eigentlich war sie eine Monarchie der Frauen.

Die Frauen sagten den Männern, wie sie sich zu kleiden, wie sie sich zu ernähren, wie sie zu leben, zu geschäften und wie sie zu wählen oder abzustimmen hätten. Die Männer gehorchten. Aus Liebe. Oder um den Hausfrieden nicht zu gefährden.

Kein König gibt freiwillig sein Szepter ab. Es ist besser, indirekt zu herrschen, als selber in den Ring zu treten. Trotzdem stiegen die Frauen, vor exakt fünfzig Jahren, von ihrem Thron herunter.

Oder machten die Männer einfach nicht mehr mit? Nie werden wir erfahren, ob die Frauen, hätten sie denn abstimmen dürfen, für das Frauenstimmrecht gestimmt hätten.

Vielleicht war alles nur eine tückische List, ein Trick der Männer, die Monarchie der Frauen durch Gleichstellung zu brechen. Der Versuch einer Entmachtung, getarnt als Geschenk.

Mit dem Frauenstimmrecht ersetzten die Männer die Monarchie der Frauen durch das gleichberechtigte Gerangel in den Schlammgräben der Politik.

Man kann darin einen Fortschritt sehen. Vermutlich ist es einer. Aber hört mit dem frauenfeindlichen Märchen auf, die Frauen seien das Opfer, Zaungäste eines Schicksals, das Männer bestimmen. Diese Geringschätzung haben die Frauen nicht verdient. R. K.

# Lukas Engelberger Doppelmass, Streit in der FDP, Boris Palmer über Corona, Panik und Psyche, Spitex-Kämpferin Bestare Kicaj, Hotelgenie Remo Stoffel

Seit sich Bundesrat Alain Berset (SP) etwas von der medialen Front zurückgezogen hat, nimmt man zunehmend Lukas Engelberger (CVP) als Gesicht des Corona-Shutdowns wahr. Der Präsident aller kantonalen Gesundheitsdirektoren wollte sogar eine Fernsehaufzeichnung von Schnitzelbänken der abgesagten Basler Fasnacht verbieten. Ausgerechnet am gleichen Tag tafelte der Stadtbasler Regierungsrat im Beisein Engelbergers im prachtvollen «Wenkenhof». Das Mehrgangmenü mit Fisch, Fleisch, Mousse au Chocolat und Weinen wurde von einem Party-service aufgetragen, so dass wohl mindestens ein Dutzend Haushalte zusammentrafen. Es war dumm. Aber war es rechtens? **Seite 20**

Die Freisinnigen durchleben turbulente Zeiten. Viele Aushängeschilder wirken nervös und angespannt. Das hat einen guten Grund. In der FDP dominieren im Augenblick parteiinterne Grabenkämpfe wie beim Streit um das Rahmenabkommen oder jetzt erneut beim Unomigrationspakt. Debatten sind für jede Partei wichtig. Aber wenn die Differenzen zu gross werden, kann eine Partei wie die FDP über kurz oder lang nur verlieren. Im Moment scheint völlig offen, ob sich die Freisinnigen wieder zusammenraufen können. Für die staatstragende Partei steht viel auf dem Spiel – insbesondere der zweite Sitz im Bundesrat. **Seite 28**

Seit einem Jahr hören und lesen wir dauernd von Mutanten, Positivtests, Impfungen, Intensivbetten und Sterberaten. Doch seltsamer-

weise fragt kaum einer, wie sich dieser Dauerbeschuss durch bedrohliche Nachrichten auf unsere Psyche auswirkt – und welchen Einfluss der psychische Zustand auf unser körperliches Wohlbefinden hat. Allein die Furcht vor einer Erkrankung erhöht die statistische Wahrscheinlichkeit eines Eintretens dieser Erkrankung signifikant. Alex Baur zeigt dieses Phänomen anhand plastischer Beispiele auf, wie sie jeder Hausarzt aus der Praxis kennt. **Seite 40**

Boris Palmer, grüner Bürgermeister von Tübingen, machte Furore mit seinem Corona-Management. Für die *Weltwoche* hat er seine wichtigsten Erkenntnisse aufgeschrieben. **Seite 38**

Was ein Beitrag für die Rubrik «Lebenslauf» hätte werden sollen, entwickelte sich zum Gross-Porträt. Bestare Kicaj, 33, betreibt als eine von nur zwei Schweizerinnen professionell Mixed Martial Arts, eine Kombination von verschiedenen Kampfsportarten. Im Käfig ist fast alles erlaubt. «Free Fight» nennt sich ihre Leidenschaft, die fürs Fernsehen als zu brutal gilt. In der *Weltwoche* spricht Kicaj über ihr faszinierendes Doppelleben als Spitex-Pflegerin und hochaggressive, ausserhalb des Rings aber, wie sie sagt, «liebe» Kampfmaschine. **Seite 44**

Im andauernden Shutdown sind Hotels Fluchtorte der Lebensfreude. Unser Restaurantkritiker David Schnapp besuchte kürzlich zur Anhebung der eigenen Laune das «7132 Hotel» im Berg- und Wasserdorf Vals. Nach dem Wochenende stand für den Autor fest: Der Unternehmer Remo Stoffel hat ein einzigartiges Schmuckstück der Hotellerie geschaffen. Im Videocall mit Stoffel, dessen Firma in Dubai sitzt, erfuhr Schnapp, weshalb sich der Hotelier mit scheinbaren Details intensiv befasst und schon mal zwanzig verschiedene Sorten Pasta analysiert, um das perfekte Produkt für sein Restaurant zu finden. **Seite 80**

*Ihre Weltwoche*

Qualität ist nicht unser Anspruch, sondern eine Selbstverständlichkeit.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

*Spitze für Sie.*



## IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch), E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch).

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch). **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: [weltwoche@gla-united.com](mailto:weltwoche@gla-united.com)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



# Zuverlässig und schnell wie der TCS: Das Sunrise Netz dahinter.

Für Mitglieder des Touring Club Schweiz sind Schnelligkeit, Erreichbarkeit und Zuverlässigkeit wichtig. Deshalb vertrauen die Mitarbeitenden sowie die Patrouille des TCS im ganzen Land auf das leistungsstarke Netz von Sunrise.

Mehr Infos zu unserer Business-Lösung auf [sunrise.ch/tcs](https://sunrise.ch/tcs)



# Sunrise



# Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 1'351'000.-, Bezug ab Herbst 2022  
[www.erlenkönig.ch](http://www.erlenkönig.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.soley-birchwil.ch](http://www.soley-birchwil.ch)



1 ½ Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Miete 1'400.- p/Mt., NK 140.-, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'341'000.-, Bezug ab Herbst 2022  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8172 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis 1'933'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 996'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8172 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 991'000.-, Bezug auf Anfrage  
[www.birch-seuzach.ch](http://www.birch-seuzach.ch)

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 1'521'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.nidolino-ottenbach.ch](http://www.nidolino-ottenbach.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8136 **Thalwil-Gattikon**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.paradislig.ch](http://www.paradislig.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'859'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH  
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 673'400.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.ammuelibach.ch](http://www.ammuelibach.ch)



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung  
8460 **Marthalen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 1'090'000.- zzgl. Parkierung, Bezug auf Anfrage  
[www.calmacasa.ch](http://www.calmacasa.ch)



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)

Sorry, es sind leider alle Einheiten reserviert!



3 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis CHF 1'101'000.-, Bezug Frühling 2022  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume  
verwirklicht werden können?  
Melden Sie sich bei unserem Chef**   
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder per Telefon 052 235 80 00.



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

Alle Objekte im Überblick:  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner.**

**You Tube**

Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:

**EIGENHEIM  
MESSE  
SCHWEIZ**

**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5

**SVIT  
ZÜRICH**

**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
1. - 3. Oktober 2021, Lake Side Zürich

Stand Januar 2021



*Comeback:* Boris Johnson. Seite 14



*Ertappt:* Lukas Engelberger. Seite 20



*Leitstern:* Mette Frederiksen. Seite 24

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Bananenrepublik Schweiz
- 9 Peter Rothenbühler  
Lieber Moritz Leuenberger
- 10 Tagebuch Birgit Kelle
- 12 Bern Bundeshaus  
Sommaruga gibt den Takt vor
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Europas Impf-König  
Boris Johnson ist zurück
- 16 Personenkontrolle
- 16 Schweizer Fernsehen Frauen als Opfer
- 18 Mörgeli Eritrea und Schweiz,  
eins wie das andere
- 18 ETH-Rat wurstelt weiter  
Unglückliche Personalpolitik
- 19 Peter Bodenmann Bäume und Rossier:  
Unsere zwei Sputniks
- 20 Festschmaus im Barockschloss  
Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger
- 22 Britney Spears  
Der entmündigte Weltstar
- 23 Katharina Fontana  
Demokratie in Schieflage
- 24 Mette Frederiksen  
Dänemarks eiserne Lady
- 26 Rettung aus dem Osten  
Russlands Covid-Impfstoff Sputnik V
- 27 Hans-Werner Sinn Die deutschen  
Autobauer im Spiel gegen die EU
- 28 FDP Schicksalstage einer Staatspartei
- 30 Tom Brady  
Philosophie eines Physio-Wunders
- 31 Kurt W. Zimmermann  
Kleinbauern gegen Grossbauern

- 32 Amerika auf Geisterfahrt Joe Biden:  
Umerziehung statt Versöhnung
- 34 Internet Berset als Lachnummer
- 34 Infstrategie Serbien macht es besser
- 35 Herodot
- 36 Notenbanken als Retter der Wirtschaft?
- 38 Boris Palmer  
Wie wir gesund und frei bleiben
- 39 Medien in Kurzarbeit Vollgas zum Staat
- 40 Schleudertrauma der Corona-Paniker  
Ein Leiden jagt das andere
- 42 Wie Urs Fischer die Bundesliga erobert  
Erfolgreicher Fussballtrainer
- 43 Sex vor Gericht  
Das Problem im Sexualstrafrecht
- 44 «Ich bin ein lieber Mensch»  
Free-Fighterin Bestare Kicaj
- 46 Völlig losgelöst  
Zuwanderung im Pandemiejahr 2020
- 46 Inside Washington
- 47 Henryk M. Broder  
Hauptsache, gründlich
- 48 Moderner Zehnkämpfer Giorgio Behr  
kämpft gegen den Rahmenvertrag
- 50 Leserbrief
- 51 Nachrufe George P. Shultz, Sepp Benz
- 52 Beat Gygi  
Der grösste Markt für Schweizer Uhren

## SPEZIAL: SCHWEIZ & CHINA

- 53 Freundliche Beziehungen zu China
- 54 Johann Schneider-Amann  
«Einladung zum Tanz»
- 56 China und die Globalisierung  
Friede dank Wirtschaftswunder
- 58 Chancen überall Luxemburger Bank  
aus der Schweiz erobert Europa

## LITERATUR UND KUNST

- 59 Ikone der Woche
- 60 Der nackte, bloss Mensch  
Georges Simenon und Kommissar Maigret
- 62 Bücher der Woche
- 65 Die Bibel
- 66 «Für wen mache ich das eigentlich?»  
Kunstschaffende in der Corona-Krise
- 68 Kunst Nikolaus Heidelbach
- 68 Klassik Daniel Hope, Alexey Botvinnov
- 69 Alben für die Ewigkeit  
Queen: «News of the World»
- 70 Serie «Lupin»
- 71 Pop Lana Del Rey
- 71 Jazz Elina Duni

## LEBEN HEUTE

- 72 Wunderbare Welt
- 72 Unten durch
- 73 Fast verliebt
- 74 Sehnsuchtsorte
- 75 Lebensläufe
- 75 Thiel
- 76 Essen
- 76 Wein
- 77 Auto
- 77 Objekt der Woche
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dr. M.
- 79 Mittagessen mit...  
Ferdinando D'Apice, Autoingenieur
- 80 Der genialste Hotelier der Schweiz  
Gastronom Remo Stoffel
- 82 Tamara Wernli



# Bananenrepublik Schweiz

Entschuldigen Sie bitte den Ton, aber wo leben wir eigentlich?  
Die helvetische Bünzli-Bürokratie versagt in der Pandemie.

Walter Hollstein

Ich bin wütend und stocksauer. Es geht um Corona – das versteht sich fast von selbst in diesen Zeiten.

Zu Beginn die Daten: Ich bin 81, gehöre demnach in dieser Pandemie zur Hochrisikogruppe und wohne im Kanton Baselland. Als einigermaßen vernünftiger Mensch bin ich impfwillig.

Noch bevor ich mich anmelden konnte, erhielt ich von meiner Gemeinde Anfang Jänner die Meldung, dass die Impftermine ausgebucht seien. Sie sind es bis heute.

Das Impfzentrum in Muttenz liegt – grob formuliert, bekanntlich bin ich wütend – am Arsch der Welt. Von meinem Wohnort brauche ich mehr als eine Stunde dahin, mit zwei längeren Fusswegen. Wie man in das Impfzentrum kommt? Eine Information dazu findet sich nicht einmal auf der Homepage des Impfzentrums selbst. Also muss man auf Karten im Internet suchen und dann alles auf Routenplanern eingeben – das fällt alten Menschen ja besonders leicht.

Grotesk ist auch, dass immer dringlicher dazu aufgerufen wird, Menschenansammlungen zu meiden, während ich für die Impfung den grossen Andrang im ÖV und die Warteschlangen im Impfzentrum in Kauf nehmen muss.

«Avanti, dilettanti!»

Wo leben wir eigentlich? Die Schweiz hat eine der besten Infrastrukturen weltweit. Und agiert wird hilflos, wirr, unkoordiniert – nahezu wie in einer Bananenrepublik. So etwas wie Einfallskompetenz ist in der helvetischen Bünzli-Bürokratie wohl schon längst versandet.

In Mecklenburg-Vorpommern, einem nicht gerade sehr entwickelten deutschen Bundesland, impfen schon seit Wochen die Hausärzte. Mein Arzt im Baselbiet weiss nicht einmal, wann er einen Impfstoff bekommt; das ist nicht seine Schuld, er kriegt einfach keine Informationen.

In den USA impfen sie seit langem im Supermarkt, also dort, wo die Menschen auch sind. Hierzulande geben die Amateure den Ton an – nach dem Motto «Avanti, dilettanti!». Dazu passt das Auftreten: etwa der agitierte Herr Berset und als Kontrastprogramm die schlafmützige Frau Kronig (beispielhaft dagegen Boris Zürcher).

Als Sozialwissenschaftler habe ich gelernt, vor dem Handeln erst mal nachzudenken. Und das heisst: die Realitäten zu überprüfen.

Beim Bundesrat und dem BAG ist es wohl eher umgekehrt: Aktionismus ohne Reflexion. Heute die eine Massnahme, morgen die nächste und im Wochentakt die übernächste. Manchmal konterkarieren sich die Herrschaften am gleichen Tag. Und empirische Belege für das Dekretierte gibt es sowieso nicht.

Beispiel Beizen: Sie werden geschlossen, wieder geöffnet, partiell geöffnet, wieder geschlossen. Keine dieser Massnahmen ist, wie es in der Fachsprache heisst, «evidenzbasiert». Die Beizer- und Weindynastie Bindella verweist darauf, dass sie bis heute keinen einzigen Corona-Fall hatten, in immerhin 44 Betrieben.

Auf welche Informationen kann ich mich verlassen? Im Gegensatz zu deutschen und französischen TV-Sendern, die abendlich in ihren Nachrichtensendungen die neusten Corona-Zahlen

*In den USA impfen sie seit langem im Supermarkt, also dort, wo die Menschen auch sind.*

vermelden, hält sich das Schweizer Fernsehen bedeckt. Statt die Menschen mit seriösen Zahlen zu versorgen, wird über die dramatische Lage in Portugal berichtet oder Wichtigtuern wie dem Berliner Virologen Christian Drosten das Wort erteilt.

Und unsere Politik? Als im Jänner 2020 die Pandemie in China bekannt wurde, nannte der Bundesrat das Risiko einer Einschleppung «moderat». Als Corona dann auch bei uns bereits eine konkrete Bedrohung war, wurde der Nutzen von Gesichtsmasken bestritten. Später, als deren Schutzfunktion international längst erwiesen war, fehlten sie in der Schweiz.

Ein schwarzbunter Reigen von Massnahmen spielte sich ab: Schliessung und Öffnung von Schulen, von Beizen, von Geschäften, von Grenzen, von Coiffeurläden, von überhaupt allem. Der Nutzen der jeweiligen Verfügungen war nicht einmal annähernd belegt, und auch im Nachhinein wurde er nicht erhoben.

Zuletzt forderte Alain Berset die Kantone auf, schneller zu impfen; mittlerweile ist das durch die neue Forderung obsolet, dass die Kantone Impfeserven anlegen sollen.

Bundespräsident Guy Parmelin behauptete, dass auch die Wissenschaft nicht mit einem so starken zweiten Ausbruch der Pandemie gerechnet habe. Falsch – entgegnet die Genfer Virologin Isabella Eckerle, eine überaus klare und im Gegensatz zu vielen ihrer (speziell männlichen) Kollegen zurückhaltende Wissenschaftlerin: Es sei immer wieder gewarnt worden.

**Böser Gedanke**

Das BAG *juflet* von einer Fehlleistung zur nächsten: Es liefert unkorrekte Zahlen, verpennt Bestellungen oder ordert falsch. Jüngstes Beispiel: Für die Verabreichung des Pfizer-Impfstoffs wurde unbrauchbares Material eingekauft. Auch das Contact-Tracing funktioniert nicht.

Erschütternd ist, auf der anderen Seite, dass in unserer saturierten Bequemlichkeitsgesellschaft sehr viele offenbar gänzlich unfähig sind, auf eine Ausnahmesituation adäquat zu reagieren. Beispiel: Hunderte oder gar Tausende stürzen sich nach wie vor in den Ausverkauf.

Derweil krepieren jene, die zu den Risikogruppen gehören. Corona trifft vor allem die Menschen in den Altersheimen. Dort gibt es im Durchschnitt eine Inzidenz von 900. In manchen Regionen liegt die Rate der Corona-Toten bei den über Achtzigjährigen bei fast 90 Prozent. Dabei haben die Experten seit Monaten gewarnt, dass die Alten besonders geschützt werden müssen.

Auch hierzulande hat es dazu ein Schutzkonzept von elf Wissenschaftlern gegeben; umgesetzt wurde es nicht. Damit nimmt man den massenhaften Tod von alten Menschen billigend in Kauf; schon spricht man von «Senizid».

Es ist ein böser Gedanke: Manchen, die nur in Kategorien von Geld, Profit und Nutzen denken, kommt das wohl zupass. Die AHV, so zuverlässige Berechnungen, hat durch die vielen Toten schon mehr als eine Milliarde Franken gespart.

Walter Hollstein ist emeritierter Professor für Soziologie. Zuletzt erschien von ihm bei NZZ Libro: «Das Gären im Volksbauch».

# Lieber Moritz Leuenberger

**F**röhlich tänzelnd posieren Sie vor dem Fotografen der *NZZ am Sonntag*, wie Heiri, der gerade sein Kalb verkauft hat. Pardon, aber wenn ich Sie sehe, muss ich immer an Ihren Doppelgänger Erich Vock denken, der auf der Bühne Grimassen macht, die mich immer an Sie erinnern: Sein *Lätsch* ist ein Heuler!

Jetzt haben Sie in Sonntagslaune über das Lügen philosophiert. Ihr Gewissen erleichtert und gebeichtet, als Bundesrat auch gelogen zu haben (auweia!): «Wir haben stets verneint, für die Befreiung von Geiseln Lösegeld bezahlt zu haben», sagten Sie. Und: «Kommt eine Geisel frei, ist wohl meist bezahlt worden, aber da steht nicht <Lösegeld> auf dem Einzahlungsschein, sondern da werden irgendwo Spesen abgebucht.»

Ein starkes Stück, eigentlich. Was mich am meisten überrascht: Es geht kein Aufschrei durch das Land. Obschon Sie soeben der Dok-



*Gequälte Ausrede:*  
alt Bundesrat Leuenberger.

trin der Schweizer Aussenpolitik in Sachen Geiselnahme einen Dolchstoss versetzt haben.

Die Schweiz hat es mehrmals bekräftigt: Sie zahle kein Lösegeld. Sie lasse sich von Terroristen nicht erpressen. Der Kampf gegen Entführungen zwecks Lösegelderpressung sei eine Priorität der Aussenpolitik. Die Schweiz appel-

lierte auch wiederholt an alle Staaten, auf Zahlungen von Lösegeldern zu verzichten.

Auch das IKRK zahlt nie Lösegeld für entführte Mitarbeiter. Geld fliesst zwar manchmal über Umwege, aber das muss geheimbleiben. Denn: Terroristische Gruppen wie al-Qaida, die Geiselnahme zum Geschäftsmodell gemacht haben, sollen nicht ermuntert werden.

Nun haben Sie sich nicht in aller Form entschuldigt, sondern nur von einer «ungeschickten Formulierung» gesprochen. Ehrlich? Ich weiss nicht, was die Al-Qaida-Chefs von dieser gequälten Ausrede halten. Ich denke, die glauben eher Ihrer ersten Aussage.

Aber eben: Wir buchen die nächste Entführung eines Schweizers einfach über Spesen ab, gell?

*Mit freundlichen Grüssen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Birgit Kelle



Ich hege illegale Fantasien. Brauchen wir ein Codewort für den Einlass? Wie lässt sich der Bewegungsmelder für die Aussenlichtanlage ausschalten? Werden wir auffliegen, weil ein aufmerksamer Anrainer auf seinem allabendlichen Kontrollgang mit Dackel verdächtige Autonummern notiert hat, um sie dem Dorfpolizisten, mit dem er seit Kindheitstagen befreundet ist, zur Überprüfung weiterzureichen?

Nichts ist interessanter als «Das Leben der Anderen». Was für ein wunderbarer Filmtitel war das einst von Florian Henckel von Donnersmarck für seine Sozialstudie über die Beherzten und die zerbrochenen Helden eines kranken deutschen Überwachungsstaates.

Ich stehe an der Kasse mit einem übervollen Einkaufswagen mit allerlei Köstlichkeiten und nicht wenigen Flaschen meines liebsten Grauburgunders aus dem südbadischen Ihringen und ertappe mich bei dem panischen Gedanken: «Was sagst du, wenn die Verkäuferin fragt, ob du was Grösseres geplant hast, wohlwissend, dass es strengstens verboten ist, sich trotz sinnfreier Corona-Verordnungen seinem noch nicht aus der Erinnerung entschwundenen Echtleben hinzugeben?»

Prohibitionsgedanken machen sich breit. Ich bin nicht die Einzige, die sich in den Untergrund begeben hat: auch der Arzt, der seine Praxis spätabends für heimliche Tango-Tanzabende freiräumt. Betriebsfeiern finden statt, bei heruntergelassenen Fensterläden. Der Neunzehnjährige erzählt beim Mittagessen von dem Schulfreund, der mit dreissig Mann und sicher auch Frauen mitten auf dem Marktplatz in einem geschlossenen Lokal gefeiert hat. Respekt, denke ich, es besteht doch noch Hoffnung auf die Jugend von heute.

Selbstverständlich sind alle Personen und Ereignisse in diesem Absatz erfunden. Auch ich bin gar nicht hier.

Der Bücherstapel der ungelesenen Bücher wird immer grösser, es ist Glück und Last zugleich. Ich brauche schon wieder ein weiteres Regal, weil sich auch der Platz auf dem Boden neben dem Wohnzimmerstisch bereits seit längerem mit literarischen Kostbarkeiten füllt. Es ist mein liebster Leseplatz geworden, auf dieser Retro-Ledercouch, die ich aus zweiter Hand für einen lächerlichen Preis erbeuten konnte. Eine Oase der Ruhe jeden Morgen; wenn die Kinder vor ihre Corona-Fernunterricht-Bildschirme verfrachtet sind, gibt es nur noch mich, meinen Kaffee und das Eichhörnchen, das meine Terrasse, gönnerhaft vorbeihüpfend, mit mir teilt.

Bücherlesen gegen die Beschleunigung, gegen die Kurzatmigkeit der täglichen Nachrichten. Bücher für das seelische Gleichgewicht. Ich bin Paralleleserin. Es wartet noch Hannah Arendts «Freundschaft in finsternen Zeiten». Solschenizyns «Archipel Gulag» vertrage ich nur in kleinen Dosen, denn die Nüchternheit menschlicher Abgründe schlägt mir auf den Magen. Geschrieben um der Wahrheit willen, gegen das staatlich organisierte Böse.

Als Gegenpol täglich ein bisschen von Stefan Zweigs Beobachtungen zu Hölderlin, Kleist und Nietzsche und ihrem «Kampf mit dem Dämon», dem sie allesamt erlagen. Eine behutsame, fast liebevolle Heldenbeschreibung, alle drei haben gegen das innere Biest verloren. «Wer das Göttliche verkünden will, muss sich ihm weihen, muss sich ihm opfern», schreibt Zweig. Es ist immer nur ein schmaler Grat zwischen Höhepunkt und Zusammenbruch genialer Schaffenskraft.

Ob ich ihm wohl sein «Lesegefühl» bestätigen könne, schreibt mir fragend ein Journalistenkollege aus der Schweiz. Bin ich jetzt als Autorin etwa aus Versehen ins Genre von Rosamunde Pilchers gefühligere Frauenliteratur eingeordnet worden? In Ermangelung von Zitaten, die er mir hätte vorwerfen können, versuchte er mir nun durch wenig geschickt formulierte Suggestionen ein paar anständige Hasstiraden auf Schwule und Transsexuelle oder wenigstens ein paar Zweideutigkeiten zu entlocken, um die These seines sicher bereits fertigen Beitrages noch zu untermauern, dass es sich bei mir um eine höchst gefährliche Person mit «umstrittenen» Ansichten handelt. Zwischen den Zeilen ahnte er in seinem «Lesegefühl», was ich zwar nie gesagt, aber ganz sicher bestimmt gemeint hätte. Wann ging die Fähigkeit verloren, fremde Ansichten ohne Eskalation auszuhalten?

Mein Beitrag kürzlich in der NZZ zu den gefährlichen gesundheitlichen Folgen für Kinder, wenn sie verfrüht mit Pubertätsblockern in einen Geschlechterwechsel gelotst werden, und einer immer absurderen Trans-Politik hatte nicht nur ihn ereifert, sondern auch eine deutsche sogenannte Feministin. Ich glaube, die korrekte Beschreibung ihres Geschlechts ist nach tagesaktuellem Stand ein «menschliches Wesen, das weiblich gelesen wird und im Besitz einer Vulva ist». Sie sah sich genötigt, mich in Ermangelung sachlicher Gegenargumente wegen Volksverhetzung anzuzeigen und sowohl den deutschen als auch den Schweizer Presserrat zu informieren. Warum nicht auch den Uno-Menschenrechtsrat? Da ist noch Luft nach oben.

Birgit Kelle ist eine deutsche Journalistin.



So geht's  
nicht weiter!



# Freiheit statt Bevormundung JETZT!

## Verhindern wir gemeinsam Lockdown-Langzeitschäden!

### Geschätzte Schweizerinnen und Schweizer

Seit gut einem Jahr kämpfen wir gegen das Coronavirus. Wir alle haben in dieser Zeit enorme Leistungen vollbracht und viele Einschränkungen auf uns genommen:

- Wir alle schützen uns und andere mit Hygienemitteln und -masken, wir halten Abstand und verzichten auf Sozialkontakte und Ausgang!
- Unternehmen und Gewerbe haben Hunderte Millionen Franken in Schutzkonzepte und Schutzmassnahmen investiert!
- Die Industrie hat in Rekordzeit Tests und Impfmittel entwickelt!

### Die Folgen der Lockdown-Hysterie des Bundesrates sind:

- Depressionen und häusliche Gewalt nehmen stark zu!
- Viele Menschen vereinsamen. Die Selbstmordraten steigen an!
- Tausende Arbeits- und Ausbildungsplätze gehen verloren!
- Viele Betriebe stehen vor dem Ruin!
- Ganze Wirtschaftsbereiche wie Hotellerie, Gastronomie, Kultur, oder die Reise- und Eventbranche werden gegen die Wand gefahren!
- Pro Stunde wachsen die Staatsschulden wegen des Lockdowns um 6 Millionen Franken an!

**Damit muss endlich Schluss sein!**

### Deshalb fordern wir:

- Restaurants, Fitnesscenter und Läden sind mit den bewährten Schutzkonzepten sofort wieder zu öffnen!
- Aufhebung der Homeoffice-Pflicht, damit die Menschen wieder an ihre Arbeitsplätze zurückkehren können!
- Vollgas beim Impfen!
- Das Bundesamt für Gesundheit (BAG) muss aufhören, die Schweizer Bevölkerung mit permanent wechselnden und fadenscheinigen Informationen zu manipulieren!

SVP Schweiz,  
Postfach 8252, 3001 Bern

[www.svp.ch](http://www.svp.ch)    /SVPch



Mit einer Spende an CH80 0900 0000 3000 8828 5, Schweiz. Volkspartei (SVP), Postfach, 3001 Bern; mit dem Vermerk «Corona-Irrsinn stoppen», unterstützen Sie unsere Kampagne. Herzlichen Dank für Ihre Hilfe!

Helfen Sie mit, die Lockdown-Hysterie des Bundesrates zu beenden!

Unterschreiben Sie noch heute die Petition:

- ▶ [www.lockdown-stop.ch](http://www.lockdown-stop.ch)
- ▶ Werden Sie SVP-Mitglied auf [www.svp.ch](http://www.svp.ch)



# Sommaruga gibt den Takt vor

Die SP-Bundesrätin werde nach ihrem Präsidialjahr einen schweren Stand haben, hiess es. Aber sie dominiert den Bundesrat weiterhin. Was macht sie besser als ihre Kollegen?

Als der Bundesrat vergangene Woche die Weichen stellte für ein Mobility-Pricing, hielt sich Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) hinterher zurück. Ihr Departement verschickte bloss eine Pressemeldung. Das passt eigentlich nicht zu Sommaruga, von der es heisst, sie schicke nicht ihre Beamten vor und stehe persönlich Red und Antwort zu Sachverhalten. Dabei geht es um eine Vorlage mit weitreichenden Folgen für viele.

Der Bundesrat will die versuchsweise Einführung von Verkehrsziöllen in verschiedenen Schweizer Regionen zulassen – im Fachjargon Mobility-Pricing genannt. Vom Ausgang dieser Pilotprojekte hängt ab, ob die Bevölkerung für die Benutzung der Verkehrsinfrastrukturen künftig noch stärker zur Kasse gebeten wird. Wer in Stosszeiten unterwegs ist, soll für die Benutzung der Verkehrsinfrastruktur mehr zahlen. Damit will man, so die Theorie der Experten, die Staus auf den Strassen und den Dichtstress in den Zügen beseitigen. Aber die Verkehrsministerin drückt sich seit Amtsantritt um eine glasklare Ansage.

Ist sie von ihrer eigenen Vorlage nicht überzeugt? Oder will sie sich aus taktischem Kalkül nicht festlegen? Ein konsequentes Mobility-Pricing würde nämlich auch den von ihr ideologisch favorisierten öffentlichen Verkehr verteuern. Daran hätte auch ihre Partei keine Freude. SP-Nationalrat Matthias Aebischer, ein politischer Gefolgsmann Sommarugas, sagt, die Billette für Bahn und Bus dürften auf keinen Fall aufschlagen. Er sei darum gespannt auf den Ausgang dieser Pilotversuche.

## Erst recht misstrauisch

Bürgerliche Parlamentarier wie der Verkehrspolitiker Philipp Matthias Bregy (CVP) befürchten auch deshalb, dass die ganze Übung nur dazu dient, am Ende ein Road-Pricing einzuführen, also einen neuen Wegzoll für den Strassenverkehr. Mit den Strassenverkehrsverbänden und der Automobilbranche steht Sommaruga ohnehin auf Kriegsfuss. Im letzten Jahr weigerte sich die Verkehrsministerin beharrlich, deren Vertreter zu einer Aussprache zu



*Einführung neuer Strassensteuern:*  
Verkehrsministerin Sommaruga.

empfangen. Dass die Kantone und Gemeinden bei dem Mobility-Pricing-Pilotversuch frei entscheiden können, ob sie Massnahmen nur für die individuelle Mobilität, nur für den öffent-

*Schon im Justizdepartement hat sie gezeigt, dass sie aus schwierigen Positionen Tore schiessen kann.*

lichen Verkehr oder für beides testen möchten, hat die Branchenvertreter erst recht misstrauisch gemacht.

«Dieser Ansatz kann die Pilotregionen dazu verleiten, dass sie dann hauptsächlich Massnahmen ergreifen, die den Autoverkehr noch mehr belasten», erklärt der Präsident des Automobil-Clubs der Schweiz, SVP-Nationalrat Thomas Hurter. Dies, weil ein Mobility-Pricing für den ÖV technisch und politisch wohl zu kompliziert sei. «Das Mobility-Pricing darf aber in keinem Fall als Versuchslabor dienen für die Einführung neuer Strassensteuern, die auf eine Verkehrsverlagerung oder ein Klimaziel ausgerichtet sind», so Hurter.

Aber genau darauf laufen die Pläne Sommarugas wohl hinaus. Dass sie besonders den motorisierten Verkehr härter anfassen will, hat sie Ende Januar bei der Präsentation der neuen Klimaziele des Bundesrates durchblicken lassen. Sommaruga will beim CO<sub>2</sub>-Ausstoss bis 2050 eine ausgeglichene Bilanz vorweisen. Der Strassenverkehr soll hier einen grossen Beitrag leisten. Das sagt sie nicht bloss so daher: Meistens setzt sie sich mit ihren Plänen auch durch.

## Premierministerinnen-Allüren

Selbst ihre politischen Gegenspieler sagen, sie dominiere alles, den Bundesrat und sogar die politische Agenda der einzelnen Fachkommissionen des Parlamentes – obwohl vielen die etwas pingelige Art der SP-Bundesrätin auf die Nerven geht. Aber Sommaruga hat schon als Nichtjuristin im Justizdepartement gezeigt, dass sie aus schwierigen Positionen Tore schiessen kann.

Im letzten Jahr sah es anfänglich so aus, als würde ihr das Coronavirus das Präsidialjahr verpfuschen. Sie interpretierte das Bundespräsidium einfach um, mischte sich in die Geschäfte ihrer Kollegen ein, zwang Aussenminister Ignazio Cassis zu einer Pressekonferenz über die Schweizer Kandidatur für den Uno-Sicherheitsrat. Sie stahl auch Parteikollege und Gesundheitsminister Alain Berset die Show, indem sie sich elegant in die Coronadebatte einschaltete.

Diese Premierministerinnen-Allüren würden ihr nach dem Ende ihres Präsidialjahres heimgezahlt, hiess es in anderen Departementen. Sommaruga werde mit ihren Geschäften im Gremium einen schweren Stand haben. Davon hat man bisher nichts gemerkt. Egal, was Sommaruga dem Bundesrat in den letzten Wochen aufsticht – ob Klimaziele, Postfinance-Privatisierung oder jetzt eben auch ein Mobility-Pricing –, sie kam damit schlank durch. Für Letzteres muss sie sich nicht einmal mehr öffentlich rechtfertigen, obwohl die Folgen happig sein können. Auch wenn sie keine Premierministerin ist: Sommaruga gibt im Bundesrat weiterhin den Takt vor.



# BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



**B**islang hat sich *NZZ am Sonntag*-Chefredaktor Luzi Bernet mit Kritik am Rahmenabkommen zurückgehalten. Nun jubelt er in seinem Leitartikel: «Endlich Frischluft für die Europadebatte.» Wortreich begrüsst er einen neuen Akteur in der Politik: den Unternehmer Alfred Gantner.

Bernet schwärmt: «Gantner lobt in Interviews die Operation Libero für ihre moderne Kampagnenführung, er findet, man müsse sich bei der EU entschuldigen für den beabsichtigten Ausstieg aus dem Rahmenabkommen, er geht explizit auf Distanz zur SVP, er betont die positiven Seiten des Projekts.»

Wohlverstanden: Gantner lehnt das Rahmenabkommen entschieden ab und ist bereit, sehr viel Geld in eine Kampagne zu stecken. Dafür hat er eigens eine Organisation gegründet. In deren Manifest ist nachzulesen, warum Gantner und seine Mitstreiter das Rahmenabkommen bekämpfen: «weil es die direktdemokratische Selbstbestimmung und die Souveränität der Schweiz viel zu stark beschneidet».

Worte wie «Selbstbestimmung» und «Souveränität» sucht man bei Bernet allerdings vergebens. Er sieht in Gantner vor allem einen Wirtschaftsführer, der sich «explizit» von der SVP abgrenzt. Dessen staatspolitische Einwände umgeht er weiträumig.

Lieber beschäftigt er sich mit der SVP. Diese wirke «orientierungslos», findet Bernet. Das mag sein. Doch immerhin argumentiert die Partei seit Jahren mit denselben Begriffen gegen das Rahmenabkommen, die nun auch Gantner vorträgt. Schnuppert da jemand wirklich Frischluft?

Der Schriftsteller Joachim Lottmann sagte einmal über seinen Kollegen, den begnadeten Deutschland-Kritiker Maxim Biller, man könne diesen sofort von einer Sache überzeugen, wenn man nur behaupte, das Gegenteil davon sei deutsch.

Streiche deutsch, setze SVP – und die freisinnige *NZZ* applaudiert.

Luzi Bernet schreibt in seinem Leitartikel, das Rahmenabkommen sei einen «ziemlich

*«Heidi» von Johanna Spyri sollte Pflichtlektüre an Journalistenschulen werden.*

sicheren Tod gestorben». Wenn das so ist, hat Alfred Gantner alles richtig gemacht.

**S**eien wir ehrlich: Journalisten sind Besserwisser, die selten etwas besser wissen. Oft erinnern ihre Analysen und Kommentare an einen Ausspruch des österreichischen Schriftstellers Thomas Bernhard, der dieser Tage neunzig Jahre alt geworden wäre: «Jedes Wort ein Treffer. Jedes Kapitel eine Weltanklage.»

Tatsächlich finden sich unter Journalisten viele Bernhard-Leser. Weniger beliebt ist Johanna Spyri mit ihren «Heidi»-Romanen. Die Bücher gelten als Kinderliteratur, hoffnungslos veraltet. Doch die Lektüre lohnt sich.

Als Heidi zum ersten Mal das Alpenglühfen erblickt, ruft sie aufgeregt: «O der schöne, feurige Schnee!»

Peter, der dieses Naturschauspiel kennt, ist weniger beeindruckt: «Es ist kein Feuer.»

«Was ist es denn?», fragt Heidi.

«Es kommt von selbst so», sagt Peter.

Wie die glühenden Berge hiessen, fragt Heidi.

«Berge heissen nicht», sagt Peter.

Dann geht die Sonne unter. «Nun ist alles aus, Peter!» Heidi setzt sich auf den Boden – «und sah so verstört aus, als ginge wirklich alles zu Ende», wie Spyri schreibt.

Da sagt Peter: «Es ist morgen wieder so.»

Man könnte noch lange weiterzitiieren. Doch der Ausschnitt genügt, um zu zeigen: Der Geissenpeter hat von der Welt wahrscheinlich mehr verstanden als viele Journalisten – Anwesende inbegriffen.

Neugier, wie sie auch Heidi zeigt, ist in diesem Beruf eine Tugend. Aber man kann sich von seiner Neugier auch davontragen lassen. Am Ende steht dann die Weltanklage im Zeitungsformat. Dabei ist es doch so: Ob Klimawandel, Corona-Pandemie oder Kulturkämpfe – auch morgen geht die Sonne unter, ohne die Erde mitzureissen.

«Heidi» sollte Pflichtlektüre an Journalistenschulen werden. Die Bücher von Thomas Bernhard kann man immer noch im Selbststudium entdecken.

**N**achtrag: Wer sich für Bernhard interessiert, dem sei der Roman «Alte Meister» empfohlen. Der alte Musikkritiker Reger, der aus Wien für die Londoner *Times* schreibt, sitzt jeden zweiten Tag im kunsthistorischen Museum, um die ausgestellten Werke so lange zu studieren, bis er ihre Fehler entdeckt hat. Als seine Frau stirbt, merkt er: «Wir können uns noch so viele Grosse Geister und noch so viele Alte Meister als Gefährten genommen haben, sie ersetzen keinen Menschen.» Klingt nach einem traurigen Buch, ist aber ein lustiges.



# Geburt eines Staatsmanns

Fast wäre er wie Donald Trump mit der Pandemie untergegangen. Doch es war schon immer falsch, Boris Johnson abzuschreiben. Sein Comeback ist spektakulär. Und inspirierend.

Francis Pike

Ich rechne damit, sehr bald aus der Haft entlassen zu werden. Laut der britischen Website, die den voraussichtlichen Impftermin ermittelt, sind nur noch 1372313, im ungünstigsten Fall 3751534 Menschen vor mir dran. Wenn man bedenkt, dass in Grossbritannien zwischen 400000 und 600000 Menschen täglich geimpft werden, bedeutet das, dass ich wohl irgendwann nach dem nächsten Wochenende meine erste Dosis bekommen werde. Bei einer derzeitigen Impf-Inanspruchnahme von 70,6 Prozent wurde mir ein Termin zwischen dem 13. und dem 24. Februar in Aussicht gestellt. Damit kann ich leben. Es könnte aber auch früher sein. Zwei von acht Freunden in meiner Whatsapp-Gruppe von alten Studienfreunden wurden bereits letzte Woche geimpft.

Mit der ersten Dosis wird sich alles ändern. Ich weiss das. Ich habe meine Mutter gesehen, eine rüstige Achtzigerin, die vor mehr als vier Wochen zum ersten Mal geimpft wurde. Nun wartet sie ungeduldig auf die zweite Dosis. Da der Impfstoff bekanntermassen schon nach drei Wochen wirksam wird, hat sie ihren «Haftentlassungsschein» praktisch schon vor einer Woche erhalten. Seitdem wirbelt sie durch die Strassen von Bath wie ein tanzender Derwisch. Ah, welche Freude, auf dem Samstagsmarkt einzukaufen! Sie fühlt sich wie neugeboren.

## Ennui des Lockdowns

Vielleicht bedauert sie nur, dass man ihr das deutsche Pfizer-Biontech-Vakzin geimpft hat und nicht den einheimischen Astra-Zeneca-Impfstoff aus Oxford. Ihr anderer Sohn (mein Zwillingsbruder) war in Oxford, und sie ist eine Patriotin alter Schule, eine Stoikerin, aufgewachsen in einem einsamen Dorf an der Küste von Cornwall, in dem es keine Elektrizität gab. Sie hat den Ennui des Lockdowns viel besser überstanden als ich. Ich habe gegen die Haftbedingungen des zweiten Lockdowns gewettert und meinen zweimonatigen Winteraufenthalt in der Schweiz (geplant für Januar und Februar) nicht antreten können.

Ich persönlich würde lieber eine Pfizer-Dosis bekommen. Nicht, weil dieser Impfstoff



Mit der Impfkampagne wendete er das Blatt: Stehaufmann Johnson.

eine Wirksamkeit von 90 Prozent hat (Oxford kommt nur auf 70 Prozent) – beide können offenbar verhindern, dass man stirbt, was ja die Hauptsache ist –, sondern weil ich in Cambridge studiert habe. Werde ich je darüber hinwegkommen, dass das umstrittene Cam-

*Vielleicht werde ich mich für einen Cocktail aus Moderna, Valneva mit einem Schuss Sputnik V entscheiden.*

bridge-Vakzin ein Reifall war? Meine Freunde, die in Oxford studiert haben, heizen mir schon gehörig ein.

Doch ich rechne damit, dass sich die Situation im Laufe des Jahres entspannen wird. «Team Boris» hat Impfdosen bei acht Herstellern bestellt, von denen drei zugelassen sind und die anderen kurz vor der Zulassung stehen: Pfizer, Oxford, Moderna, Novavax, Valneva, Janssen und sogar Sanofi, den französischen Impfstoff, auf den Präsident Macron gesetzt und verloren hat. Im nächsten Jahr

werden wir in dem Zeug schwimmen – 400 Millionen Dosen und mehr.

Beim nächsten Mal (die Sache könnte sich als jährliche Veranstaltung herausstellen) werde ich mich vielleicht für einen Cocktail aus Moderna, Valneva mit einem Schuss Sputnik V entscheiden. Das ist gar nicht so abwegig. Schon vor zwei Monaten hatten Astra Zeneca und das russische Gamaleja-Institut, der Hersteller von Sputnik V, vereinbart, gemeinsam an einer möglichen Kombination ihrer Impfstoffe zu forschen.

Vielleicht können Impfstoffe für Tauwetter in den Beziehungen zwischen dem Vereinigten Königreich und Russland sorgen. Alter Zyniker, der ich bin, fürchte ich, dass Impfstoffe das neue geopolitische Schlachtfeld sein werden, mit dem amerikanischen Moderna und Oxford-Pfizer auf der einen Seite und Sputnik V und dem chinesischen Sinovac auf der anderen Seite.

Impfprojekte sind aber nicht nur eine globale Angelegenheit. In jedem einzelnen Land wird Covid-19 den Lauf der Geschichte beeinflussen. Wäre Trump ohne Covid-19 denn nicht wieder-

gewählt worden? Im vergangenen Jahr beim Weltwirtschaftsforum in Davos trat er selbstbewusst als Präsident, der entschlossen war, durch seine Fiskalpolitik die US-Wirtschaft zu transformieren und auf Wachstumskurs zu bringen. Trump und nicht Greta Thunberg war der Star des jährlichen Auftritts der wichtigsten Entscheider. Bei den Wahlen musste Trump einen hohen Preis für Corona bezahlen.

Im Vereinigten Königreich hätte Covid-19 auch für Boris beinahe katastrophal geendet. Zu Beginn des vergangenen Jahres war er ein energiegeladener, neugebackener Premierminister mit einer überwältigenden parlamentarischen Mehrheit im Rücken. Er hatte mit dem Credo «Get Brexit done» die Wahlen haushoch gewonnen und den neomarxistischen Oppositionsführer Jeremy Corbyn erledigt. Das Gespenst einer protokommunistischen, propalästinensischen, antisemitischen Labour-Regierung war vom Tisch. Mit dem Superhirn Dominic Cummings an seiner Seite wollte Boris die Post-Brexit-Wirtschaft transformieren und zugunsten der «abgehängten» Wähler in Nordengland ausrichten. Covid-19 machte ihm einen Strich durch die Rechnung.

### Brillanter Schachzug

Für mich und Boris war der Corona-Ausbruch eine Katastrophe. Ich hatte mir beim Skifahren in den Bergen von Kappadokien einen Rückenerv eingeklemmt und lag bewegungsunfähig in meinem Hotel. Für Boris kam es noch schlimmer. Er verhängte den Lockdown wahrscheinlich zu spät und wurde von der BBC und den Corona-besessenen linksliberalen Medien in Stücke gerissen.

Aber die eigentliche Katastrophe war der Mangel an Schutzmasken. Public Health England (PHE), eine eigene Abteilung des Gesundheitsministeriums, die den grotesk sozialistischen nationalen Gesundheitsdienst umkrepeln sollte, hatte es versäumt, einen Bestand an Gesichtsmasken einzurichten. PHE war 2012 gegründet worden, um die medizinische Versorgung unabhängig vom Staat zu organisieren – ein brillanter Schachzug, der die Regierung bei eventuellen Problemen im Gesundheitswesen entlastet hätte; nur funktionierte es nicht. Als im März vergangenen Jahres die Situation richtig kritisch wurde, machte man die Regierung natürlich trotzdem verantwortlich.

Es folgte ein peinliches Gerangel um Schutzmasken. An allen Ecken und Enden tauchten windige Geschäftemacher auf. Mancher Glückspilz verdiente ein Vermögen. Boris gab Unsummen für überteuerte Masken von zumeist minderer Qualität aus. Dann versprach er ein erstklassiges Test- und Nachverfolgungssystem. Der Kauf von Test-Kits war ein noch grösseres Fiasko. Der Staat gab Abermillionen für Kits aus, die nichts taugten.

Überdies lag das ganze Test-Projekt in den Händen von Baroness Dido Harding, der Ehefrau eines konservativen Abgeordneten, der über gute Kontakte zur Parteispitze verfügt. Was sie ausserdem für den Job qualifizierte, war ihre Vergangenheit als gescheiterte Chefin einer Telefongesellschaft. Natürlich war sie für ihre Verdienste mit einem Sitz im Oberhaus belohnt worden, einem Klüngel von Vetternwirtschaft und Unfähigkeit, weshalb das House of Lords bei einigen von uns als «Haus der Schande» bekannt ist. «Test und Nachverfolgung» waren, wenig überraschend, ein Desaster. Nicht zum ersten Mal hatte Boris zu viel versprochen und zu wenig geliefert.

Angesichts seines offenkundigen Versagens in der Corona-Krise wuchs die allgemeine Unzufriedenheit. Selbst in seiner eigenen Partei grummelte es. Zu Beginn des ersten Lockdowns



soll er in einen erbitterten finanziellen Hickhack im Rahmen der Scheidungsvereinbarung mit seiner Ex-Frau verwickelt gewesen sein. Er machte einen niedergeschlagenen Eindruck und hatte offenbar einen Haufen Geld verloren. Sein chaotisches Privatleben gab zu noch mehr Fragen Anlass: Wie sah seine Beziehung zu Carrie Symonds aus, seiner 24 Jahre jüngeren Lebensgefährtin? Warum hatte er sie noch nicht geheiratet? Wie würde er als 56-Jähriger mit seiner Vaterrolle fertig werden? Im Netz kursierten schlüpfrige Geschichten über sein Privatleben. Konnte er bei dem Chaos in seinen persönlichen Verhältnissen überhaupt das Amt des Premiers ausüben?

Und zu allem Übel erkrankte er auch noch an Covid-19, und zwar ziemlich heftig. Nach seiner Genesung schien er seinen Biss verloren zu haben. Sein Verhalten gegenüber dem

neuen Chef der Labour Party, dem scharfzüngigen Anwalt Sir Keir Starmer, war ungeschickt. Boris, munkelte man, habe zwar den Job, von dem er immer geträumt habe, aber es mache ihm keinen Spass. Er sei nicht der Unternehmenschef, der souverän über dem täg-

### *Dass EU-Politiker wie die Ratten übereinander herfallen, hat Boris' Beliebtheit Auftrieb gegeben.*

lichen Einerlei stehe, sondern lasse sich von der Arbeitslast erdrücken. Es hiess schon, dass Rivalen bereitstünden, ihn aus dem Amt zu drängen. Er werde sich höchstens bis zum Sommer 2021 halten.

Doch es war schon immer falsch, Boris abzuschreiben. In einem ersten Streich setzte er sich gegenüber der EU durch und handelte einen überzeugenden Brexit-Vertrag aus.

Vor zwei Wochen folgte der dramatische Durchbruch: Boris war wieder da, wie so oft. Mit der Impfkampagne wendete er das Blatt endgültig. Nicht nur schwimmt das Vereinigte Königreich geradezu in Impfdosen (verglichen mit Europa), die Organisation klappt auch wie am Schnürchen. Es ist ein spektakulärer Erfolg. Am vergangenen Wochenende waren mehr als 18 Prozent der Bevölkerung des Vereinigten Königreichs geimpft, während es in Frankreich nur 3 Prozent waren.

Verglichen mit der EU, die in Sachen Impfstoffbeschaffung unübersehbar inkompetent agiert, schneidet die britische Regierung sehr gut ab. Dass EU-Politiker wie die Ratten übereinander herfallen, hat wiederum Boris' Beliebtheit Auftrieb gegeben. Sieht der Brexit inzwischen nicht gut aus? Labour-Chef Starmer, dessen quengelig nasale Stimme immer schriller wird, hat derweil einen treffenden Spitznamen verpasst bekommen – «Captain Im-Nachhinein».

### «Niemand soll mehr sterben»

Schlimmer noch, in der vergangenen Woche machte er im Unterhaus falsche Angaben über sein Eintreten für die Europäische Arzneimittelagentur.

Dank gezielter Leaks in der Presse ist nun auch klar, dass Boris auf britische Unabhängigkeit in Sachen Impfstoffversorgung drängte und dass er einen erfahrenen Pharmaunternehmer als Chef des Impfprogramms berief. «Niemand soll mehr sterben», soll seine lapidare Anweisung gewesen sein. In mehr als einer Hinsicht hat sich der Erfolg des Impfprogramms als Boris' höchstpersönlicher «Haftentlassungsschein» erwiesen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork  
Francis Pike ist ein britischer Historiker und Autor von «Empires at War – A Short History of Modern Asia Since World War II».



## PERSONENKONTROLLE

# Wermuth, Calmy-Rey, Cassis, Tunger-Zanetti, Brussig, Trump, Lawrow, Borrell



Männer, die sich nie frisieren: Wermuth.

**Cédric Wermuth**, Frauenverstehender, hat nach einem langen Lernprozess gemerkt, worauf es bei der Gleichstellung von Mann und Frau wirklich ankommt. Als nämlich ein Journalist von CH Media den SP-Nationalrat fragte, woran er konkret gemerkt habe, dass er es im Vergleich zu gleichaltrigen Frauen leichter habe, gab er zur Antwort: «Schauen Sie das Parlament an. Da gibt es unzählige Männer, die frisieren sich nie. Die steigen aus dem Bett und kommen so ins Bundeshaus.» Dann gibt es auch ein paar Politiker wie Wermuth, die steigen aus dem Bett und kommen immer unrasiert ins Parlament. (hmo)

**Thomas Brussig**, Volkspädagoge, sieht die einzige Rettung Deutschlands in der Wiedereinführung des Führerprinzips. Der «peinliche» **Donald Trump**, der «dumme» Brexit und schliesslich das Killervirus Covid-19 hätten uns die «Impotenz» der Demokratie drastisch vor Augen geführt, schreibt der preisgekrönte Erfolgsschriftsteller und Drehbuchautor (ARD) in der *Süddeutschen Zeitung* unter dem Titel «Mehr Diktatur wagen». Der Essay, der zum Schluss gelangt, dass sich Chinas Einparteiensystem auf allen Ebenen als überlegen erwiesen habe, ist notabene ernst gemeint. Brussig im O-Ton: «Dass ausgerechnet die Corona-Leugner eine «Corona-Diktatur» heraufziehen sehen, sollte erst recht Grund sein, sie zu wollen.» Immerhin weiss Brussig, wovon er spricht. Er wurde 1964 in der DDR geboren und leistete seinen Wehrdienst bei der Volkspolizei. (axb)

**Andreas Tunger-Zanetti**, Geschichten-erzähler, meldet sich zurück. Der Religionsforscher an der Universität Luzern hatte kürzlich eine Studie zur aktuellen Burka-Debatte verfasst. In der Analyse feierte der Autor ein Gespräch mit einer verhüllten Muslima als



Griff zum Zweihänder: Calmy-Rey.

eigenen Forschungsbeitrag. Nach Kritik daran gibt sich der Wissenschaftler in seinem neuesten Beitrag auf eine sympathische Art selbstkritisch. «Wir behaupten nicht, die Aussagen unserer einzigen Gesprächspartnerin seien repräsentativ für alle Nikab-Trägerinnen in der Schweiz», schreibt er. Genau das ist der Punkt. Vielleicht wechselt der Gelehrte ja eines Tages in den Journalismus. Aber aufgepasst, auch in diesem Metier gilt die Regel: Eine Quelle reicht nicht für eine Geschichte. (odm)

**Micheline Calmy-Rey**, Immer-noch-Aussenministerin, lässt sich wieder einmal vernehmen. Und wie. Gegenüber der NZZ liess die frühere Schweizer Aussenministerin kein gutes Haar am jetzigen Amtsinhaber **Ignazio Cassis** (FDP). Die Genfer Sozialdemokratin sieht Anzeichen dafür, dass der Tessiner eine andere aussenpolitische Richtung einschlägt als die von ihr zwischen 2003 und 2011 propagierte aktive Neutralität. Gemeint ist damit ein verstärktes Engagement für Frieden und Menschenrechte. Gut, greift nicht jeder Bundesrat im Ruhestand gleich zum Zweihänder, wenn der Nachfolger neue Wege bestreitet. (hmo)

**Sergej Lawrow**, Kreml-Eminenz, kann sich einen weiteren Skalp an den Gürtel heften – den des EU-Aussenbeauftragten **Josep Borrell**. Der seit 2004 amtierende russische Aussenminister führte den Spanier in Moskau als blutigen Dilettanten vor. Unwiderrspochen nannte Lawrow die EU einen «unzuverlässigen Partner» und dokumentierte Polizeibrutalität in EU-Staaten. Borrell stand schweigend daneben. Er habe aber im Gespräch mit Lawrow den Mund aufgemacht, beteuerte sein Sprecher. Nun fordern EU-Parlamentarier Borrells Rücktritt. (ky)

## Schweizer Fernsehen: Frauen als Opfer

Die Schweiz feiert fünfzig Jahre Frauenstimmrecht. Ganz vorne mit dabei: das Schweizer Fernsehen. Eine ganze Reihe von Interviews wurden dafür angefertigt. Zu den Protagonisten gehören: eine Künstlerin, die Vulva-Teppiche kreiert und Performances zu «Guided Group Masturbation» darbietet; eine im Alliance-F-Vorstand tätige GLP-Nationalrätin; eine Sozialanthropologin, die sich gegen «Raubtierkapitalismus und ausbeuterische Arbeitsverhältnisse» ausspricht; und ein LGBTIQ-Aktivist, der sich gerne in sein Drag-Alter-Ego «Mona Gamie» verwandelt.

Als bürgerliche Frau reibt man sich die Augen: Wo ist die vielgepriesene Diversität geblieben? Warum wurden nur Vertreterinnen aus dem Mitte-links-Spektrum interviewt? Wo sind die Stimmen der beruflich erfolgreichen, emanzipierten Geschlechtsgenossinnen aus dem rechten oder liberalen Spektrum?

Stattdessen: Vagina-Monologe.

Möglicherweise werden bürgerliche Frauen genau deswegen aus den Feminismusdebatten ausgeschlossen: nicht, weil sie nicht daran teilnehmen wollten, sondern weil sie die dauerhafte Zurschaustellung des weiblichen Geschlechtsteils als Sinnbild feministischer Errungenschaft für pubertär halten.

Tatsächlich fühlt man sich an Jungs auf dem Pausenplatz erinnert, die anrühige Bilder auf dem Handy herumzeigen, um durch diese Provokation auf sich aufmerksam zu machen. Warum fällt Feministinnen seit Jahren nichts Gescheiteres ein?

Letztlich handelt es sich dabei um eine ordinäre Dauerbewirtschaftung der weiblichen Opferrolle. Das Beispiel steht für die «Wir sind noch lange nicht am Ziel»-Mentalität, die überall eine Unterdrückung der Frau wittert, auch sexuell. Wem soll das nützen? Viele Zuschauer dürften nur noch genervt wegzappen, wenn wieder lang und breit korrekt umgesetzte Gender-Politik gefordert und über Ungleichheit zwischen den Geschlechtern geklagt wird.

Es wäre an der Zeit, dem Bild der starken und unabhängigen Frau, dem man so gern anhängt, gerecht zu werden. Die Frauen, die sich vor fünfzig Jahren für unser Stimmrecht eingesetzt haben, sahen sich als Vorkämpferinnen, nicht als Opfer.

Nicole Ruggie

Die Autorin ist Studentin und Mitglied der FDP.





## VIP-Spezial «Musikreise nach Hamburg»

# Hansestadt mit Ohrenschmaus

Die weltoffene Hafenmetropole ist berühmt für ihre Sehenswürdigkeiten und kulturellen Höhepunkte. Zu den Hauptattraktionen zählt die Elbphilharmonie mit ihrer spektakulären Architektur und der aussergewöhnlichen Akustik. All das ist auf dieser Kurzreise mit Augen, Ohren und Gaumen zu geniessen.

Willkommen in einer der faszinierendsten Städte Deutschlands. Als Erstes steht eine Stadtrundfahrt auf dem Programm. Aussenalster, Michel, Rathaus, Reeperbahn und Hafen mit Speicherstadt sind einige der Stationen. Abends wird in aussergewöhnlicher Kulisse gespeist: Das authentische Restaurant «Schifferbörse», das schon oft als Filmkulisse genutzt wurde, verwöhnt seine Gäste mit Köstlichkeiten aus dem Meer. Genächtigt wird im 4-Sterne-Hotel ganz in der Nähe vom Bahnhof Dammtor.

Die Hafencity besuchen wir am zweiten Tag. Nirgendwo sonst berühren sich das alte und das neue Hamburg so harmonisch wie hier. Dem Mittagslunch im Traditionsrestaurant «Kajüte» folgt ein Rundgang durch die historische Speicherstadt. Hier liegt noch immer der Duft von Kaffee, Tee oder Gewürzen in der Luft. Am Abend kommen wir in den einmaligen Genuss eines Konzerts im Grossen Saal der Elbphilharmonie. Im Juni gastiert da das

erstklassige Gulbenkian-Orchester aus Lissabon; im November die Starsopranistin Sonya Yoncheva mit Orchester.

Was wäre Hamburg ohne Hafentrundfahrt? Dieser können wir uns fakultativ am Vormittag des dritten Reisetages anschliessen und dabei den Duft der grossen, weiten Welt erschnuppern. Nach dem Mittagessen in einem ausgewählten Restaurant besichtigen wir zur finalen Krönung dieses Ausfluges die traditionelle Kaffeerösterei Burg mit Kaffeeverkostung.

Zum Rückflug nach Zürich starten wir am Nachmittag – mit schönen, wertvollen Erinnerungen an die erlebnisreiche Zeit in Hamburg.

### BUCHEN OHNE RISIKO

Reisebuchungen für 2021 können Sie bei uns – ohne Angabe von Gründen – bis 60 Tage vor Reisebeginn kostenlos stornieren!

### Platin-Club-Spezialangebot

#### VIP-Spezial «Musikreise nach Hamburg»

#### Reisetermine:

27. bis 29.06.2021:  
Gulbenkian-Orchester Lissabon  
21. bis 23.11.2021:  
Starsopranistin Sonya Yoncheva mit Orchester

#### Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Hamburg–Zürich
- Gebühren und Hoteltransfer
- 3 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «Radisson Blu»
- Abendessen «Schifferbörse»
- Mittagsimbiss «Kajüte»
- Stadtrundfahrt
- Ausflug «Hafencity und Speicherstadt»
- Beste Konzertkarte (Kat. 1) in der Elbphilharmonie
- Qualifizierte, diplomierte Reiseleitung

#### Preise (pro Person im Doppelzimmer):

Mit *Weltwoche*-Abo: ab Fr. 1295.–  
Für Nichtabonnenten: ab Fr. 1595.–  
Zuschlag für November-Termin Fr. 80.–  
Hafentrundfahrt und Kaffeerösterei Fr. 90.–

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an [info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch)

#### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

## MÖRGELI

### Eritrea und Schweiz, eins wie das andere

Die Dummheit ist ein menschliches Privileg. Denn in der Natur finden wir sie nirgends. Nur im *Blick* gilt die Dummheit als natürliche Begabung. Neulich berichtete dieses Blatt über Fana Asefaw aus Winterthur. Für die gebürtige Eritreerin gebe es «keine grossen Unterschiede zwischen der Schweiz und Eritrea». Ach ja? Warum nur hat Frau Asefaw den beschwerlichen Weg hierher auf sich genommen?

«In Eritrea heiraten die Frauen oft früh, bekommen Kinder und bleiben daher zu Hause und kümmern sich um die Familie», meint Fana Asefaw. Um anzufügen: «In der Schweiz ist das kaum anders.» Hier heiraten die Frauen im Durchschnitt im Alter von 31,1 Jahren. Was nicht speziell früh ist. Gäbe es keine Eritreerinnen, läge das Heiratsalter noch höher. An unseren universitären Hochschulen (inklusive ETH) beträgt der Frauenanteil 51,4 Prozent. Die Quote der erwerbstätigen Frauen liegt bei fast 75 Prozent, so hoch wie in keinem EU-Staat. Ohne die Eritreerinnen wäre dieser Anteil noch höher.

Die Eritreer stellen bei uns mit Riesenabstand am meisten «Flüchtlinge». Die Schweizerinnen und Schweizer bezahlen Milliarden für die zumeist lebenslang sozialhilfeabhängigen Eritreer. Wie dumm müssen sich eigentlich der Schreiner in Lommiswil, die Verkäuferin in Affeltrangen und der Spengler in Untervaz vorkommen, wenn sie den *Blick* lesen? Wo ihnen eine Eritreerin erklärt, es sei in der Schweiz kaum anders als in ihrem Herkunftsland. Warum packt sie nicht unverzüglich ihre Koffer und verlässt das unwirtliche Helvetien?

Dabei wäre Fana Asefaw nicht dumm. Sie hat ein Medizinstudium in Deutschland absolviert und kam von dort – wie so viele – in die eritreaähnliche Schweiz. Um hier als Kinder- und Jugendpsychiaterin zu arbeiten. Vielleicht glaubt sie ja ihren Unsinn selber nicht. Doch die *Blick*-Journalisten glaubten an die grosse Gleichstellungsgeschichte. Mit den Zeitungsschreibern ist es wie im echten Leben: Die Dummen drängen sich vor, um gesehen zu werden. Die Klugen stehen zurück, um zu sehen. Zum Glück verflüchtigen sich viele menschliche Dummheiten schnell. Doch der *Blick* verewigt sie.

Christoph Mörgeli

## ETH-Rat wurstelt weiter

Das Führungsgremium will eine Deutsche zur Direktorin ernennen, obwohl sie die Kriterien nicht erfüllt.

Beat Gygi

Der ETH-Rat als oberstes Leitungsorgan des ETH-Komplexes ist in den vergangenen Jahren wegen unglücklicher Vorfälle und fragwürdiger Entscheidungen mehrmals in die Schlagzeilen geraten. Im Frühling 2019 stand das Gremium unvermittelt im Rampenlicht, als nach dem altersbedingten Rücktritt des Ratspräsidenten Fritz Schiesser kein Nachfolger verfügbar war. Erst ein Jahr später stand Michael Hengartner, der frühere Rektor der Universität Zürich, dafür bereit. Eine zeitgerechte Nachfolgeplanung war nicht gelungen. Der Rat beaufsichtigt die ETH Zürich, die ETH Lausanne sowie die vier Forschungsanstalten Eawag, Empa, PSI (Paul-Scherrer-Institut) und WSL (Wald, Schnee und Landschaft).

Wellen warf insbesondere die anhaltende Auseinandersetzung um die Astrophysikerin Marcella Carollo, die nach über zehnjähriger Tätigkeit im Juli 2019 als erste Professorin in der Geschichte der ETH öffentlich entlassen wurde. Negativ fiel schliesslich auf, dass die Zusammenlegung des Wasserforschungsinstituts Eawag mit der WSL zu einem «Institut von Weltklasseformat» durch eine Indiskretion publik wurde und erst zehn Tage danach die offizielle Meldung erfolgte.

### Tod des Direktors

Damit wurde die Schaffung einer komplexen Organisation beschlossen, bei der von aussen schwer ersichtlich war, worin die Fusionsvorteile bestehen könnten. Die Eawag mit 500 und die WSL mit rund 600 Mitarbeitern sollen unter dem Obertitel «Klimaforschung» zusammengeführt werden. Aufsehen erregte auch, dass der weitreichende Fusionsbeschluss in die Zeit fiel, in der der ETH-Rat nur interimistisch geführt wurde. Nach der Bekanntgabe des Projekts blieb es in der Öffentlichkeit lange still. Der Tod des WSL-Direktors Konrad Steffen, der im August 2020 bei Feldarbeiten in Grönland verunglückte, rief den Zusammenschluss wieder in Erinnerung.

Mitten im Fusionsprozess stand die WSL plötzlich ohne oberste Leitung da. Die

Ausschreibung zur Wiederbesetzung des Direktorenpostens, verbunden mit einer Doppelprofessur in Zürich und Lausanne, erfolgte durch den ETH-Rat am 25. September 2020. Das Anforderungsprofil verlangt Folgendes: einen international anerkannten wissenschaftlichen Leistungsausweis, Erfahrung als Führungskraft einer grossen Forschungsinstitution beziehungsweise grossen Forschungsgruppe, Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit anderen Forschungsinstitutionen und staatlichen Stellen, Vertrautheit mit den politischen und gesetzgeberischen Prozessen in der Schweiz und deren kultureller Vielfalt sowie eine Amtsperiode von mindestens vier Jahren.

### Geht es um die Gender-Frage?

Jetzt plant der ETH-Rat laut Informationen aus Deutschland die Ernennung von Prof. Dr. Beate Jessel als Direktorin der WSL. Die 59-jährige Deutsche ist Präsidentin des deutschen Bundesamts für Naturschutz in Bonn. Diese Behörde ist deutlich kleiner als die WSL und verfolgt auch eine engere Forschungsperspektive (ohne Schnee und Lawinen). In den gängigen internationalen Hochschul- und Forschungs-Rankings ist sie nicht zu finden.

Vergleicht man Jessels Leistungsausweis mit den Qualifikationsanforderungen des ETH-Rats, zeigt sich nicht viel Übereinstimmung. Hinzu kommt, dass eine mit Schweizer Gegebenheiten wohl nicht sehr vertraute Person den laufenden Fusionsprozess voranbringen soll. Wie sieht jetzt der ETH-Rat seine eigenen Anforderungen, kam eventuell die Gender-Frage ins Spiel? Beobachter weisen darauf hin, dass neue Direktoren in jüngerer Zeit immer von aussen kamen und dies häufig zu Turbulenzen führte. Das gilt für Rodolphe Schlaepfer (1987–1996) wie Mario Broggi (1997–2004). Erst durch James Kirchner (2007–2012) und Konrad Steffen (2012–2020) sei eine Beruhigung gelungen. Warum wird jetzt nicht eine Forscher- und Führungspersönlichkeit aus dem ETH-Bereich oder der Schweiz mit deren Führung betraut? Kandidaten wären verfügbar.



# Bäumele und Rossier: Unsere zwei Sputniks

Diese Woche weilt der weitgehend durchgeimpfte Bundesrat in seinen wohlverdienten Ferien.



In meiner Jugend lagen wir, sobald es dunkel wurde, auf 1900 Meter über Meer auf dem Rücken liegend im Gras. Und starrten in den wolkenfreien Nachthimmel. Wir hofften und glaubten, den einen oder anderen blinkenden Sputnik ausmachen zu können.

Die todgeweihte Hündin Laika – der erste Hund, genauer: die erste Hündin im Weltall – durfte im Sputnik 2 mitfliegen. Und musste im All sterben, weil eine rettende Rückkehr auf die Erde nicht vorgesehen war. So brutal waren damals die Kommunisten, der Wettbewerb der Systeme, der Kalte Krieg. Der westlichen Welt sass der Schreck in den Knochen.

Der Grünliberale Martin Bäumele ist jener Nationalrat, der sich bisher mit Abstand am intensivsten mit der Corona-Krise auseinandergesetzt hat. Er empfiehlt der Schweiz dringend, den günstigen russischen Impfstoff Sputnik V zu kaufen. Hat er recht? Vielleicht. Denn die meisten Experten staunen inzwischen über die guten Daten des Putin-Impfstoffs.

Der Diplomat Yves Rossier ist – wie Martin Bäumele – politisch ein hochbeweglicher Sputnik. Zwischen 2017 und 2020 war er Botschafter der Schweiz in Moskau. Rossier liess sich bereits letztes Jahr – als alle Medien davon abrieten – in Russland freiwillig mit dem Sputnik-Impfstoff impfen. Unser somit doppelt immuner Diplomat hat überlebt. *No risk, no fun.*

Reagiert Bundesbern? Vorläufig geschieht nichts. Denn diese Woche weilt der Bundesrat in seinen wohlverdienten Ferien. Weitere Entscheide werden am 17. Februar erwartet.

Mächtig Druck macht der Zürcher Volkswirtschaftsdirektor auf den inzwischen windel-

weichen Sparonkel Ueli Maurer. Es brauche eine Aufstockung der Härtefallgelder von 2,5 auf mindestens 10 Milliarden Franken. Versuchen wir den Plan Stocker zu verstehen:

**Stocker 1:** Geld bekommen alle Betriebe, die während mehr als vierzig Tagen geschlossen waren. Und alle, die mehr als 40 Prozent Umsatzverlust erlitten haben. Für Stocker müssen die Letzteren sinnvollerweise die Zeit zwi-

## *Werden die starken Kantone mit Hilfe von Maurer die schwachen ein zweites Mal über den Tisch ziehen?*

schen dem 1. März 2020 und dem 28. Februar 2021 mit dem Durchschnitt der Jahre 2018 und 2019 vergleichen.

**Stocker 2:** Wer eine dieser zwei Bedingungen erfüllt, bekommt maximal 750 000 Franken vom Staat. Aber nur, wenn er nachweist, dass er Geld verloren hat.

**Stocker 3:** Zahlungen erfolgen nicht aufgrund des Umsatzverlustes, sondern auf der Basis des Umsatzes und machen 20 Prozent desselben aus.

**Stocker 4:** Erfolgreiche Gastro-Unternehmer wie die Bindellas fallen zwischen Stuhl und Bank. Weil nicht pro Betriebsstätte abgerechnet wird.

Von der ersten Tranche der 2,5 Milliarden Härtegelder erhielt der Kanton Zürich vom Bund pro Einwohner 240 Franken. Der Kanton Thurgau wurde – wie alle finanzschwachen

Kantone – über den Tisch gezogen. Und erhielt deshalb zur Strafe nur 150 Franken pro Einwohner. Die spannende Frage, die bisher niemand gestellt hat: Werden die finanzstarken Kantone mit der Hilfe von Ueli Maurer die finanzschwachen ein zweites Mal über den Tisch ziehen? Wird die Zürcher SVP die Thurgauer SVP ein zweites Mal erfolgreich abseilen?

Derweil werden alle immer nervöser. Bisher hatte der Bankrat der Nationalbank gar rein nichts zu sagen. Jetzt geschah ein kleines Wunder: Diesmal informierte Thomas Jordan den Bankrat über die geplante Erhöhung der Ausschüttung an Bund und Kantone. Und dieser folgte ihm.

Auch diese Büchse der Pandora ist somit geöffnet. Fredy Gantner, der milliardenschwere neue Brexit-Mister «Planlos», ist immerhin für einen Staatsfonds. Er, Gantner, wisse genau, wie man pro Jahr eine reale Rendite von 5 Prozent herauskitzeln könne. Macht bei einem Vermögen der Nationalbank von einer Billion 50 Milliarden Franken pro Jahr aus.

Hyperventilierende Milliardäre muss man beschäftigen. Die Nationalbank müsste Gantner 200 Milliarden anvertrauen, sofern er für 10 Milliarden Gewinn pro Jahr persönlich haftet. Der Nutzen: Gantner bekäme absehbar kalte Füße. Sein inhaltsleeres Schaulaufen gegen die bilateralen Verträge wäre beendet. Ein Sputnik weniger.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz



# Festschmaus im Barockschloss

Der oberste Schweizer Gesundheitsdirektor, Lukas Engelberger, wacht über den Shutdown. Sich und seinen Basler Regierungskollegen gönnt er ein mehrgängiges Bankett.

*Christoph Mörgeli*



*Vollkommen aus dem Häuschen:* Villa Wenkenhof in Riehen, Regierungsrat Engelberger.

**A**m Dienstag, 2. Februar, verbot der Basler Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger (CVP) den Basler Fasnachtscliquen, ihre Schnitzelbänke bei Telebasel aufzuzeichnen. Dabei sollte dies während des abgesagten Traditionsanlasses wenigstens ein bisschen Fasnachtsstimmung in die Wohnstuben zaubern. Doch Engelbergers Departement befand, die Schnitzelbänke der Basler Fasnacht – immerhin ein Unesco-Welterbe – seien «nicht von übergeordnetem öffentlichem Interesse». Nach einem Tsunami der Entrüstung brach Engelberger zwei Tage später ein: Er habe die «Appelle der Bevölkerung» erhört und wegen der «starken Reaktionen» entschieden, seine Meinung zu ändern. Damit bewies der Mitte-Politiker zwar die Wendigkeit eines Rheinlachs; der Ernst-

haftigkeit seiner Covid-Argumente leistete er allerdings einen Bärenienst.

## Büezer essen in der Kälte

Von «übergeordnetem öffentlichem Interesse» war am Tag des Schnitzelbankverbots offenbar ein mehrgängiges Bankett, das sich der Basler Gesamregierungsrat inklusive Engelberger genehmigte. Zur Feier des Abschieds von vier Amtskollegen trafen sich die Magistraten zu ihrer Sitzung ausnahmsweise im prachtvollen Wenkenhof in Riehen. Das wunderschöne Barockschloss (die Basler bezeichnen es bescheiden als Villa) im einmaligen Park bot laut dem Stadtbasler Kommunikationschef Marco Greiner einen «würdigen Rahmen».

Während dieser letzten Sitzung trug ein Partyservice ein mehrgängiges Menü auf,

unter anderem Fisch, Fleisch und Mousse au Chocolat, nebst Weinen und Kaffee. Im Raum der regierungsrätlichen Festlichkeit befanden sich die sieben Regierungsräte, die beiden Staatsschreiber, eine Weibelin sowie zwei bedienende Personen des Caterings. Mit anderen Worten: Es handelte sich mitten in der Covid-Pandemie um ein Zusammentreffen von einem Dutzend Haushalten.

Seine feudale Lustbarkeit genehmigte sich der Basler Regierungsrat ausgerechnet während des von ihm und vom Bund verfügten strengen gastronomischen Shutdowns sowie der Fünf-Personen-Regelung bei Privatbesuchen. Offenbar dachte das rot-grün beherrschte Gremium keine Sekunde an die Büezer, die gegenwärtig in ihrer Mittagspause nicht einmal eine warme Gaststube aufsuchen dürfen, sondern ihr Sand-

wich in der Kälte verzehren müssen. Immerhin war dem Regierungsrat der Festschmaus selber nicht ganz geheuer; er verzichtete jedenfalls darauf, die opulente Verabschiedung von Regierungspräsidentin Elisabeth Ackermann (Grüne), Hans-Peter Wessels (SP), Baschi Dürr (FDP) und Christoph Brutschin (SP) öffentlich zu kommunizieren. Erst als «Weltwoche daily» die Gasterei bekanntmachte, reagierte die aufgeschreckte Kantonsregierung mit einer ganzen Reihe von aufgeregt-beruhigenden Mitteilungen auf Twitter.

Auch gegenüber den Medien versuchten die Stadtbasler Kommunikanten, den Skandal ihres Gelages zu einer Affäre *Weltwoche* zu stilisieren. Die Strategie bestand darin, Vorwürfe energisch zu dementieren, welche die *Weltwoche* gar nie erhoben hatte. So verwahrte sich der Regierungsrat heftig dagegen, ein «Abendbankett» veranstaltet zu haben. Doch von einem «Abendbankett» war bei «Weltwoche daily» überhaupt keine Rede.

### Catering mit Service ist fragwürdig

Dieses Mittagsbankett war abwegig genug und zeugt von respektloser Dreistigkeit gegenüber der Basler Bevölkerung, welcher dergleichen gerade wegen der Massnahmen ihrer Regierung streng verboten ist. Wie ein ertappter Dieb sprach Regierungssprecher Greiner von einem «mehr oder weniger normalen Arbeitsessen».

Grossen Wert legte Greiner auf die Feststellung, dass sich der Regierungsrat gemäss Bundesrecht zu Sitzungen zusammenfinden dürfe. Etwas Gegenteiliges hat die *Weltwoche* nie geschrieben, hingegen den anschliessenden Festschmaus mitten im gastronomischen Shutdown thematisiert. Auch sei – so bemitleidet sich Basels Exekutive – die Stimmung «ziemlich nüchtern» gewesen. «Mir hat es leid getan für die scheidenden Regierungsratsmitglieder», drückte ihr Sprecher Greiner auf die Tränendrüse. Schliesslich blieb auch nicht unerwähnt, dass die regierungsrätlichen Zecher einen Mindestabstand eingehalten und mit den Weingläsern nicht angestossen, sondern sich nur zugeprostet hätten. Auch von Anstossen war im Bericht von «Weltwoche daily» nichts zu

### Es handelte sich mitten in der Pandemie um ein Zusammentreffen von einem Dutzend Haushalten.

lesen. Die Verharmlosungsversuche erinnern an Bill Clinton: Dieser hat bekanntlich zwar Haschisch geraucht, aber nicht inhaliert.

Das mehrgängige Menü der Stadtbasler Regierung, bei dem zwei Personen des Caterings «die Mahlzeiten serviert und abgeräumt» haben, ist keinesfalls so gesetzeskonform, wie jetzt offiziell dargestellt wird. Die Zürcher Regierungspräsidentin Silvia Steiner (CVP) hat

beim Weihnachtessen im Rathaus darauf bestanden, dass sich die Magistraten selber am Buffet bedienen. Ein Service würde gemäss der Juristin nämlich den Covid-Bestimmungen zuwiderlaufen. Umso mehr erstaunt, dass der ansonsten so gestrenge Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger der Sause seinen Segen gab. Schon früher ist der Christdemokrat dadurch aufgefallen, dass er unmittelbar vor dem Shutdown im Restaurant «Schlosshof» im solothurnischen Dornach ein Drei-Generationen-Essen für seine Familie organisiert und vom Personal entgegen den Vorschriften lautstark das Zusammenschieben der Tische verlangt hatte. Noch während des Shutdowns – als sämtliche Sportanlagen in Basel behördlich geschlossen waren – trainierte Engelbergers Tochter auf dem Sissacher Eisfeld im Nach-

hat er sich diesbezüglich auch keine Sondergenehmigung erteilt, da er eine solche nicht für notwendig hält.

Was die Gastronomie ausserhalb des vornehmen Wenkenhofs betrifft, herrscht ein faktisches Catering-Verbot, wie überhaupt die Covid-Vorgaben in der Gastronomie äusserst pedantisch und rigide umgesetzt werden – inklusive Strafverfahren mit Busse. Die baselstädtische Regierung ist diesbezüglich immun; es bedürfte eines Stimmberechtigten im Kanton, der eine Ermächtigung vom Grossen Rat erwirken müsste, um den Regierungsrat als «Organisator» einer gesetzeswidrigen Veranstaltung sowie wegen Verletzung der herrschenden Fünfer-Regel zur Rechenschaft zu ziehen. Weniger kompliziert wäre die Angelegenheit beim Catering des Wenkenhofs als «Betreiber» der regierungsrätlichen Gaumenfreuden.

### Wagenburg der Lokalmedien

Statt den Exekutivpolitikern und insbesondere Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger wegen ihres geschmacklosen Gelages mitten in der Pandemie auf die Finger zu klopfen, bildeten die lokalen Medien reflexartig eine Wagenburg um die Angeschossenen. 20 Minuten online tat den Bericht von «Weltwoche daily» über die Schwelgerei im Wenkenhof als «Erfindung» ab; der Autor sei «widerlegt» worden. Die *Basler Zeitung* titelte: «Sitzung war bundesrechtskonform, Basler Regierung dementiert Festessen mit 13 Personen». Natürlich war die Sitzung bundesrechtskonform, doch der Schmaus war es nicht zwingend. Und von einem Festessen wollte das Blatt schon gar nichts wissen, obwohl die Regierung selber eine «etwas feierlichere Atmosphäre» gesucht hatte.

Zu Wort kam auch der Präsident des Basler Wirtverbandes, der ironisch meinte, die stattgehabte Gaumenfreude zeige auch bei den Regierungsräten «das Bedürfnis, sich wieder einmal verwöhnen zu lassen». Während sie in der Herrschaftsvilla in Riehen bei einem guten Essen über die Corona-Massnahmen diskutierten, durften Take-away-Kunden von Restaurants nicht einmal im unbedienten Gartensitzplatz ihr abgeholtes Essen geniessen. Vollkommen aus dem Häuschen wegen des Berichts über die regierungsrätliche Mampferi geriet das Basler Online-Portal *Primenews.ch*. Hier war die Rede von «gravierenden Fehlleistungen der *Weltwoche*» und «Fake News über Lukas Engelberger». Eine solche Berichterstattung sei «grob fahrlässig, sogar gefährlich»; es drohten in Basel Zustände «wie in Holland, wo es kürzlich zu heftigen Tumulten kam».

Zum Glück sind bei der Basler Fasnacht dieses Jahr virtuelle Schnitzelbänke erlaubt. So viel Stoff lieferten der Regierungsrat und seine Hofberichterstatter noch nie.



barkanton. Jetzt hat der Verfechter einer harten Corona-Linie einmal mehr gezeigt, dass für ihn und seine Magistratskollegen andere Regeln gelten.

Nachträglich behauptete Vize-Staatschreiber Greiner, gemäss Covid-Bundesverordnung sei «auch Catering ausdrücklich erlaubt». Das ist unrichtig, hält doch Daniel Dauwalder vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) fest: «Die Verordnung enthält keine spezifische Regelung des Caterings.» Auch wenn der Regierungsrat als politische Behörde Sitzungen abhalten darf, ist damit eine anschliessende Gastronomie mit Servicepersonal keineswegs inbegriffen. Denn laut den seit dem 22. Dezember geltenden gastronomischen Regelungen sind lediglich Lieferdienste, Take-aways und Betriebskantinen erlaubt. Wie der Regierungsrat von Basel-Stadt auf Anfrage der *Weltwoche* präzisiert,



# Der entmündigte Weltstar

Britney Spears wird seit 13 Jahre gerichtlich verboten, ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Der Superstar steckt im Gefängnis elterlicher Vormundschaft. Wie absurd ist das?

Beatrice Schlag

Ihre Skandalfotos waren fette Beute für die Unterhaltungsindustrie: Britney Spears ohne Unterwäsche auf dem Weg zu einer Party. Britney am Steuer ihres Wagens mit kleinem Sohn im Schoss. Britney beim Coiffeur mit frisch kahlrasiertem Schädel. Auf jedem neuen Paparazzi-Bild schien ihr Blick glasiger, das Gesicht aufgedunsener, die Kleidung verrutschter. Die Sängerin, die schon als Teenager mehr Hit-Alben verkauft hatte als jede vor ihr, wurde in den Jahren nach 2006 vor den Augen der Welt zum Wrack.

2008 wurde die damals 26-Jährige mit dem dreistelligen Millionenvermögen gerichtlich entmündigt. Vormund wurde ihr ungeliebter Vater Jamie Spears. Noch-Ehemann Kevin Federline, ehemals Hintergrundtänzer bei ihren Showauftritten, erhielt trotz Britneys bereits eingereichter Scheidungsklage das Sorgerecht für die beiden gemeinsamen Söhne. Der ältere war noch nicht zwei, der jüngere ein Baby, erst wenige Wochen alt.

## Mit jedem Auftritt attraktiver

Ob Burnout, Scheidung, Tabletten, Alkohol, Drogen oder eine Mischung von allem der Grund für Britney Spears Entmündigung waren, wurde nie offiziell. Jedenfalls gab es danach kaum mehr Bilder von ihr, die für Klatsch gut waren. Die Sängerin kehrte ins Studio zurück und produzierte erneut ein Album nach dem andern, die fast alle Spitzenplätze in den Hitparaden erreichten. Aber das weiss fast nur, wer noch keine vierzig ist.

Für die Älteren blieb sie das Girl aus der Jugendsendung «Mickey Mouse Club», das neben Christina Aguilera, Ryan Gosling und Justin Timberlake im Fernsehen so niedlich getrallert und getanzt hatte. Und das dann zur Empörung vieler zur Lolita mutierte, die mit jedem Auftritt attraktiver, aber auch nackter und provozierender wurde und nach den Absturzfotos glücklicherweise von der Bildfläche verschwand.

Sie verschwand mitnichten. Ihre Hardcore-Fans, die als Teenager mit ihr aufgewachsen

waren, glücklich, dass ihr Idol die Entdeckung ihrer Sexualität nicht versteckte, sind nicht nur eine treue, sondern auch eine engagierte Gemeinde geblieben. Das entdeckte Produzentin und Regisseurin Samantha Stark, die für die *New York Times* in einer Dokumentarfilm-Serie über Frauen wie Lorena Bobbitt, Monica Lewinsky oder eben Britney Spears die Frage stellt, wie



«Zeit für einen Neuanfang»: Popstar Spears.

Medien und Öffentlichkeit noch bis vor einem Jahrzehnt mit berühmt gewordenen Frauen umgingen, die durch persönliche Probleme zur Zielscheibe für Häme und Schadenfreude wurden.

«Wenn ich sagte, dass ich einen Film über Britney Spears mache», sagt Stark, «hatten viele ältere Leute dafür nur ein süffisantes Grinsen übrig. Es gibt diese geringschätzige Haltung allem gegenüber, was junge weibliche Teenager angeht.»

Als Britney Spears Anfang 2019 bekanntgab, ihren Vierjahresvertrag mit dem «Planet Holly-

wood Resort & Casino» in Las Vegas entgegen früherer Abmachungen nicht zu verlängern, horchte Samantha Stark auf. 248 Mal war Britney Spears inzwischen dort mit ihrer Bühnenshow «Piece of Me» vor meist ausverkauftem Haus aufgetreten, für eine Gage von über 500 000 Dollar pro Vorstellung. Wie konnte ein Superstar das durchhalten und gleichzeitig als psychisch so labil gelten, dass man ihr einst einen Vormund aufgezwungen hatte? Wenig später sickerte durch, dass ihr Vater den Vertrag mit dem Casino annulliert und Britney Spears gegen ihren Willen in eine Klinik habe einweisen lassen, weil sie sich geweigert habe, ihre Medikamente zu nehmen.

Mit anderen Worten: Jamie Spears ist auch dreizehn Jahre nach der berühmten Krise seiner Tochter ihr Vormund. Er ist nicht nur für ihre Finanz- und Business-Entscheidungen zuständig, sondern auch für ihre physische und psychische Gesundheit. Zugang zu der inzwischen 39-jährigen Britney haben nur von ihm genehmigte Besucher. Ohne seine Zustimmung darf sie weder heiraten noch ein Kind bekommen.

## Unterstützung von Cher

Britney Spears hat die Vormundschaft wiederholt vergeblich angefochten. Mit ihr fechten viele ihrer Fans, die meisten nicht viel älter als dreissig, die sich inzwischen in der Bewegung #FreeBritney jedes Mal vor dem Gerichtsgebäude einfinden, wenn über die Vormundschaft verhandelt wird.

Zu ihren Unterstützern gehören Prominente wie Cher, Paris Hilton und Miley Cyrus. Ebenfalls zu ihnen zählt Britneys Mutter Lynne Spears, die das Verhältnis zwischen Vormund und Mündel der *New York Times* gegenüber als toxisch bezeichnete: «Es ist Zeit für einen Neuanfang.»

Weder Vater noch Tochter Spears waren bereit, sich für «Framing Britney Spears» befragen zu lassen. Nächster Gerichtstermin: 11. Februar.

Samantha Stark / The New York Times: Framing Britney Spears. Dokumentarfilm in englischer Sprache.



# Demokratie in Schieflage

Das Parlament hat beim Migrationspakt die Gelegenheit, Gegensteuer zu geben.



Zwei Jahre lang konnte man hoffen, dass Aussenminister Ignazio Cassis beim Uno-Migrationspakt den Exit-Knopf drücken werde, doch daraus wurde nichts. Der Bundesrat hat letzte Woche bekräftigt, dass er den umstrittenen Pakt noch immer befürwortet. Was dieser der Schweiz konkret bringt, liegt im Ungewissen. Das Aussendepartement redet wolkig davon, dass die Ziele des Paktes mit der Schweizer Migrationspolitik übereinstimmen – muss man allem offiziell zustimmen, mit dem man übereinstimmt? – und führt den drohenden Imageverlust für den Uno-Standort Genf ins Feld, sollte die Schweiz abseitsstehen. Daneben wirbt Cassis für den Pakt vor allem mit wortreichen Beteuerungen, was dieser nicht bringen werde: keine neuen innerstaatlichen Aufgaben, keine finanziellen Verpflichtungen, keine verbindlichen Regeln. Das Hauptargument für den Pakt lautet also, dass dieser keine Folgen haben werde. Ein bisschen paradox, nicht?

Eigentlich hätte der Bundesrat die Gelegenheit gerne allein geregelt und die Schweizer Zustimmung elegant auf dem Uno-Gipfel in Marrakesch im Winter 2018 deponiert, doch das Parlament durchkreuzte die schönen Pläne. Denn bei den bürgerlichen Parteien kam Alarmstimmung auf, der Pakt könnte die Migrationspolitik umpolen und die Schweiz für Migranten noch attraktiver werden. Das Parlament machte dem Bundesrat deshalb klar, dass es beim aussenpolitischen Vorhaben für einmal mitreden wolle. Die Regierung beugte sich widerwillig und arbeitete eine Botschaft aus, so dass sich das Parlament zum Pakt nun äussern kann. Die Frage ist, was die Parlamen-

tarier aus dieser Möglichkeit machen und ob sie den Mut haben werden, den vom Bundesrat vorgespurten Pfad zu verlassen.

Es gäbe viele gute Gründe, dies zu tun. Dass die internationale Abmachung tatsächlich so harmlos ist, wie das Aussendepartement glauben machen möchte, ist stark zu bezweifeln. Kritiker warnen, dass einzelne Punkte Schweizer Recht widersprechen, Stichwort Familiennachzug. Auch enthält der Pakt eine Vielzahl

*Das Problem von Soft Law liegt darin, dass all die Verbindlichkeiten demokratisch nicht legitimiert sind.*

unklar formulierter Passagen im Sozialbereich, die geradezu einladen, später weitergehende Forderungen zu stellen.

Der Migrationspakt wirkt insgesamt wie eine Wundertüte, unliebsame Überraschungen inklusive. Klar ist – und das sieht jeder, der sich durch die rund drei Dutzend Seiten liest –, dass das Dokument einen Paradigmenwechsel anstrebt. Es geht nicht mehr primär um die Abwehr von irregulärer Zuwanderung, sondern neu um eine integrative Migrationspolitik. Dazu passt, dass die Vereinbarung seitenlang die Aufgaben der Staaten und die Rechte der Migranten aufführt, doch dass Letztere auch Pflichten haben und Eigenverantwortung tragen, davon steht so gut wie nichts.

Die Landesregierung betont unentwegt, dass der Migrationspakt lediglich Soft Law darstelle und rechtlich nicht verbindlich sei. Es braucht schon eine grosse Portion Naivität, um das zu

glauben. Alles, was irgendwo statuiert ist, hat eine rechtliche Wirkung: Die Justiz kann «weiches» Recht als zusätzliches Argument heranziehen, wenn sie die Rechtsprechung in eine gewisse Richtung ändern will, die Verwaltung kann sich auf «weiches» Recht berufen, wenn sie neue Regulierungen anstrebt. Das zeigt sich beispielhaft bei der Uno-Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung, ebenfalls Soft Law, die der Bundesrat nun mit einem ehrgeizigen Aktionsplan landesintern umsetzen will. Zudem weiss man aus Erfahrung, dass auch «weiches» Recht durchschlagende Wirkung entfalten kann; die Drohung der OECD mit schwarzen Listen ist in ungueter Erinnerung.

Das eigentliche Problem von Soft Law liegt darin, dass all die politisch-rechtlichen Verbindlichkeiten demokratisch nicht legitimiert sind. Soft-Law-Normen werden von Beamten ausgehandelt und von Regierungen beschlossen, sie treiben das Völkerrecht voran. Und wo sich das Völkerrecht ausbreitet, muss die Demokratie zurücktreten. «An die Stelle demokratischer Teilnahme tritt zunehmend eine ihrer bürgerlichen Substanz entleerte Formaldemokratie», schreibt der an der Universität Oxford lehrende Schweizer Historiker Oliver Zimmer. Das englische Akronym für diesen Abbau demokratischer Politik durch Supranationalismus lautet «Dino» – Democracy in Name Only. Die Schweiz ist auf dem besten Weg, ein «Dino»-Staat zu werden. Wenn das Parlament für echte Demokratie einsteht und sich nicht selbst überflüssig machen will, muss es Gegensteuer geben.

# Dänemarks eiserne Lady der Linken

Ministerpräsidentin Mette Frederiksen mischt die europäische Sozialdemokratie auf. Neuster Coup der Dänin: Sie fordert null Asylgesuche jährlich. Ihre Gegner verzweifeln.

Troels Heeger

**N**ull Asylbewerber – dieses Ziel formulierte sie Ende Januar während einer Parlamentsdebatte. Sie räumte ein, dass sie nicht versprechen könne, dieses Ziel auch zu erreichen, bezeichnete es aber als Teil ihrer Zukunftsvision. Und auf diesem Weg ist sie schon ein gutes Stück vorangekommen. 2020 wurden nur 1547 Asylsuchende in Dänemark registriert – die niedrigste Zahl seit 1998. Im Jahr der Flüchtlingskrise, 2015, waren es noch 21 316 Asylbewerber gewesen.

## Wie sie die Rechten neutralisierte

Ausschlaggebend für Mette Frederiksens Wahlsieg 2019 war ihre Zusage, den Wohlfahrtsstaat und das Thema Migration im Blick zu behalten. Einerseits versprach sie, dass alle Dänen, die in der Lage sind, mehr als 42 Jahre Berufstätigkeit nachzuweisen, vorzeitig würden in Rente gehen können. Um die Wahl mit traditionell sozialdemokratischen Themen wie Arbeit und Rente zu gewinnen, musste sie andererseits klarstellen, dass ihre Regierung eine genauso restriktive Ausländerpolitik betreiben würde wie die konservativ-liberale Vorgängerregierung.

Die dänischen Wähler sind absolut überzeugt, dass die sozialdemokratische Ministerpräsidentin die Herausforderungen der globalen Migration meistern wird.

Mette Frederiksen gewann die Wahl 2019 mit 25,1 Prozent der Stimmen und ist seitdem eine herausragende, vielleicht sogar die erfolgreichste Vertreterin der europäischen Sozialdemokratie. Laut einer Umfrage des Meinungsforschungsinstituts Voxmeter kommen die dänischen Sozialdemokraten gegenwärtig auf einen Stimmenanteil von 33,1 Prozent.

Von solchen Zahlen können sozialdemokratische Parteien in Deutschland, Grossbritannien und selbst Schweden nur träumen. Es erklärt auch, warum Sigmar Gabriel, der ehemalige SPD-Vorsitzende, Mette Frederiksen als leuchtendes Vorbild bezeichnet. «Alle Versuche, eine humane Flüchtlingspolitik nicht zur Überforderung der Integrationsfähigkeit werden zu lassen, sind in der deutschen SPD konsequent zurückgewiesen worden. Denn im Unterschied

zur deutschen Schwesterpartei hat sich die dänische Sozialdemokratie konsequent den Herausforderungen der Migration gestellt», schrieb Gabriel 2019 im *Handelsblatt*.

Ähnlich argumentieren britische Linke. Keir Starmer steht vor der gewaltigen Aufgabe, die Labour Party nach dem gescheiterten sozialistischen Experiment unter Jeremy Corbyn neu aufzustellen. Auch der bekannte Publizist David Goodhart, Autor von «The Road to Somewhere», empfiehlt der Partei, dem Beispiel von Mette Frederiksen zu folgen. «Die dänischen Sozial-

## Ihr jugendlicher Idealismus begann zu bröckeln, als sie 2011 Arbeitsministerin wurde.

demokraten sind international ausgerichtet und treten für mehr Gleichheit in der Welt ein, aber sie sagen zu Recht, dass es nicht mehr Gleichheit auf der Welt gibt, wenn die fähigsten und gebildetsten Leute in armen Ländern am Ende in London oder Kopenhagen ihre Zelte aufschlagen», sagte Goodhart in einem Gespräch mit der Tageszeitung *Berlingske* im Jahr 2019.

Doch es gibt durchaus Kritik an Mette Frederiksens Visionen für den dänischen Sozial-

staat. Schwedische Sozialdemokraten, die ihrerseits mit den rechten Schwedendemokraten zu kämpfen haben, halten ihre Migrationspolitik für populistisch. Der niederländische Politikwissenschaftler Cas Mudde hat den dänischen Sozialdemokraten im *Guardian* vorgeworfen, ihr Ideal einer internationalen Solidarität verraten zu haben, da sie den Muslimen in Dänemark vorwerfen, in Parallelgesellschaften zu leben, und behaupten, dass der dänische Wohlfahrtsstaat durch Migration untergraben werde.

Ausländische Beobachter übersehen jedoch, dass Mette Frederiksen die rechte Dänische Volkspartei neutralisieren konnte, die fast zwei Jahrzehnte lang das Schreckgespenst der dänischen Linken war.

Von Anfang an, seit ihrer Gründung im Jahr 1995, war es das oberste Ziel der Volkspartei, die Einwanderung zu reduzieren und den Einfluss des Islam auf die dänische Gesellschaft zurückzudrängen. Obwohl die Volkspartei nie einer Regierung angehörte, wurde sie in den 2000er Jahren eine dominierende Kraft in der dänischen Politik.

## Jütländer sind ehrlicher

Zu jener Zeit war Mette Frederiksen eine junge linke Sozialdemokratin, die in der Volkspartei den Feind sah. Sie wies die Vorstellung zurück, dass eine erfolgreiche Integration von der Zahl der Einwanderer abhängt. Sie machte sich für einen Beitritt der Türkei zur EU stark und kritisierte die Unterstützung ihrer Partei für die sogenannte 24-Jahre-Regel, die 2001 von der damaligen Mitte-rechts-Regierung eingeführt worden war, gemäss der dänische Bürger ausländische Ehepartner, die jünger als 24 Jahre sind, nicht ins Land holen dürfen.

Frederiksens jugendlicher Idealismus begann zu bröckeln, als sie 2011 Arbeitsministerin wurde. Angesichts der überproportional hohen Arbeitslosigkeit unter nichtwestlichen Einwanderern änderte sich ihre Haltung zur Migrationsfrage. Nachdem sie 2014 Justizministerin geworden war, sah sie, dass Ausländer und Migranten in der Verbrechenstatistik überrepräsentiert waren. Als sie 2015 Vorsitzende der dänischen







*Bodenständig, erdverbunden, tiefrot:* Sozialdemokratin Frederiksen.

Sozialdemokraten wurde, zeichnete sich ihre Entwicklung zur politischen Hardlinerin bereits ab, und dass sie die Partei in diesem Sinn transformierte, war nur folgerichtig.

In den nuller Jahren gelang es der Dänischen Volkspartei, viele sozialdemokratische Wähler abzuwerben, indem sie sich als wahre Heimat der Sozialdemokraten ausgab, in der die Sorgen der einfachen Leute und ihre Angst vor Islam und Migration verstanden und ernst genommen würden.

2015 kam die Volkspartei auf 21,1 Prozent der Wählerstimmen. Laut jüngsten Umfragen liegt die Partei gegenwärtig bei etwa 5,9 Prozent.

Mette Frederiksen konnte einen Grossteil der Wähler zurückgewinnen, weil sie weithin als Frau aus dem Volk wahrgenommen wird.

Mette Frederiksen, die aus Aalborg kommt, der viertgrössten Stadt Dänemarks, einer traditionellen Hochburg der Industriearbeiter in Nordjütland, verweist gern auf ihre Herkunft. In Dänemark gelten Jütländer als nachdenklicher, bescheidener, schweigsamer, erdverbundener, zuverlässiger und ehrlicher als die oberflächlichen, lauten Kopenhagener.

Und so kultiviert Frederiksen dieses Image, indem sie Videos und Fotos in den sozialen Medien hochlädt, die sie als begeisterte Anhängerin

der dänischen Handballweltmeister zeigen (eine Sportart, die in Jütland besonders beliebt ist). Andere zeigen sie beim Plätzchenbacken oder beim Verzehr von Smørrebrød. Selbst wenn diese Bilder von der Opposition und den Medien als geschickt inszenierte PR verspottet werden – bei vielen Dänen kommen sie gut an.

### **Impfen kann sie auch**

Frederiksens Popularität hat aber auch viel mit ihrem Verhalten in der Corona-Krise zu tun. Dänemark gehört zu den EU-Ländern, die ein entschlossenes Impf-Programm auf die Beine gestellt haben, und im Gegensatz zu Schweden hat Dänemark rasch reagiert, um das Virus in den Griff zu bekommen. Während die dänischen Gesundheitsbehörden anfangs einen relativ entspannten Kurs verfolgten, entschied sich die Ministerpräsidentin im März 2020 sicherheitshalber für striktere Massnahmen. Nach einem jüngst veröffentlichten Bericht wurde ihr vorgeworfen, sie habe den Eindruck ver-

*Ein etwas autoritärer Hang ist da. Aber selbst ihre Fehlentscheide erschüttern das Vertrauen nicht.*

mittelt, als hätte sie sich bei ihrer Entscheidung von Empfehlungen der Gesundheitsbehörden leiten lassen, doch diese Kritik hat das Vertrauen der Öffentlichkeit nicht erschüttern können, im Gegenteil.

Gleichwohl wird ihr von einigen konservativen Kritikern Machtmissbrauch vorgeworfen. Nicht zuletzt die Entscheidung, die gesamten Nerzbestände zu töten, wurde auf den Prüfstand gestellt und kostete Ernährungsminister Mogens Jensen den Job.

Kürzlich kam es, wie in den Niederlanden, zu öffentlichen Protesten gegen die Corona-Einschränkungen. Eine Gruppe Maskierter, eine unheilige Allianz aus Hooligans und Verschwörungstheoretikern, die sich als «Männer in Schwarz» bezeichnen, forderte ein Ende des Lockdowns, warf Feuerwerkskörper, brüllte Parolen und ging auf Polizisten los. Einige Teilnehmer wurden später verhaftet, weil sie während einer Demonstration in Kopenhagen ein Bild der Ministerpräsidentin verbrannt hatten.

Doch nichts deutet darauf hin, dass eine kleine Minderheit von Schwarzgekleideten imstande wäre, Mette Frederiksens Schwierigkeiten zu bereiten. So wie die Dinge liegen, scheint die Lady in Rot ziemlich unbesiegbar zu sein.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Troels Heeger ist Redaktor und ehemaliger Deutschlandkorrespondent der Tageszeitung *Berlingske*, der ältesten Zeitung Dänemarks (gegründet 1749) und einer der ältesten Zeitungen der Welt.



# Rettung aus dem Osten

Erst verspottet und verschmäht, ist der russische Covid-Impfstoff Sputnik V inzwischen heiss begehrt. Was ist geschehen?

Wolfgang Koydl

**K**opfschütteln und teils blankes Entsetzen herrschten im Westen, als der russische Präsident Wladimir Putin im vergangenen Sommer die erfolgreiche Entwicklung eines Impfstoffes gegen Covid-19 bekanntgab. Von einem «hochriskanten Experiment» sprach der Chef der deutschen Bundesärztekammer. «Hochproblematisch», weil viel zu schnell, sekundierte ihm Anthony Fauci, Amerikas Chefimmunologe. «So geht es nicht», tönte Lawrence Gostin von der Georgetown-Universität. Sputnik V sei nicht nur unwirksam, sondern wohl auch unsicher.

Es dauerte nicht lange, bis der Bogen geschlagen wurde zu einem anderen Wirkstoff aus russischen Labors: dem Supergift Nowitschok. «Fürchten Sie, dass Covid-19 Sie tötet, bevor es Putin tut?», fragte eine Stimme mit starkem russischem Akzent in der amerikanischen Satiresendung «Daily Show». «Versuchen Sie Mütterchen Russlands neues Covid-19-Vakzin – getestet an einem Bären, von einem Wissenschaftler, der ebenfalls ein Bär war.»

Inzwischen werden sich Wissenschaftler, Komiker und Journalisten nicht mehr gerne an ihre Bemerkungen erinnern. Denn Sputnik V hat sich vom Objekt der Håme und des Spottes zum Hoffnungstråger im Kampf gegen die Pandemie entwickelt. Besonders fix und wendig vollzog der *Spiegel* die Pirouette. Noch im Dezember sprach das Blatt von «Russisch Roulette»; im Januar vermeldete es Impf-Gespråche zwischen Putin und Kanzlerin Angela Merkel; und Anfang Februar verkündete es: «Russischer Corona-Wirkstoff zeigt Wirksamkeit von 91,6 Prozent.»

## Geradezu verzweifelt

Was war geschehen? Mittlerweile hatte sich herausgestellt, dass es für die Mitgliedstaaten der Europäischen Union dank der dilettantischen Verhandlungsstrategie von EU-Präsidentin Ursula von der Leyen auf absehbare Zeit nicht genügend Impfstoffe der westlichen Produzenten Pfizer/Biontech, Moderna und Astra Zeneca geben würde. Die gemeinsame euro-

påische Impfstrategie lag in Trümmern, der in Aussicht gestellte baldige Sieg über das Virus war abermals in weite Ferne gerückt.

Da kam es wie gerufen, dass die russischen Entwickler Anfang Februar im angesehenen britischen Fachblatt *The Lancet* einen weiteren Bericht über die Wirksamkeit von Sputnik V veröffentlichten. Einen ersten Artikel im September hatte man noch gefissentlich ignoriert, doch nun klammerte sich die europåische Politik geradezu verzweifelt an den neuen Report. Die Rettung nahte, und sie kam aus dem Osten.

## Impf-Stellen in der Oper

Tatsåchlich håtte es schon vorher keine Zweifel an der Effektivitåt des russischen Serums geben dürfen. Denn es beruht – anders als die neuartigen, genetischen mRNA-Vakzine von Moderna und Pfizer/Biontech – auf bewårhten Prinzipien, mit denen das Moskauer Gamaleja-Institut für Epidemiologie und Mikrobiologie bereits erfolgreiche Medikamente für Ebola, Mers, Keuchhusten und Grippe-Erkrankungen entwickelte. «Es war kein grosser Durchbruch, sondern eine rasche Lösung», sagte Denis Logunow, der Chef des Forscherteams dem US-Magazin *The New Yorker*.

Sputnik V ist ein sogenannter Vektor-Impfstoff. Die Vektoren sind zwei harmlose

Schnupfenviren, die gleichsam als Taxi das Spike-Protein des Covid-Virus in den Körper transportieren. Spikes heissen die Knubbel an der Oberflåche des Virus, mit denen es an der menschlichen Zelle andockt. Das Immunsystem liest die Information des Covid-Proteins und entwickelt Antikörper.

Zu den Vorteilen dieses Impfstoffes gehört, dass er gefriergetrocknet bei Temperaturen bis zu 8 Grad Celsius aufbewahrt werden kann und nicht tiefgekühlt werden muss bei minus 70 Grad. Das bedeutet, dass er überall verimpft werden kann, nicht nur in speziellen Impfzentren mit Hochleistungskühlaggregaten.

In Moskau und anderen russischen Grossstådten ist dies bereits der Fall. Hier gibt es in Restaurants, Geschåtften und sogar in der Oper Impfstellen, in denen man sich ohne Anmeldung impfen lassen kann – úbrigens nicht nur russische Staatsbúrger, sondern auch Auslånder. Davon machte auch der scheidende Schweizer Botschafter Yves Rossier Gebrauch.

Ein anderer prominenter Sputnik-Geimpfter ist Ungarns Ministerpråsident Viktor Orbán. Er hatte sich klugerweise nicht auf die Lieferkette der EU verlassen, sondern für sein Land zwei Millionen Dosen in Russland geordert und als einer der Ersten den Årmel hochgekrempelet für den Stich.

## Putin-Tochter als Versuchskaninchen

Damit ist er seinem Kollegen Putin einen Schritt voraus. Der Kremlchef hat sich noch nicht impfen lassen, aus unbekanntem Grúnden. Anders Katerina Tichonowa, bei der es sich vermutlich um eine seiner Tóchter handelt. Sie erhielt schon im September, quasi als Versuchskaninchen, ihre Injektion.

Dazu muss man wissen, dass Tichonowa an der Moskauer Universitåt ein wissenschaftliches Institut namens Innopraktika leitet – gemeinsam mit ihrer alten Studienkollegin Natalia Popowa. Die wiederum ist mit dem Banker Kirill Dimitriew verheiratet, der seinerseits die Entwicklung von Sputnik V mitfinanzierte. Die Welt ist klein, auch in Russland.



# Deutschland zerlegt sich

Die grünen Klimavorschriften der EU treffen die weltweit bewunderte deutsche Autobranche ins Herz. Der Ökonom Hans-Werner wird fast melancholisch, wenn er darüber nachdenkt.

Beat Gygi

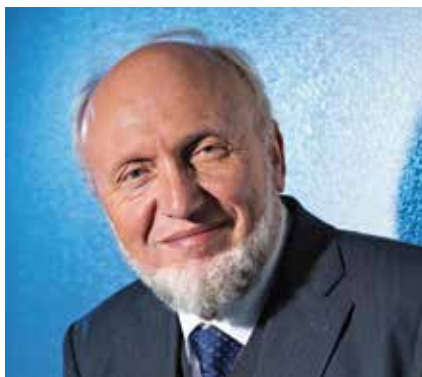
Die deutsche Autoindustrie ist schwer angeschlagen. Im Januar sank der Neuwagenabsatz in Westeuropa auf den tiefsten Punkt seit 1990. Aber nicht nur Corona setzt dem Autostandort Deutschland zu, sondern vor allem auch die EU-Umweltregulierung. Marktanalysten der Deutschen Bank spielen mit «Detroit lässt grüssen» gar auf den amerikanischen Rust Belt an. Nach der Einschätzung von Hans-Werner Sinn, Ökonomieprofessor und bis 2016 Präsident des Ifo-Instituts in München, ist die Autoindustrie als tragende Säule der deutschen Wirtschaft tatsächlich angeknackst. «Der Rückgang der Automobilproduktion ist schon seit dem Sommer 2018 beobachtbar, als die EU beim Flottenverbrauch die Daumenschrauben anlegte», sagt Sinn, «selbst wenn sie nach dem Corona-Einbruch auf den alten Trend zurückfindet, bedeutet das eine dramatische Verringerung der Absatzzahlen gegenüber früher.»

## Trickreich für Elektroautos

Für Deutschland ist die Autoindustrie viel bedeutender als etwa für Frankreich, dessen Industrie auf einem langen Abstieg ist. «Vielleicht ist das auch einer der Gründe, warum die EU so energisch gegen Deutschland vorangegangen ist», fügt Sinn an. Was heisst das?

Gemeint ist die Koalition von Interessengruppen, die den deutschen Autosektor via EU-Umweltregulierung in die Knie gezwungen hat. Sinn: «Beteiligt waren einerseits die Grünen, die aus grundsätzlichen Erwägungen etwas gegen Verbrennungsmotoren haben, und andererseits die Konkurrenten aus Frankreich samt der französischen Atomlobby, die den Kurs in Richtung Elektroautos durch entsprechende EU-Vorgaben gestärkt wissen wollte.» Und die deutsche Umweltministerin habe aus grünem Grundverständnis heraus weitreichende Zugeständnisse gemacht.

So erliess die EU zunehmend schärfere CO<sub>2</sub>-Emissionsgrenzwerte pro Flotte einer Fahrzeugmarke. «Inzwischen ist die Regulierung so weit, dass ein Auto ab 2030 nur noch 1,8 Liter Diesel-Äquivalente pro hundert Kilometer ver-



«Dieses europäische Bemühen ist wirkungslos»: Forscher Sinn.

brauchen darf», sagt Sinn, technisch seien Verbrenner-Fahrzeuge mit heutigem Komfort und Sicherheitsstandard so nicht realisierbar. Der Trick: Elektroautos sollen mit in die Flotte genommen werden, denen rechnerisch ein CO<sub>2</sub>-Ausstoss von null zugeordnet wird. Die Hersteller müssten die Hälfte bis zu zwei Drittel ihrer Flotte mit Elektroautos bestücken, damit sie diesen Wert im Durchschnitt erreichen. Aber eben, der Trick: «Da Strom überall in Europa auch noch mit Kohle hergestellt wird, sind Elektroautos vorläufig auch Kohle-Autos.»

«Die deutschen Autobauer werden sich schwertun, das Spiel gegen die EU zu gewinnen», sie müssten nun wegen der EU-Verordnung Elektroautos produzieren. «Aber da haben andere die Nase vorn, die Deutschen müssen sich hinten anstellen.»

Die EU werde ihre Regulierung nicht zurücknehmen, Kalifornien treibe in ähnlicher Richtung vorwärts, auch China. Sinn: «Elektroautos werden in China aus zwei Gründen favorisiert. Zum einen entlasten sie die Grosstädte vom Smog, zum andern haben die Chinesen gemerkt, dass sie beim Verbrennungsmotor nie mit den Deutschen gleichziehen können.» Diese komplexe Technik samt hochspezialisierter Zulieferindustrie habe man in Deutschland weltmeisterlich beherrscht.

Dass dem Dieselmotor der Garaus gemacht wird, findet Sinn auch deshalb falsch, weil er

emissionsbezogen den Elektroautos bislang jedenfalls in nichts nachstehe. Studien des österreichischen Instituts Joanneum Research und auch von VW selbst hätten gezeigt, dass der Diesel eher noch etwas weniger CO<sub>2</sub> ausstosse als ein Elektroauto, wenn man mit dem deutschen Strom-Mix rechne und auch die extrem CO<sub>2</sub>-intensive Herstellung der Batterie einbeziehe. Das Institut habe gefunden, dass beim Vergleich mit dem Diesel die Elektroautos ihren CO<sub>2</sub>-Vorteil beim laufenden Betrieb gegenüber dem Nachteil des schweren CO<sub>2</sub>-Rucksacks in Form der Batterie erst ab einer Fahrleistung von 219 000 Kilometern ausspielen können. «Aber die Autos halten ja gar nicht so lange. In Deutschland werden sie im Durchschnitt nach 190 000 Kilometern verschrottet.»

## «All das würde der Markt herausfinden»

Statt durch Klima-Planwirtschaft bestimmte Technologien, konkret Elektroautos, zu befehlen, hätte die Politik sich darauf beschränken sollen, den CO<sub>2</sub>-Emissionen einen Preis zu geben – am besten durch ein europäisches Emissionshandelssystem. Die Firmen hätten allein den besten Weg gefunden, CO<sub>2</sub> einzusparen. «Ob das auf das Elektroauto hinausgelaufen wäre, wage ich zu bezweifeln», sagt Sinn, «da hätte auch der Wasserstoffmotor eine Chance gehabt, und vermutlich hätte die Einsparung bei der Heizenergie, die im Gebäudesektor eingesetzt wird, Vorrang erhalten.» Er erinnert an Berechnungen, wonach eine eingesparte Tonne CO<sub>2</sub> im Automobilbau etwa zehn Mal so viel kostet wie beim Isolieren von Gebäuden. «All das würde der Markt herausfinden.»

Dann kommt das ganz harte Argument: «All dieses europäische Bemühen ist insofern wirkungslos, als die so eingesparten Treibstoffmengen auf den Weltmärkten einfach umgelenkt werden in andere Länder, die zu fallenden Preisen dann gerne mehr verbrauchen.» Die Ölscheichs wollten ihre Vorkommen auf jeden Fall in den Markt bringen. Das grüne Säbelrasseln könne sogar die Angst vor Enteignung schüren und die Ölexporture erst recht zum beschleunigten Ausverkauf treiben.



# Schicksalstage einer Staatspartei

Die Aushängeschilder der FDP sind in Schlüsselfragen uneins, die Nerven liegen blank. Der zweite Bundesratssitz wackelt bedrohlich.

Marcel Odermatt

Es passte ins Bild, das die FDP im Moment abgibt: Wegen technischer Schwierigkeiten konnten mehrere Delegierte am Samstag an der Online-Parteiversammlung nicht abstimmen, was für einigen Unmut sorgte. Für die Freisinnigen stellt die Informatikpanne jedoch das kleinste Hindernis dar. Die Partei operiert im Krisenmodus. Bei zentralen Dossiers herrscht Uneinigkeit. Das schwächt ihre drei Hauptprotagonisten – Ignazio Cassis, Karin Keller-Sutter und Petra Güssi. Die beiden Bundesräte und ihre Parteipräsidentin geraten immer stärker in Rücklage.

Das jüngste Zerwürfnis betrifft den Migrationspakt. Der Bundesrat unter der Federführung seines Aussenministers Ignazio Cassis teilte vergangene Woche mit, er wolle dem Parlament das Uno-Abkommen vorlegen. Dieses verlangt, dass sich Staaten für eine geordnete, sichere Migration einsetzen.

## Schneider-Ammann geht auf Distanz

Für viele FDP-Exponenten ist das Prestigeprojekt zahlreicher Beamter des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) ein No-Go. Christian Wasserfallen bringt die Ablehnung der Gegner auf den Punkt: «Nein zu diesem Pakt.» Der Vertrag bringe für die Schweiz keine Vorteile, sondern viele Zielsetzungen und Verpflichtungen, die dann stets eingefordert würden. «Die Verpflichtungen und Massnahmen sind vor allem für die Zielländer wie die Schweiz verbindlich. Für die Herkunftsländer gibt es fast nichts Verbindliches», sagt der Berner Nationalrat. Die Anziehungskraft europäischer Länder und die Attraktivität von Fluchtrouten würden grösser.

Klar ist: Der FDP droht in dieser Sache eine parteiinterne Auseinandersetzung, bei der sie und Ignazio Cassis nur verlieren können.

Noch viel mehr als beim Migrationspakt steht für die FDP beim institutionellen Rahmenabkommen (InstA) mit der Europäischen Union auf dem Spiel. Ex-Bundesrat Johann Schneider-Ammann und Ständerat Thierry Burkart gehen offen auf Distanz zum Abkommen aller Abkommen. Der frühere Wirtschaftsminister

vertritt die Ansicht, die Frage der «staatlichen Souveränität müsse angesprochen werden»; der Aargauer fordert gar «einen Übungsabbruch». Eine Position, die immer mehr FDP-Exponenten unterstützen.

«Das Rahmenabkommen wurde von Seite der EU paraphiert, und die Verhandlungen sind abgeschlossen», sagt Nationalrat Marcel Dobler. Es sei daher nur möglich, mit einem Nachtrag Vertragsbestandteile zu präzisieren oder zu regeln, die nicht im Rahmenvertrag geregelt seien. «Nicht Bestandteil der geforderten Präzisie-

## Spricht Petra Güssi nicht mehr mit Thierry Burkart, obwohl sie eigentlich befreundet sind?

rung ist das Streitbeilegungsverfahren», sagt der St. Galler. Aus seiner Sicht sei das Rahmenabkommen so weder im Volk noch im Parlament mehrheitsfähig.

Aus der Partei ist zu vernehmen, dass die Nerven wegen dieser Dissidenten bisweilen blanklägen. Seit Thierry Burkart die Verhandlungen stoppen wollte, verweigere Präsidentin Petra Güssi das Gespräch mit ihm. Das überrascht, immerhin verbindet die beiden seit langem eine persönliche Freundschaft. «Das ist falsch. Nur weil man in einem Politthema mal nicht gleicher Meinung ist, heisst dies noch lange nicht, dass man nicht mehr miteinander spricht»,

entgegnet Petra Güssi. Ihre Türen seien für alle Fraktionsmitglieder offen.

## Cassis: «Scheitern ist eine Option»

Was auch immer stimmen mag: Das Beispiel zeigt, dass den Parteikadern die Kontrolle über das Thema entglitten ist. Was will der Freisinn? An der Delegiertenversammlung am Samstag wiederholte ein dünnhäutig wirkender Ignazio Cassis sein Insta-Lamento. Es sei zu früh, den Vertrag zu beurteilen. Und deckelte jene – unter anderem seinen ehemaligen Bundesratskollegen –, die den Deal kritisieren oder ablehnen. «Wovor haben Sie Angst? Fürchten Sie, dass ein gutes Ergebnis erzielt wird?» Eine einfache Alternative gebe es nicht, sagte Cassis, um gleich zu erwähnen, bei Verhandlungen müsse «Scheitern immer eine Option» sein.

Was Ignazio Cassis damit seinen Parteifreunden mitteilen wollte, bleibt wohl für immer sein Geheimnis. Kein Wunder, berichten Parlamentarier von Auftritten Cassis', bei denen er angespannt und nervös wirke. Vielleicht tut dem EDA-Chef etwas Luftveränderung gut. Er tourt seit Sonntag und noch bis Samstag durch Algerien, Mali, Senegal und Gambia.

Selbst Petra Güssi macht sich keine Illusionen darüber, dass die Auseinandersetzung bald ein Ende findet: «Solange wir vom Bundesrat keine Vorlage sehen, werden diese Diskussionen leider weitergehen.» Sie betont aber, dass sich an den Positionen der FDP trotz der Kritik und Ablehnung aus den eigenen Reihen «nichts geändert» habe. Das heisst, die Petra-Güssi-FDP will den bilateralen Weg mit dem Abkommen absichern. Es gilt das Gleiche wie beim Migrationspakt: Wie die FDP hier wieder zusammenfinden soll, bleibt schleierhaft.

## Keller-Sutter hat zwei Handicaps

Mit kleineren Sorgen schlägt sich Karin Keller-Sutter rum. Die Justizministerin konnte bei der Abstimmung über die Konzernverantwortungsinitiative eine Pleite knapp abwenden. Bei jener über das Verhüllungsverbot dürfte es für die Bundesrätin aber erneut eng werden. Dabei heisst die Devise «Verlieren verboten». Das





«Wovor haben Sie Angst?»: Präsidentin Gössi, Bundesräte Cassis, Keller-Sutter (v. l.)

Anliegen stammt von einigen Underdogs. Sie kratzten dank einer Bravourleistung 100 000 Unterschriften zusammen, erzwangen eine Abstimmung. Eigentlich keine Gegner für die populäre Magistratin.

Doch Karin Keller-Sutter kämpft mit zwei Handicaps. Auch bei diesem Thema ist sich die FDP uneinig. Frauen wie die Waadtländer Nationalrätin Jacqueline de Quattro unterstützen das Anliegen. Zweitens boxte Keller-Sutter als St. Galler Polizeidirektorin selber ein Vermummungsverbot durch, weil Fussball-Chaoten in ihrem Kanton wüteten. Das stärkt die Position der Bundesrätin in diesem Dossier nicht.

Im Bundeshaus sind sich Beobachter einig, dass Karin Keller-Sutter und Ignazio Cassis nicht gut zusammenarbeiten. Die St. Gallerin hat einen Führungsanspruch in der Landesregierung und scheut sich nicht, sich einzumischen. «Das Aussendepartement ist leider dabei, im Europadossier die Führungsrolle zu verlieren – an Justizministerin Keller-Sutter», sagte die frühere EDA-Chefin Micheline Calmy-Rey diese Woche der NZZ. Bundesrätin Keller-Sutter schein die Einzige zu sein, die das Thema verstehe und eine klare Meinung habe.

#### Fraktionschef Walti und die Zauberformel

FDP-Präsidentin Petra Gössi ist gefordert wie nie. Die Arbeit der Schwyzer Nationalrätin wird zusätzlich erschwert, weil viele Wähler der Partei den Rücken kehren. Einstige Hoffnungs-

träger wie Christian Amsler in Schaffhausen oder Baschi Dürr in Basel verpassten 2020 ihre Wiederwahl. In den Kantonen steigt nach diversen Niederlagen die Anspannung.

In Solothurn findet am 7. März die nächste Ausmarchung statt. Der dortige Parteichef Stefan Nünlist sagte vor wenigen Tagen an der Delegiertenversammlung dramatisierend, Solothurn stehe vor einer «Schicksalswahl» – eine Aussage, über die man in der stolzen Staatsgründer-Partei noch vor kurzem die Nase gerümpft hätte. Solche Äusserungen überliess man den Polparteien SP und SVP.

Dabei passen die Wahlergebnisse zu den neusten Entscheiden des Souveräns. Nimmt man als Referenzwerte das Ja des Stimmvolks zur Konzerninitiative, das Zufallsmehr bei den Kampfjets oder die deutliche Zusage zum Vaterchaftsurlaub, zeigt sich das Problem der FDP deutlich. Die Wähler befürworteten mehr Regulierungen, Vorschriften und Sozialausgaben, zeigen dagegen eine geringe Bereitschaft, in die Landesverteidigung zu investieren – alles konträr zum Wahlprogramm der FDP.

Da fragt sich: Hat der rechte Block noch Anspruch auf eine Mehrheit in der Landesregierung, insbesondere die FDP auf zwei Sitze? Selbst FDP-Fraktionschef Beat Walti will sich dieser Diskussion nicht verweigern: «Wir sind nicht grundsätzlich gegen eine Diskussion über die Zauberformel, aber es ist wichtig, dass die Zusammensetzung des Bundesrats langfristig gültig ist und sich nicht mit jeder Legislatur-

periode ändert.» Die Partei sei auf allen föderalen Ebenen stark vertreten, was bei anderen Parteien nicht zutreffe.

Dass die FDP ausser Form ist und ihre Dominanz zusammen mit der SVP in der Exekutive wackelt, haben die politischen Gegner längst bemerkt. «Vier Sitze für die Rechte sind zu viel», diktierte kürzlich die Grünliberalen-Fraktionschefin Tiana Moser dem *Tages-Anzeiger*. Es gebe im Parlament eine «starke Offenheit, die Zusammensetzung des Bundesrats neu zu überdenken», das freut die Zürcherin.

Der Zuger Mitte-Präsident Gerhard Pfister findet derweil, mathematisch betrachtet, seien «die relevanten politischen Kräfte heute so schlecht im Bundesrat abgebildet wie schon sehr lange nicht mehr».

#### Gössi: Nach Shutdown wird alles besser

Bis zu den Gesamterneuerungswahlen im Dezember 2023 dürfte noch viel passieren. Die FDP muss sich aber sputen und sich irgendwie zusammenraufen. Jeder Richtungsstreit, jeder Wahlflop oder Führungsmangel könnte einer zu viel sein.

Wie aber will Petra Gössi ihre FDP wieder erfolgreicher machen? «Wir müssen unsere Schwerpunktthemen besser kommunizieren.» Die Partei stärker spürbar werden lassen und prägnanter auftreten, mehr zu den Leuten auf die Strasse gehen, wenn der Shutdown aufgehoben wird. «Dann werden wir wieder zulegen», sagt sie.



# Biokeramische Schlaf-Bekleidung

Der 43-jährige Tom Brady triumphiert zum siebten Mal in der Verschleiss-Sportart Football. Wie ist das körperlich möglich? Der Supersportler folgt einem mitleidlosen Lebensplan.

Roman Zeller

In der Nacht auf Montag ereignete sich in Amerika ein Wunder: Der 43-jährige Quarterback Tom Brady gewann mit den Tampa Bay Buccaneers seinen 7. Super Bowl. Im Final bodigten Bradys Buccaneers den Titelverteidiger und haushohen Favoriten Kansas City Chiefs.

Altmeister Brady schreibt damit Sportgeschichte: Kein Football-Spieler gewann öfter den Super Bowl, niemand war dabei älter als der «GOAT», der «Greatest of All Time». Und der 43-Jährige wirkt kein bisschen müde, obwohl Football eine Verschleiss-Sportart ist.

Zur Einordnung: Eine Profikarriere dauert in den USA durchschnittlich etwas mehr als drei Jahre. Spielmacher, wie Brady einer ist, halten rund vier Jahre durch, weil sie, als Herz der Mannschaft, beschützt werden. Tom Brady beendete am Sonntag seine 21. Saison.

## Bis neun Liter Elektrolyt-Wasser

Wer es vor zwanzig Jahren prophezeit hätte, hätte als verrückt gegolten. Als Spieler an der University of Michigan stach Brady noch nicht einmal heraus. Im Scouting-Bericht von 2000 steht, er habe «schlechte körperliche Voraussetzungen», sei dünn und schmal.

Trotzdem entschieden sich die New England Patriots aus Boston für den 23-Jährigen und drafteten ihn als 199. Spieler in der sechsten Runde. Das heisst aber auch, dass ihn jedes Team der National Football League sechsmal ablehnte. Eine Kränkung, die Brady in einem Interview Tränen in die Augen treten liess.

Für die Patriots entpuppte sich der junge Quarterback als Glücksgriff. Gleich in seiner ersten Saison gewann er den Super Bowl. 2003 und 2004 wiederholte er das Kunststück.

Dann begannen ihn Entzündungen zu plagen. Brady lernte Alex Guerrero kennen. Massageartig behandelt Guerrero seither Bradys Tiefenmuskulatur, die dieser abwechselnd kontrahiert und entspannt. Dies soll helfen, Angriffe auf den Körper abzufedern, was die Widerstandskraft fördert.

Zusammen entwickelten die beiden ein System, das Bradys Körper lang- statt kurzfristig stärkt. Brady stellte sein Leben um und richtete es in jedem Detail auf den Sport aus. Seine Philosophie, die «TB12-Methode», beschreibt er im gleichnamigen Lifestyle-Buch. Sie umfasst zwölf Prinzipien – ein Verweis auf seine Trikotnummer – und reicht von Ernährung über Workouts bis zu Mentaltraining und



Mandelbutter und Marmelade: Quarterback Brady.

Schlafpraktiken. Heute führe er einen «Lebensstil voller Vitalität», heisst es.

Dazu gehört, nach dem Aufstehen um sechs Uhr morgens sofort ein Glas Wasser zu trinken, das mit Elektrolyten angereichert ist, um ausgeschwitzte Mineralstoffe zu ersetzen. Von dieser Mischung trinkt Brady, über den Tag verteilt, rund viereinhalb Liter, an sehr sportlichen Tagen sind es sechs bis neun.

Beim Familienfrühstück genehmigt er sich einen Smoothie, ein Frappé aus Blaubeeren, einer Banane, Samen und Nüssen. Danach trainiert er statt mit Gewichten vorwiegend mit Bändern, Rollen und dem Eigengewicht. Und um seine Muskeln nach dem Workout mit Eiweiss zu versorgen, trinkt er einen Mandelmilch-Protein-Shake – maximal zwanzig Minuten später.

Nach der «beach time» analysiert Brady Football-Spiele. Gegen den Hunger zwischendurch isst er Snacks, stets unbehandelt, immer vegan, gern auch Avocado-Eis.

Das Mittagessen besteht aus Fisch und viel Gemüse, die meisten Produkte sind basisch, nur 20 Prozent sind sauer. Alles, was er isst, ist bio und stammt aus der Region.

## Wenig Poulet

Vor Spielen wählt Brady ein Sandwich mit Mandelbutter und Marmelade. Anders als früher verzichtet er heute auf Fastfood, Zucker, Fette. Kaffee mag er sowieso nicht. Alkohol konsumiert er wenig, «von Zeit zu Zeit ein Bier».

Am Nachmittag trainiert Brady mit dem Team. Davor aber knetet ihm sein Guerrero die Muskeln geschmeidig. Nach dem Training erfolgt die gleiche Prozedur. Am Abend isst Brady wenig Poulet und erneut viel Gemüse. Auf Nachtschattengewächse verzichtet er. Kartoffeln oder Tomaten sind tabu. Danach geht's wieder zur Videoanalyse.

Als Bradys Kinder noch klein waren, las er ihnen noch vor, bevor er – wie heute – um neun Uhr ins Bett ging. Sein Schlafzimmer ist auf 18,5 Grad Celsius temperiert. Er schläft in biokeramischer Schlafbekleidung, um sich optimal zu regenerieren; sogar die Bettwäsche ist aus diesem Material. Und dass Ehefrau Gisele Bündchen, ein brasilianisches Model für Dessous, keine Handys neben dem Bett will, kommt Brady gerade recht. Das fördere den Schlaf.

Was esoterisch anmutet, nennt Tom Brady sein Erfolgsmittel. Diesem Lebensstil verdanke er, über all die Jahre – mit Ausnahme von einem Kreuzbandriss 2008 – verletzungsfrei geblieben zu sein. Brady sagt, er fühle sich wie dreissig. Wer seine Methoden anzweifelt, dem sagt er: «Messt mich nicht an meinen Worten.»

Bevor er am Sonntag den Super Bowl gewann, sprach er schon von der nächsten Saison.

Tom Brady: Die TB12-Methode. Riva. 320 S., Fr. 41.90

# Kleinbauern gegen Grossbauern

Auf dem Weg in die subventionierte Landwirtschaft ist die Medienbranche vorangekommen.



Wenn man wissen will, wie es derzeit in der Medienbranche zugeht, dann hilft ein Blick in die Agenda von Medienministerin Simonetta Sommaruga. Ihr rennen die Verleger die Bude ein.

Denn bei Sommaruga ist Geld zu holen.

Seit Anfang 2020, seit Corona den Medien zusetzt, hat sich Bundesrätin Sommaruga exakt elf Mal mit den Spitzen der privaten Schweizer Medienindustrie getroffen. Alle wollten dasselbe von ihr. Mit 260 Millionen Franken im Jahr werden die Medien künftig vom Staat unterstützt.

Zweimal kreuzte der Verlegerverband bei Sommaruga auf, angeführt von Präsident Pietro Supino und seinem Vize Peter Wanner, im Zivilberuf die VR-Präsidenten der Zeitungsmonopolisten TX Group und CH Media. Supino und Wanner trafen sie dann auch bilateral, diesmal als Vertreter ihrer Unternehmen. Ebenso mehrmals machten die Aufwartung die NZZ-Gruppe mit ihrem Präsidenten Etienne Jornod und Ringier mit seinem CEO Marc Walder.

Elf offizielle Kontakte mit den Chefs der privaten Verlage in einem Jahr. Das ist viel. Es zeigt zum einen, wie hochgradig interessiert die sozialistische Medienministerin den Zustand der kapitalistischen Medienbranche beobachtet. Mit den Chefs der halbstaatlichen SRG, für die der Bundesrat direkt zuständig ist, traf sich Sommaruga in derselben Zeitspanne gerade mal fünf Mal.

Zum anderen zeigt die hohe Kontaktfrequenz deutlich die momentane Befindlichkeit der Medienunternehmen. Sie, und nicht die Bundesrätin, hatten auf die vielen Termine gedrängt. Die Anbiederung an den Zentralstaat und seine

Ressourcen ist in der Branche inzwischen die unbestrittene Strategie. Die Verlagshäuser sind wild entschlossen, sich in stärkere Abhängigkeit von der Staatsmacht zu begeben.

Wir erleben einen Prozess der Agrarisierung der Medien. Die Medien drängen freiwillig in dasselbe wirtschaftspolitische System, das in der Landwirtschaftspolitik die Regel ist. Man streitet längst nicht mehr darum, ob man überhaupt staatliche Subventionen will. Man streitet bereits heftig darum, wer wie viel staatliche Subventionen bekommt.

## *Die Grossbauern von TX Group bis CH Media möchten den Löwenanteil der Online-Subventionen für sich.*

Wir können das am jüngsten Beispiel dieses Verteilungskampfes illustrieren. Es geht um Subventionen für Online-Auftritte.

Bevor wir darauf eingehen, müssen wir einen kurzen Exkurs in die Landwirtschaftspolitik einschieben. Ihr Grundprinzip sind die sogenannten Basisbeträge, die jeder Hof bekommt. Diese Subventionen bevorzugen die kleinen Bauernbetriebe gegenüber den Grossbetrieben. Je kleiner ein Betrieb ist, desto höher ist die Subvention, die er pro Hektare bekommt. Auch Höfe im Berggebiet bekommen mehr Subventionsgeld pro Hektare als jene im Tal. So wird vermieden, dass die wenigen fetten Grossbauern gegenüber den vielen kleinen Höfen über Gebühr profitieren.

Zwischen den Grossbauern und den Kleinbauern ist nun auch in der Medienbranche ein

heftiger Subventionsstreit ausgebrochen. Es geht um die dreissig Millionen Franken, die der Bund neu an Online-Portale verteilt.

Die Kleinbauern von den *Freiburger Nachrichten* bis zum *Wohler Anzeiger* haben sich zu einer Interessensgemeinschaft zusammengetan. Sie wollen von den dreissig Online-Millionen vierzehn Millionen für sich, obwohl ihnen, gemessen an ihrer Auflage, rechnerisch bloss die Hälfte davon zusteht. Laute Unterstützung bekommen die Kleinbauern von den alternativen Bauern. Das sind die vielen linken und links-grünen Internet-Plattformen, von denen es in der Schweiz nur so wimmelt und die ebenfalls möglichst tief in den Subventionstopf greifen wollen.

Die Grossbauern von TX Group bis CH Media sehen das natürlich anders. Sie möchten den Löwenanteil der Online-Subventionen für sich. Trotz der vielen Termine, die sie bei Simonetta Sommaruga absolvierten, haben sie dabei keine allzu guten Karten. Denn das Herz der Bundesrätin schlägt stärker für die kleineren Verlage und für überproportionale Zuschüsse an deren Adressen.

Ich denke, Sommaruga hat recht. Wenn man schon Subventionen verteilt, dann soll man Subventionen dafür einsetzen, wofür sie gedacht sind, nämlich zur Strukturhaltung. Die politische, gewollte Verzerrung des Wettbewerbs erhält dann kleinere Bauernhöfe wie kleinere Medienangebote am Leben, die im freien Markt sonst nicht bestehen könnten. Das ist nun mal der Zweck solch staatlicher Regulierung.

Wenn schon Landwirtschaftspolitik in den Medien, dann richtig.



# Amerika auf Geisterfahrt

Als Heiler angetreten, regiert Joe Biden durch.

Unter Konsens versteht er Unterordnung, unter Versöhnung Umerziehung.

Urs Gehriger

So schnell, so radikal hat kein US-Präsident mit der Politik seines Vorgängers gebrochen. Die Szenen erinnern an eine Teufelsaustreibung. Mit Joe Biden in der Rolle des Exorzisten, besessen von der Mission, Amerikas Seele von Trump zu erlösen. In bizarrem Säuberungseifer soll der Ex-Präsident des Amtes enthoben werden, das er gar nicht mehr innehat. Sein Erbe soll verbrannt und planiert werden. Und dies mit Blitzdekreten am Parlament vorbei.

Was hatte Biden im Wahlkampf gesagt? «Man kann [Gesetze, d. Red.] nicht per Präsidentenverfügungen erlassen, es sei denn, man ist ein Diktator. Wir sind eine Demokratie. Wir brauchen Konsens.» Das ist eine Ewigkeit her und längst vergessen. Konsens heisst jetzt Unterordnung. Heilung heisst Umerziehung.

## Unerzwungener Fehler

«Amerika ist zurück», sagt also Biden nach dem Erlass von über vierzig Dekreten. Sie reichen von Migration über Klima bis ins bizarrste Detail. So hat Biden beispielsweise verfügt, dass biologische Männer jetzt bei Sportwettkämpfen gegen Frauen antreten dürfen – zur grossen Freude der weiblichen Konkurrenz. Er will den Mauerbau sistieren. Und die Grenze lockern, die unter Trump fast komplett dicht war. Eine Verfügung zur Verteilung der Covid-19-Impfung hat Biden unterzeichnet, gemäss der Terroristen auf Guantánamo Bay noch vor unbescholtenen Amerikanern den ersten, schützenden Sprutz erhalten dürfen. (Der Entscheid wurde inzwischen nach Protesten sistiert.)

Weniger Nachsicht hat Biden mit Amerikas Arbeitern. Er stoppte den Bau der Keystone-XL-Pipeline und vernichtete mit einem Federstrich mehr als 11 000 lukrative Jobs. Trump hatte nicht nur die Arbeitslosigkeit für Weisse, Schwarze, Latinos auf einen historischen Tiefstwert gedrückt. Er befreite Amerika aus der Abhängigkeit von fremden Energiequellen. Nun gefährdet Biden gleich zu Amtsbeginn diese strategische Siegerposition. Im Tennis spricht man von einem «unforced error», einem un-



Moralische Führerschaft im Mikrobereich: US-Präsident Biden, Vize Harris (l.).

erzwungenen Fehler. Welch strategischer Leichtsinn!

An die Adresse der Arbeiter, die nun ohne Job und Lohn in der Kälte stehen, sagt John Kerry, der neue Klima-Zar und starke Mann in Bidens Rücken: «Die Entscheidung, für Solarenergie zu arbeiten, ist die bessere Entscheidung.» Mit anderen Worten: Pech gehabt! Ihr Arbeiter müsst halt lernen, bessere Entscheide zu treffen.

So spricht der Mann, der sein Multimillionenvermögen durch Heirat mit der Ketchup-Erbin Teresa Heinz anhäufte. Der im Privatjet durch die Lüfte düst und zu seiner Rechtfertigung meint: «Es ist die einzige Möglichkeit für jemanden wie mich, der um die Welt reist, diesen Kampf [gegen den Klimawandel, d. Red.] zu gewinnen.» Der felsenfest überzeugt ist, dass «Klima mit Abstand das wichtigste Thema in der Beziehung zwischen den USA und China» ist. Jenem China, das in der Klimapolitik Versprechen um Versprechen gebrochen hat.

Diesem China hat Biden einen ganz besonderen Federstrich gewidmet: Per Präsidialverfügung verbot er die Begriffe «China-Virus» und «Wuhan-Virus» für Covid-19. Denn damit würden «fremdenfeindliche Gefühle» geschürt, so der Weltenheiler. Dies, obwohl niemand am Ursprung des Wuhan-Virus zweifelt. Ebenso wenig wie an der Tatsache, dass die Kommunistische Partei Chinas durch Lügen und Re-

pression chinesischer Ärzte die Welt hinter Licht führte und die tödliche Seuche sich über den Globus ausbreiten liess.

## Zum Wohlgefallen der Weltpresse

In seiner ersten aussenpolitischen Rede bedachte Präsident Biden China mit ein paar flüchtigen Sekunden Aufmerksamkeit. Ausgiebig dozierte er über den Jemen. Und über das Klima. Und das Heil der Diplomatie. Um Amerikas «moralische Führerschaft» zu reparieren, will er Flüchtlinge aufnehmen. Achtzig Millionen Menschen seien auf der ganzen Welt auf der Flucht. Per Präsidialverfügung ordnet Biden an, im nächsten Jahr 125 000 von ihnen aufzunehmen. Das sind 0,0016 Prozent. Moralische Führerschaft im Mikrobereich, aufgehübscht mit wohlfeilen Worten. Die Weltpresse zeigt sich angetan.

«Und um unsere moralische Führung weiter zu reparieren, erliess ich auch ein Präsidialdekret, das unsere Führung bei den LGBTQ-Themen wiederbelebt», so Biden weiter. Und zwar «international» und «inklusive LGBTQ-Flüchtlingen und -Asylbewerbern».

Dass Menschen jeder sexuellen Ausrichtung gleiche Rechte zustehen, steht ausser Frage. Aber sind sie strategisch so wichtig, dass sie in einer aussenpolitischen Lageanalyse prominenter aufgeführt werden als China?

Seine Obsession für das Fragmentarische schlägt sich nieder in der Zusammensetzung der Regierung. Die Demokraten verstehen sich als Partei der Diversität. Doch dann nominieren sie Joe Biden, einen alten weissen Mann. Die Extremisten in der Partei erkannten, dass sie selbst keine Chance hatten, das Weisse Haus zu gewinnen. Also bissen sie auf die Zunge und portierten Biden. Nach gewonnener Schlacht sah sich dieser in der Bringschuld. «Ich verspreche Ihnen, es wird das vielfältigste Kabinett sein, das es gibt», gelobte der neue Präsident.

Et voilà. Bidens Kabinett gleicht einem Action-Painting-Gemälde von Jackson Pollock. Ausgeträumt der Traum von Martin Luther King von einem farbenblinden Amerika, in dem der

### *Bidens Kabinett gleicht einem Action-Painting-Gemälde von Jackson Pollock.*

Charakter eines Menschen mehr zählt als die Hautfarbe. Bidens Amerika ist keine vielfältige Einheit, sondern zersplitterte Vielfalt. Viele Regierungsmitglieder bekamen ihre Posten einzig und allein, weil sie einer Minderheit einer Minderheit angehören. Vor lauter Regenbogen-Arithmetik ging ganz vergessen, dass es ausser Hautfarbe, Geschlecht und sexueller Orientierung noch andere Kriterien gibt für eine erfolgreiche Regierung. Altmodische Kriterien wie Erfahrung, Kompetenz und Leistungsausweis.

#### **Politische Inszenierungskunst**

Biden hat sich im Wahlkampf als «Moderater» angepriesen. Das war eine Mogelpackung. Wer je an Bidens «moderate» Agenda geglaubt hat, braucht bloss zu sehen, wer ihm jetzt auf die Schulter klopf. Elizabeth Warren ist «sehr beeindruckt» von Joe Bidens «progressivster Agenda». Und Alexandria Ocasio-Cortez, die narzisstische Marxistin aus der Bronx, kriegt sich kaum ein vor Freude. «Es ist fast so, als hätten wir die Plattform mitgestaltet», twitterte AOC mit augenzwinkerndem Emoji. So nahe kommen Bidens klimapolitische Dekrete ihrer Fantasie eines «Green New Deal», der in einer Volksabstimmung nicht den Hauch einer Chance hätte.

Biden schickt das Land auf eine Geisterfahrt. Er regiert mit der politisch am weitesten links liegenden Agenda, die je ein US-Präsident vertreten hat. Doch damit geben sich die Demokraten noch lange nicht zufrieden. Im fernen Mar-a-Lago wittern sie Gefahr. Ihnen reicht nicht, dass Trump das Weisse Haus verlassen hat. Jetzt soll seinem politischen Sarg der Deckel aufgeschweisst werden, auf dass er das sozialistische Wolkenkuckucksheim nie mehr stören könne. In einem Schauprozess soll er vor den Augen der Welt als «Anstifter» eines «Staatsstreichs» abgestraft werden.

Mit Kalkül instrumentalisieren die Demokraten den Sturm von Trump-Anhängern auf das Capitol vom 6. Januar. Sie möchten sicherstellen, dass Trump nie mehr ein politisches Amt bekleiden darf. Dafür stehen die Chancen miserabel. Doch das Tribunal ist bloss vorgelagertes Tamtam. Viel wichtiger sind ihnen die Millionen Amerikaner, die Trump gewählt haben. Sie alle sind ihnen suspekt. Gegen sie führen sie einen eigentlichen Feldzug und ziehen dafür alle Register der politischen Inszenierungskunst.

Um Bidens Vereidigung zu sichern, wurden 26 000 Nationalgardisten aufgebieten – mehr, als im Irak und in Afghanistan zusammen stationiert sind. 5000 Gardisten sollen bis auf unbestimmte Zeit in der Hauptstadt bleiben. (Kostenpunkt bis Mitte März: eine halbe Milliarde Dollar.) Denn Biden wähnt das Land im Krieg. In seiner Inaugurationsrede beschwor er die Gefahr des «inländischen Terrorismus» herauf, «dem wir entgegentreten müssen und den wir besiegen werden».

Gemeint sind nicht die anarchische Antifa oder Schläger aus den Reihen von «Black Lives Matter», die letzten Sommer in US-Städten marodierten. Jene Demokraten, die damals über die Gewaltexzesse schwiegen und der Polizei die Budgets streichen wollten, gefallen sich jetzt in militärischer Kulisse.

Sie orten die Gefahr rechts. Bei «religiösen Extremisten, Autoritären, Faschisten, Fanatikern, Rassisten, Nativisten», wie Ex-CIA-Chef und Trump-Hasser John Brennan erklärt. Er vergleicht sie mit «aufständischen Bewegungen» in fernen Ländern. De facto stehen alle 74 Millionen Trump-Wähler unter Generalverdacht. Auch das Militär. Der neue Pentagon-Chef unterzieht die gesamte Armee einem Gesinnungstest.

#### ***Time Magazine deckt «Verschwörung» auf***

Die Demokraten sind zu einer Reconquista aufgebrochen, einer Rückeroberung der politischen Macht. Diese hat mit einer geheimen Kampagne vor einem Jahr begonnen. Einen Einblick bietet ein Artikel in der neusten Ausgabe des *Time Magazine* mit dem Titel: «Die geheime Geschichte der Schattenkampagne, die die Wahl 2020 rettete». Autorin ist Molly Ball, die Biografin von Nancy Pelosi, der Übermutter der Demokraten und Mehrheitsführerin im Repräsentantenhaus. Glühend vor Stolz schildert sie die «Verschwörung» zwischen der progressiven Linken, Big Labour, Big Business und Big Tech, um Donald Trump zu erledigen.

Das Komplott war «eine gutfinanzierte Kabale von mächtigen Leuten, quer durch Branchen, die hinter den Kulissen zusammenarbeiten, um Meinungen zu beeinflussen, Regeln und Gesetze zu ändern, die Medienberichterstattung zu steuern und den Informationsfluss zu kontrollieren».


Die Verschwörer nutzten die Covid-Krise als Vorwand, um die Wahlregeln zu ändern. Kon-

kret: «Sie brachten die Bundesstaaten dazu, Wahlsysteme und Gesetze zu ändern.» Sie sammelten «Hunderte von Millionen an öffentlichen und privaten Geldern». Sie wehrten Klagen zur Wählerunterdrückung ab. Sie rekrutierten Heerscharen von Wahlhelfern. Sie brachten Millionen von Menschen dazu, zum ersten Mal per Briefwahl zu wählen. Dies alles war ganz legal, wie die Autorin beteuert. «Keine Wahlfälschung», vielmehr ein tugendhafter Versuch, die Demokratie vor Trump und Covid-19 zu schützen.

Entscheidend für den Erfolg war der Schulterchluss mit Big Tech. Im Detail schildert der Artikel, wie demokratische Agitatoren sich konspirativ mit Twitter-Boss Jack Dorsey und Facebook-CEO Mark Zuckerberg trafen. Sie «warnten» vor der «Gefahr der Unwahrheiten» bezüglich der Wahlen, die sich «bereits unkontrolliert verbreiteten». Schliesslich erreichten sie ihr Ziel: Die Social-Media-Unternehmen erklärten sich bereit, «härter gegen Desinformation vorzugehen». Sie haben eine eigene Wahrheitspolizei aufgestellt, die auf ihren Plattformen patrouilliert.

Mit «Desinformation» freilich ist primär Information gemeint, die gegen die Demokraten gemünzt ist. Beispielsweise die Berichte über kompromittierende E-Mails von Präsidentensohn Hunter Biden, die auf dem Höhepunkt des Wahlkampfes mit durchschlagendem Erfolg zensuriert wurden. Und als die Wahl vorbei war und Trump rechtlich intervenierte, blockierte Big Tech User, die Nachrichten über «Wahl Diebstahl» teilten.

Die Reconquista der Demokraten hat mit Bidens Sieg erst richtig begonnen. Jetzt sitzen die Strippenzieher der «Kabale» an der Macht. Nun gilt es, die Spielregeln der Demokratie zu ihren eigenen Gunsten zu ändern. Auf dass die Macht auf lange Zeit in ihren Händen bleibt.



**Petition Frühling 2020**

**Wir fordern eine unabhängige Untersuchung der Corona-Krise! Jetzt!**



## Spotten über Berset: Held wird Buhmann

Er war der Star des Frühlings 2020: Bundesrat Alain Berset. Social-Media-User lagen ihm zu Füssen, als er damals den Shutdown verkündete. Als Dandy mit Hut gab er sich, der an den Pressekonferenzen des Bundesamtes für Gesundheit (BAG) seine immer gleichen Sprüche verkündete. Das funktionierte ideal als Tiktok-Video oder als Meme. Anders, aber ebenso neusprachlich formuliert: Berset ging viral.

Zum Beispiel sein Satz: «So schnell wie möglich, so langsam wie nötig». Die Zeile war so beliebt, dass sie es auf ein Baseball-Cap schaffte. Die SRF-«Rundschau»-Redaktion, sonst nicht für Zärtlichkeiten bekannt, überreichte ihm die Mütze in einer Sendung. Ein SRF-Jugendportal huldigte ihm sogar mit einem Song: «Bleiben Sie zuhause feat. Bundesrat» verzeichnet auf Youtube fast eine Million Aufrufe. Schliesslich kamen Fanartikel in den Umlauf: «Er ist einfach ein geiler Siech», erklärte die Designerin, die T-Shirts mit seinem Antlitz vertrieb. Und was besonders erstaunte: «Berset läuft besser als Koch.»

Inzwischen hat der Wind gedreht. Der Corona-Koller ist auch bei den Jungen angekommen, was auch Radio Energy merkte. Der Unterhaltungskanal mit einer Reichweite von über 250 000 Followern parodierte unlängst eine Pressekonferenz des BAG. Titel: «Die Homeoffice-Tipps von Alain Berset». Eine Tonspur, die über das Originalvideo gelegt wurde, imitiert den Bundesrat, wie er übers «Pupsen während Zoom-Calls» bis hin zum «Mittagsschläfli» aufklärt. 40 000 Usern gefällt der Beitrag, rund viermal mehr als sonst.

Ein ähnliches Video verbreitete auch Zeki Bulgurcu, einer der reichweitenstärksten Schweizer Influencer. Der eigentlich unpolitische Comedian spielt einen BAG-Mitarbeiter, der dem Bundesrat mögliche Corona-Massnahmen vorschlägt. Berset, auf dem Sofa sitzend, würfelt, was er der Schweiz auferlegen will. Herauskommt Nummer zwei, das heisst: «Restaurants schliessen, aber Skipisten bleiben offen.» Zeki fragt: «Haben wir keine Massnahmen mit Sinn?» Er fasst sich an den Kopf.

Auf Tiktok sahen diesen Beitrag fast 200 000 Menschen, auf Instagram ähnlich viele. Bersets Pressekonferenzen, für die einst das ganze Land vor dem Fernseher klebte, sind das neue Kabarett. Oder um es in der Meme-Sprache zu sagen: Berset ist heute ganz Alain. Roman Zeller

# Serbien macht es besser

Der Balkanstaat hat nach Grossbritannien europaweit die höchste Impfrate. Die Schweiz kann einiges lernen.

Mihajlo Mrakic

Serbien nimmt sich seit einiger Zeit die aussenpolitische Strategie der Schweiz zum Vorbild: Neutralität. So setzt das Land gleichzeitig auf vier Partner: China, Russland, Europa und die USA. Man versucht, die Balance zu halten und von der Zusammenarbeit mit allen zu profitieren. Das gilt nicht nur in abstrakten diplomatischen, sondern auch in konkreten, alltäglichen Fragen.

Anders als westliche Staaten hat Serbien sich 6,5 Millionen Impfdosen unterschiedlicher Hersteller gesichert: den Sinopharm-Impfstoff aus China, den russischen Sputnik V und den amerikanisch-deutschen Impfstoff von Pfizer/Biontech. China lieferte zu Beginn des Jahres eine Million Dosen des Herstellers Sinopharm. Das ist viel, wenn man bedenkt, dass Serbien weniger als sieben Millionen Einwohnern hat.

### Algorithmus plant Termine

Seit Januar kann man sich online zur Impfung anmelden. Dabei haben die Bürger die Wahl. Sie können neben dem Ort – allein in Belgrad stehen achtzehn Impfstationen zur Auswahl – auch den Impfstofftyp frei wählen. Serbien ist das einzige Land der Welt, das seinen Bürgern diese Möglichkeit anbietet. Die Regierung will damit das öffentliche Vertrauen in den Prozess stärken und die Impfrate ankurbeln.

Das zeigt Wirkung. Schon über 500 000 Impfungen wurden verabreicht. Das ist, in Relation zur Einwohnerzahl gesetzt, der beste Wert auf dem europäischen Festland. Laut

einer Umfrage ist der russische Impfstoff am beliebtesten; fast die Hälfte der Impfwilligen gab an, sich für den hier in der Schweiz stark unterschätzten Sputnik V zu entscheiden.

Die Spitzenposition der Serben alleine mit den vielfältigen Wahloptionen zu erklären, greift aber zu kurz. Das grosse Stichwort im Impfwettbewerb heisst Digitalisierung. Gute Organisation und Planung alleine genügen nicht; es braucht unterstützende Technologien, Software, Algorithmen, Automatismen.

Die Bürger in Serbien können ein einfaches elektronisches Formular ausfüllen, das auf dem E-Government-Portal verfügbar ist, oder sich an ein Callcenter wenden. Ein komplexer Algorithmus plant die Termine. Die Einladung zur Corona-Impfung erfolgt einige Tage im Voraus. Das System liefert den Bürgern zudem Informationen über Fortschritte und Impfpläne.

Die Gruppe der geimpften Bürger wird nach Alter, Beruf und Wohnort analysiert. Diese Daten werden zur Einführung neuer oder zur Lockerung bestehender Massnahmen herangezogen. Währenddessen hat die Schweiz die Digitalisierung des Gesundheitswesens verschlafen. Corona-Meldungen werden per Fax übermittelt, funktionierende Patientendossiers fehlen. Nicht einmal das Contact-Tracing funktioniert. Wenn keine genauen Daten vorhanden sind, muss eine Regierung ihre Entscheidung im Blindflug treffen.

Serbien macht es besser als die Schweiz und die EU. Die Impfstrategie des Balkanstaates ist eine Mischung aus Pragmatismus, künstlicher Intelligenz und etwas Russophilie. Erleichterter Informationsaustausch ist wesentlich – für Bürger und Regierung.

Am Ende wählen die meisten Serben jenen Impfstoff, der am schnellsten zur Verfügung steht. Gibt es da keine Unterschiede, entscheiden sich viele trotz Neutralität für den Wunderstoff aus Russland mit seiner über 90-prozentigen Wirksamkeit.



„Sie leiden an akutem Menschlichkeitsmangel...“

Mihajlo Mrakic ist schweizerisch-serbischer Doppelbürger und Mitglied der FDP. Er studiert Elektrotechnik an der ETH.

# HERODOT



**Q**ui tacet consentire videtur, ubi loqui potuit ac debuit»: Wer schweigt, scheint zuzustimmen, wo er hätte sprechen können und müssen, besagt eine von Papst Bonifaz VIII. 1298 etablierte Regel. Ich kann hier dem Herausgeber dieses Blattes widersprechen, was einem regelmässigen Kolumnisten leider in kaum einer anderen schweizerischen Zeitung möglich wäre. Dies zeigt die echt liberale Gesinnung von Roger Köppel und ist hervorzuheben, angesichts der Angriffe im Schweizer Blätterwald und in unserem Staatsradio wegen seiner Haltung zu Donald Trump.

Zum Widerspruch verpflichtet fühle ich mich aus Sorge über die zunehmende Relativierung demokratischer Spielregeln durch Linke und Rechte. Echte Demokratien werden getragen von einem Konsens ihrer Bürger über diese Regeln. In der Schweiz war dieser bis vor kurzem so ausgeprägt wie in Grossbritannien und den USA und bedurfte weder polizeilichen noch richterlichen Schutzes. Deshalb wurde auch das Kapitol nicht besonders geschützt. Das wohl heiligste demokratische Prozedere ist die Machtübergabe an einen Wahlsieger der Gegenpartei. Der Versuch, dies mit Gewalt zu verhindern, greift den Kern der Demokratie an. So etwas ist in der Geschichte der USA noch nie vorgekommen und entsprechend gravierend, auch für den Rest der Welt.

Selbst ultrarechte bisherige Trump-Unterstützer wie sein Vize Mike Pence und der Vorsitzende der Republikaner im Senat, Mitch McConnell, sehen dies so und haben entsprechend reagiert. Der Schock darüber erklärt das grosse Polizeiaufgebot bei der Amtseinführung von Joe Biden, und Coro-

na erklärt den Mangel an Publikum. Beides hat mit einer – von Katie Hopkins in der *Weltwoche* suggerierten – mangelnden Unterstützung und Legitimität von Biden nichts zu tun.

Die Demokraten hatten Trumps Wahl (durch eine Minderheit der Wählenden) ohne Wenn und Aber anerkannt und sich bei der Amtsübergabe völlig korrekt verhalten. Die nachträgliche Untersuchung der russischen Facebook-Manipulationen diente der Integrität des Wahlprozesses und wurde nicht missbraucht, um die Amtsübergabe zu verhindern.

Trump nutzte zur Verhinderung der Amtsübergabe nicht nur alle Rechtsmittel in einer selbst von republikanischen Richtern als frivol

*Ich bin besorgt über die zunehmende Relativierung demokratischer Spielregeln durch Linke und Rechte.*

bezeichneten Art, sondern setzte republikanische Amtsinhaber mehrfach unter Druck, den Wahlprozess zu hintertreiben, unterminierte den Glauben seiner Anhänger an diesen und rief sie letztlich zum Kampf auf. Während des Sturms aufs Kapitol ging er im Weissen Haus begeistert von Büro zu Büro – man fühlt sich an Neros Gefiedel erinnert, als Rom brannte! Solches Verhalten eines amtierenden Präsidenten ist einmalig in der US-Geschichte und lässt sich mit nichts vergleichen oder gleichsetzen. Auch mit Meinungsfreiheit hat es nichts zu tun. Es rechtfertigt vielmehr den Versuch, Trump weitere Kandidaturen für öffentliche Ämter zu untersagen und ihn an Hetze und Verbreitung absurder Verschwörungstheorien zu hindern, auch wenn man sich fragen kann, ob dies politisch klug ist oder aber ein gefährlicher Präzedenzfall.

**V**or ein paar Monaten habe ich hier die linksliberale Tendenz in der Schweiz angeprangert, sich im Interesse «hehrer Zwecke» über rechtsstaatliche und demokratische Prinzipien hinwegzusetzen. Kürzlich hat der Bundesrat nun mit Andreas Zünd (SP) einen Vertreter dieser Geisteshaltung für das Richteramt am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) nominiert – auf freisinnigen Vorschlag! Zünd wurde prompt gewählt und wird wohl im selben Geist richten wie seine ebenso linke, internationalistische Vorgängerin, die kürzlich mitentschied, dass Staaten aufgrund des Rechts auf Privat- und Familienleben (Art. 8 der Europäischen Menschenrechtskonvention, EMRK) Betteln nicht verbieten dürften und eine rechtliche Geschlechtsänderung auch dann gewähren müssten, wenn die physischen Geschlechtsmerkmale nicht geändert würden. Man mag dies wünschen, aber darf man es allen Staaten Europas richterlich aufzwingen, obwohl bei der Ratifizierung der EMRK sicher niemand daran dachte?

Bundesrat und Parlament weigerten sich 1974, die Akzeptanz der Rechtsprechung des EGMR dem Referendum zu unterstellen. Bundesrat Pierre Graber erklärte eine Verurteilung der Schweiz durch den EGMR für unvorstellbar und bestritt, dass ein überstaatliches Organ über unsere Verfassung und die Entscheide unserer Behörden gestellt werde. Man mag sich daran erinnern wollen, wenn es bald um die Unterwerfung unter den EU-Gerichtshof geht, die der Bundesrat als ebenso harmlos erachtet.

*Herodot* ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.



# Retten die Notenbanken die Wirtschaft?

Die Zentralbanken halten am Rezept fest, die Märkte mit Geld zu überschwemmen. Das ist gefährlich. Je länger diese Geldpolitik weitergeht, desto grösser wird der Schaden.

*Kurt Schiltknecht*

Seit der Bankenkrise im Jahr 2008 werden die Notenbanken nicht müde, sich als Garant für eine stabile und wachsende Wirtschaft aufzuspielen. Ein Rückblick auf die Geldpolitik seit dem Zweiten Weltkrieg lässt allerdings Zweifel an dieser Darstellung aufkommen. Die Notenbanken haben ihre geldpolitische Strategie immer zu spät an Fehlentwicklungen in der Wirtschaft und an neue Erkenntnisse in der Geldtheorie angepasst. Mit dem sturen Festhalten an einer einmal eingeschlagenen Strategie haben sie enormen wirtschaftlichen Schaden angerichtet.

Die Ansichten, wie eine gute Geldpolitik aussehen soll, haben sich im Lauf der Zeit geändert. Dies überrascht nicht, denn Geldpolitik ist keine Wissenschaft. Sie basiert im Wesentlichen auf der jeweiligen dominierenden Geldtheorie, dem wirtschaftlichen Umfeld, der Entwicklung des institutionellen Umfeldes und den Erfahrungen und Ansichten der Notenbankchefs. Da diese Faktoren sich im Zeitablauf ändern können, sind Strategiewechsel vorprogrammiert.

## Veränderte Phillips-Kurve

In den 1930er Jahren und während des Zweiten Weltkriegs haben Arbeitslosigkeit und chaotische Wechselkursverhältnisse das Aufkommen des Keynesianismus zur dominierenden wirtschaftspolitischen Doktrin sowie die Schaffung einer neuen Währungsordnung begünstigt.

Um kompetitive Abwertungen zu vermeiden und stabilere Wechselkurse zu schaffen, einigten sich die Industrieländer 1944 auf das Bretton-Woods-System. Die beteiligten Notenbanken verpflichteten sich, ihren Wechselkurs gegenüber dem US-Dollar in engen Grenzen zu halten. Damit war – zumindest auf dem Papier – der Spielraum für eine rein national ausgerichtete Geldpolitik gering.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Keynesianismus durch Ökonomen wie Paul Samuelson formalisiert. Sein Lehrbuch und die darin enthaltenen fiskal- und geldpolitischen Rezepte haben das Denken von Millionen von Ökonomen geprägt. Die Idee, Rezessionen und Krisen mit einer expansiven und eine Überhitzung und Inflation mit einer restriktiven Geld- und



*Riesige Verzerrungen.*

Fiskalpolitik zu bekämpfen, war so überzeugend präsentiert, dass auch ich in den sechziger Jahren glaubte, dass Krisen der Vergangenheit angehören würden.

In den 1950er und 1960er Jahren setzten viele Länder die von Samuelson propagierte Strategie um. Dabei zeigte sich, dass die expansiven Phasen länger und stärker als die restriktiven waren. In der Folge machte sich Inflation breit.

Einen starken Einfluss auf die Geldpolitik der sechziger Jahre hatte die sogenannte Phillips-Kurve. Der britische Ökonom Alban Phillips hatte festgestellt, dass über einen Zeitraum von fast hundert Jahren zwischen den nominalen Lohnsteigerungen und den Arbeitslosenquoten

in Grossbritannien ein enger Zusammenhang bestand: je höher die Arbeitslosigkeit, desto geringer der Lohnanstieg und umgekehrt. Dieser Zusammenhang liess sich auch in anderen Industrieländern beobachten. Die Daten schienen darauf hinzudeuten, dass Preisstabilität und Vollbeschäftigung unvereinbar seien.

Weil die meisten Notenbanken entgegen ihren Verlautbarungen der Beschäftigung einen höheren Stellenwert als der Preisstabilität einräumten, nahmen sie steigende Inflationsraten in Kauf. Dies veränderte jedoch die Phillips-Kurve: Eine Reduktion der Arbeitslosigkeit erforderte immer höhere Inflationsraten. Eine expansivere Geldpolitik verpuffte fast nur noch in

Inflation. Statt nach den Ursachen dieser Entwicklung zu suchen, hielten die Notenbanken stur an ihrer Strategie fest. Die daraus resultierende weltweite Inflation destabilisierte das internationale Währungssystem und mündete Anfang der siebziger Jahre im Zusammenbruch des Bretton-Woods-Systems.

Das System fester Wechselkurse machte einem System mit flexiblen Wechselkursen Platz. Der Systemwechsel führte zu einer Machtverschiebung zwischen Staat und Notenbank. Unter dem System fester Wechselkurse bestimmten die Regierungen oder das Parlament den Wechselkurs. So konnte die Politik letztlich die Aktivität der Notenbanken jederzeit kontrollieren.

### Machbarkeitsglaube

Weil diese Kontrolle bei flexiblen Wechselkursen wegfiel, erhielten die Notenbanken in der Geldpolitik einen fast unbegrenzten Spielraum. Die politischen Instanzen haben es bis heute versäumt, diese Machtverschiebung durch eine Gesetzesänderung rückgängig zu machen.

Der Vorteil flexibler Wechselkurse liegt darin, dass die Notenbanken eine nur auf die nationalen Bedürfnisse abgestützte Geldpolitik verfolgen können. Länder wie die Schweiz und Deutschland nutzten dies und räumten der Inflationsbekämpfung Priorität ein. Länder wie die USA oder Grossbritannien hielten dagegen noch lange an einer inflationären Politik fest.

Die schweizerische und die deutsche Notenbank übernahmen eine vom Monetarismus geprägte Strategie mit niedrigen Geldzuwachsraten und konnten so die Preisstabilität unter Inkaufnahme einer Rezession, von Arbeitslosigkeit und einer starken Aufwertung wiederherstellen. Bis die anderen Notenbanken überzeugt waren, dass Preisstabilität nur durch ein niedriges Geldmengenwachstum erreicht werden kann, dauerte es noch einige Zeit. Zum Gesinnungswandel trug auch die von Robert Lucas und anderen entwickelte Theorie der rationalen Erwartungen bei. Damit liess sich plausibel erklären, weshalb sich die Phillips-Kurve veränderte, weshalb eine inflationäre Geldpolitik kein Wachstum bringt und weshalb Notenbanken auf eine aktivistische Geldpolitik verzichten sollten.

Mit dem Übergang zu einem niedrigen Geldmengenwachstum und dem Verzicht auf eine aktivistische Geldpolitik setzte in der Weltwirtschaft eine lange Periode mit hohem Wachstum, mit Preisstabilität und mit einer enormen Vermehrung des Wohlstands ein. Der Erfolg bestärkte die Notenbanken im Glauben, mit ihrer Geldpolitik nachhaltiges Wachstum sicherzustellen. Einer, der diesen Glauben zelebrierte, war US-Notenbankchef Alan Greenspan.

Heute wird diese Periode des Neoliberalismus und des mässigen Geldmengenwachstums, die zu den wenigen Sternstunden guter Geldpolitik zählt, von linken Kreisen kritisiert und als Ursache für die späteren Wirtschaftsprobleme, ins-

besondere für die Bankenkrise im Jahr 2008, bezeichnet. Es ist unbestritten, dass die Notenbanken, vor allem die amerikanische, eine Mitverantwortung für die Bankenkrise tragen. So haben sie die Gefahren nicht erkannt, die sich als Folge der schlechten, aber international harmonisierten Bankenregulierung auf den Immobilienmärkten aufbauten und in eine weltweite Immobilienkrise mündeten. Inzwischen wurden die Bankenregulierungen etwas verbessert, doch nach wie vor sind die Eigenkapitalanforderungen zu niedrig, dafür ist die Regulierungsbürokratie viel zu hoch.

Spätestens seit Walter Bagehot in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in seinem Buch «Lombard Street» seine Ideen vom «lender of last resort» entwickelte, wissen die Notenbanken, wie im Prinzip auf eine Bankenkrise reagiert werden muss. Entsprechend gut haben sie zusammen mit den Regierungen auf die Bankenkrise von 2008 reagiert. Mit einer riesigen Ausweitung der Liquidität und der Übernahme illiquider Finanzaktiven verhinderten sie den Zusammenbruch

### *Der Rückblick zeigt, dass Notenbanken keine Garanten für stabiles Wachstum sind.*

des Bankensystems. Trotz dessen Stabilisierung und der riesigen Liquiditätsausweitung blieb anschliessend ein starker Aufschwung aus.

Basierend auf den während der Hochblüte der rationalen Erwartungen entwickelten Modellen, in denen Inflation, Inflationserwartungen, reale Zinsen und die Ankündigung der geplanten Geldpolitik eine zentrale Rolle spielen, weiteten die Notenbanken unter dem Begriff des «Quantitative Easing» die Liquidität immer weiter aus. Die Notenbanken glaubten, mit einer weiteren Senkung der realen Zinsen die Wirtschaft ankurbeln, eine Deflation vermeiden und die Inflationsraten wieder auf ein Niveau von 2 Prozent bringen zu können. Noch weiter gehen die Befürworter von Negativzinsen. Sie argumentieren, dass mit diesen die Realzinsen selbst bei fehlender Inflation weiter gesenkt werden könnten.

### Unbrauchbarer Konsumentenpreisindex

Nachdem es in den Industrieländern gemessen am Konsumentenpreis seit rund dreissig Jahren keine Inflation mehr gibt und sich kein statistischer Zusammenhang zwischen Notenbankgeldmenge, Konsumentenpreisindex und Wirtschaftswachstum mehr feststellen lässt, ist es unverständlich, dass die Notenbanken ihre Politik unverdrossen auf die alten Modelle abstützen und den Anstieg des Konsumentenpreises als Zielgrösse ihrer Politik verwenden.

Sie sollten sich stattdessen fragen, weshalb der Konsumentenpreisindex im Gegensatz zu den Immobilien-, Aktien- und Obligationenpreisen nicht mehr auf geldpolitische Aktionen

reagiert. Sie würden dann vielleicht feststellen, dass in einer globalisierten Welt mit künstlich fixierten Wechselkursen ein sehr grosser Teil der Konsumpreise von der Entwicklung auf den Weltmärkten, insbesondere vom Geschehen in China, und nicht vom inländischen Geschehen abhängt. Deshalb ist der Konsumentenpreisindex als Zielgrösse der Geldpolitik unbrauchbar geworden.

Die Notenbanken sollten sich auch fragen, wieso das Geld, das sie im Überfluss schaffen und geschaffen haben, nur teilweise in der Wirtschaft angekommen ist. Dann wären sie unter anderem darauf gestossen, dass die Banken wegen ihrer niedrigen Eigenkapitalausstattung nicht risikofähig sind und dass in einer globalisierten Welt die Zinselastizität der Unternehmensinvestitionen im Gegensatz zu den nationalen Wohnbauinvestitionen extrem niedrig ist.

Wenn unter diesen Umständen die Geldpolitik auf das Erreichen einer Inflationsrate ausgerichtet wird, führt dies zu riesigen Verzerrungen auf den Finanz- und Immobilienmärkten sowie bei der Vermögensverteilung. Es kommt nur zu einem Boom auf den Wertpapiere- und Immobilienmärkten, aber nicht zu einer Belebung der Wirtschaft auf breiter Ebene. Im Gegenteil, die Anzeichen mehren sich, dass die Liquiditätsschwemme und die Negativzinsen für die Wirtschaft insgesamt schädlich sind.

### Kosten einer Normalisierung

Es ist zu befürchten, dass es wie in früheren Perioden viel zu lange dauert, bis die Notenbanken die veränderten Verhältnisse in der Weltwirtschaft zur Kenntnis nehmen und ihre geldpolitische Strategie den neuen Gegebenheiten anpassen. Angesichts der Corona-Krise und der damit verbundenen finanziellen Bedürfnisse der öffentlichen Hand fühlen sich die Notenbanken noch weniger bemüsst, von ihrer exzessiven Geldpolitik Abstand zu nehmen.

Im Gegenteil, die Gefahr ist gross, dass sie unnötigerweise noch zusätzlich Liquidität schaffen. Doch je länger mit der Normalisierung der Geldpolitik zugewartet wird, desto grösser werden die ohnehin schon riesigen und nicht mehr zu vermeidenden Kosten einer Normalisierung.

Im Rückblick wird deutlich, dass die Notenbanken ebenso wenig wie die Regierungen Garanten für ein stabiles Wirtschaftswachstum sind. Eine Besserung wird sich nur dann ergeben, wenn den Notenbanken und den Regierungen Schranken in Form einer Limitierung des Geldmengenwachstums oder einer Schuldenbeziehungsweise Ausgabenbremse auferlegt werden. Dass diese bei einer Krise vorübergehend aufgehoben werden könnten, ist selbstverständlich. Doch dafür müssten klare Regeln vorgegeben werden.

Kurt Schiltknecht ist ehemaliger Chefökonom der Schweizerischen Nationalbank.



---

# Wie wir gesund und frei bleiben

Europas Lockdown-Politik steht im weltweiten Vergleich schlecht da. Für grundlegende Strategieänderungen ist es zu spät. Was lernen wir für die nächste Pandemie?

*Boris Palmer*

**D**as Ende dieser Pandemie liegt in quälend weiter Ferne. Und doch ist es absehbar. Mit hoher Wahrscheinlichkeit retten uns die Impfstoffe. Falls sie versagen, gehen die Ressourcen zur Eindämmung des Virus zur Neige, und die Pandemie wird ihrem Namen gerecht, also allgegenwärtig. Für grundlegende Strategieänderungen ist der Zeitpunkt also vorbei.

China wird daran festhalten, das Virus mit drakonischen Massnahmen auszurotten, wo immer es auftritt. Viele ärmere Länder haben keine Wahl und müssen die Infektionen mehr oder weniger kontrolliert laufen lassen. Einige Staaten wie Südkorea, Taiwan und Japan halten Corona mit Disziplin und Datentechnik unter Kontrolle. Europa vertraut auf den Lockdown.

## «Lieber reich und überwacht...»

Auch wenn wir vermutlich für diese Pandemie aus dem Vergleich mit anderen Ländern und Strategien nicht mehr viel lernen können, lohnt sich ein Blick über die Grenzen. Nach der Pandemie ist vor der Pandemie. Für die nächste müssen wir besser vorbereitet sein. Denn Europa steht im weltweiten Vergleich nicht gut da. Nach der Zahl der Infektionen, der verlorenen Menschenleben und des wirtschaftlichen Schadens schneidet Europa, schneiden aber auch die USA und Lateinamerika drastisch schlechter ab als die durchorganisierten asiatischen Staaten.

Das muss uns Sorgen bereiten, denn die Zustimmung zu freiheitlichen und demokratischen Staatsformen ist nicht von Natur gegeben. Sie hängt mehr von den Resultaten der Staatskunst ab, als uns lieb ist. Die Bereitschaft, Freiheitsrechte und Demokratie dem Erfolg zu opfern, ist bei vielen Menschen keineswegs gering. «Lieber reich und überwacht, als arm und frei» ist nicht für jeden so abschreckend, wie es beim ersten Lesen scheint.

Mehr noch: Gegenwärtig kann man kaum mehr argumentieren, dass der Westen die Grundrechte besonders schützt. Die Freiheits Eingriffe unter Berufung auf den Infektionsschutz haben ein Ausmass erreicht, das wir vor Jahresfrist nur George Orwell oder den Chine-



*Resultate der Staatskunst: Autor Palmer.*

sen zugetraut hätten. Oder wer hätte geglaubt, dass der Staat den Besuch einer Familie bei den Grosseltern verbieten könnte? Und dennoch ist das derzeit in Deutschland Realität.

Besorgniserregend daran sind die Bereitschaft, mit der solch weitgehende Grundrechtsbeschränkungen akzeptiert, und die Vehemenz, mit der sie verteidigt werden. Der Grundsatz der Verhältnismässigkeit, wonach der Staat zur Erreichung eines Ziels immer nur das mildeste Mittel einsetzen darf, spielt kaum noch eine Rolle. Impfstoffe sind in Israel verfügbar, aber nicht in Europa. Schnelltests gibt es viel zu wenige, und immer noch darf man sie nicht selbst durchführen. Altersheime blieben dem Virus schutzlos ausgeliefert. Die Kontaktverfolgung misslingt wegen veralteter Technik. Das mannigfache Versagen in der Nutzung

milderer Mittel wird achselzuckend ignoriert und dient sogar zur Rechtfertigung der angeblich alternativlosen Freiheitsbeschränkungen.

## Widerstandslose Gewöhnung

Wo ist der Freiheitswille in dieser Pandemie? Und jetzt bitte keine Verweise auf Reichsbürger, Corona-Leugner und Verschwörungstheoretiker. Das ist nicht die Freiheit, die ich meine. Das liberale Bürgertum, das in unseren Gesellschaften der Träger des Freiheitsgedankens war, scheint sich nahezu vollständig dem Gedanken einer alternativlosen Solidarität durch Freiheitsentzug ergeben zu haben.

Die Freiheit ist also in doppelter Weise bedroht. Zum einen durch den möglichen Systemvorteil autoritärer Gesellschaften in der Pandemiebekämpfung. Das Zentralkomitee einer

Partei kann schneller und härter zuschlagen als der Schweizer Bund der Kantone oder der Deutsche Bund der Länder. Und zum anderen durch die beinahe widerstandslose Gewöhnung an Grundrechtseinschränkungen in den meisten westlichen Staaten.

Wenn wir dieser Bedrohung entgegentreten wollen, brauchen wir effizientere Instrumente zur Bekämpfung von Pandemien. Solange uns dafür nur ein rechtsstaatlich teileingeschränkter Lockdown zur Verfügung steht, verlieren wir in beiden Disziplinen: im Systemvergleich und im Kampf um die Grundrechte.

### Laborkapazitäten ausweiten

Wo müsste man dafür ansetzen? Jede Pandemie breitet sich im Kontakt zwischen Menschen aus. Das ist der Grund, warum diese Kontakte derzeit so weitgehend verboten sind. Wer eine Pandemie unter Kontrolle bringen will, ohne alle in ihren Wohnungen einzusperren, muss also zwei Informationen haben: Wer ist infiziert? Und wer hatte Kontakt mit Infizierten?

Um zu wissen, wer infiziert ist, braucht man enorme Testkapazitäten. Diese müssen sehr schnell zur Verfügung stehen. Noch immer kann Deutschland nicht mehr als 2 Prozent der Bevölkerung in einer Woche testen. Das ist viel zu wenig, um die Kontrolle zu erlangen. Wir sollten uns also nach dieser Pandemie auf die nächste Pandemie vorbereiten, indem wir die Laborkapazitäten deutlich ausweiten.

Um zu wissen, wer Kontakt mit einem Infizierten hatte, müssen notfalls Bewegungsprofile abrufbar sein. Jedes Smartphone ist in der Lage, den Kontakt zu einem anderen Smartphone mit Ort und Zeit zu protokollieren. Ohne Smartphone kann der moderne Mensch kaum noch überleben. Eine Software bereitzuhalten, die im Ernstfall auf jedes Smartphone geladen werden kann und alle Kontakte zu Infizierten sofort für eine Anweisung zur Selbstisolation nutzt, klingt nach Orwell, ist aber das Gegenteil. Hightech-Verfolgung von Viren bewahrt Menschen die Freiheit. Nur wenn wir in der nächsten Pandemie in der Lage sind, die Kontrolle über die Infektionsketten zu erlangen, werden wir erneute dauerhafte Grundrechtsbeschränkungen verhindern und im schlimmsten Fall ein Umkippen in autoritäre «Erfolgssysteme» vermeiden können.

Wenn wir wollten, könnten wir die Pandemie auf diesem Weg sehr schnell beenden. Dafür sind unsere Debatten leider zu träge. Hoffen wir, dass wir bis zur nächsten Pandemie die nötigen Diskussionen geführt und die richtigen Schlüsse daraus gezogen haben. Die Fackel der Freiheit braucht Menschen, die sie tragen.

**Boris Palmer** ist Oberbürgermeister von Tübingen (D). Seine Politik, vor allem Risikogruppen zu schützen, etwa mit regelmässigen Tests in Altersheimen, wird als «Tübinger Weg» bezeichnet. Palmer ist Mitglied der Grünen.

# Mit Vollgas zum Staat

Zeitungen verkaufen sich so gut wie schon lange nicht mehr. Dennoch setzen grosse Verlagshäuser auf Kurzarbeit. Seltsam.

Alex Baur

Die grossen Medienhäuser waren noch nie grossartige Kommunikatoren in eigener Sache. Doch angesprochen auf die Kurzarbeit, flüchten sich die Sprecher der zwei grossen Zeitungsverlage Tamedia (*Tages-Anzeiger*, *Berner Zeitung*, *24 heures* etc.) und CH Media (*Aargauer Zeitung*, *Luzerner Zeitung*, *St. Galler Tagblatt* etc.) in besonders diffuse Formulierungen.

CH Media bestätigt lediglich, dass «einige Bereiche der Redaktionen» als Reaktion auf den jüngsten Shutdown bereits ins Kurzarbeitsregime versetzt worden seien. Dies sei hauptsächlich bedingt durch den Wegfall von sportlichen und kulturellen Anlässen. Auf die Frage, ob auch weniger produziert werde, gibt es keine klare Antwort: «Die Frage des reinen Umfangs unserer Zeitungen, der auch ohne Corona täglichen und saisonalen Schwankungen unterworfen war, ist dabei weniger zentral.»

### News sind gefragt

Auch bei der zur TX Group gehörenden Tamedia wird die Kurzarbeit vor allem durch eingebrochene Werbeeinnahmen und den Wegfall von Events begründet. Die Redaktoren der *Sonntagszeitung* und des *Magazins* seien bereits diese Woche auf Kurzarbeit (10 bis 15 Prozent) gesetzt worden, bei den anderen Redaktionen beginne die Kurzarbeit im März. Generell fahre man wegen des Fehlens von Werbung und Veranstaltungen «seit längerem einen reduzierten Umfang».

Die Verlagshäuser haben allen Grund, sich nicht auf konkrete Angaben festzulegen. Denn gerade dank Covid-19 läuft das Nachrichtengeschäft so geschmiert wie schon lange nicht mehr, insbesondere in den Kernressorts Inland, Wirtschaft und Ausland. Die meisten Bezahlmedien konnten 2020 die seit Jahren schrumpfenden Leserzahlen und Auflagen halten oder sogar wieder steigern. News sind gefragt in Krisenzeiten, die Journalisten haben an sich die Hände voll zu tun. Nur eben, die Werbung ist nach einer Erholung im letzten Herbst wieder eingebrochen, und damit auch der Ertrag.

Auch die *Weltwoche* gab im Mai und Juni 2020 vorübergehend Kurzarbeit ein. Ab Juli herrschte wieder Normalbetrieb. Allgemein gilt: Entschädigungen werden nicht zur Aufbesserung der Bilanz ausgeschüttet, sie sollten Betriebe über Wasser halten, denen die Arbeit vorübergehend ausgegangen ist. Doch Arbeit gibt es genug auf den Redaktionen, und diese lässt sich auch nicht aufschieben.

Das lässt eigentlich nur zwei Optionen offen: Entweder schummelt man bei der Zeiterfassung, die obligatorisch ist; oder man nimmt Abstriche bei Umfang und Qualität hin. Beides macht sich schlecht in einer Branche, die davon lebt, auf andere zu zeigen. Anders präsentiert sich die Situation höchstens bei kleineren Verlagen mit ausgelagerter Personalabteilung: Dort überwiegt der administrative Mehraufwand bald einmal die Entschädigungen, vor allem, wenn die Arbeitszeitreduktionen gering sind.

### Am lautesten für den Shutdown

Bei den Redaktionen von Tamedia, die über den ganzen letzten Sommer auf Kurzarbeit gesetzt worden waren, sorgte das Regime für etlichen Unmut, obwohl die vollen Löhne ausbezahlt wurden. Bei Sport und Kultur liess sich die Reduktion der Arbeitszeit rechtfertigen, weil es effektiv weniger zu berichten gab. Doch bei den meisten anderen Ressorts blieben die Umfänge gleich oder wurden durch die hektische Berichterstattung sogar noch erweitert. Eine präzise Erfassung der Arbeitszeit ist im Journalismus ohnehin fast unmöglich, zumal viele nun im Home-Office arbeiten.

Kein Wunder, dass die Medienhäuser ihre Aufbesserung der Bilanz via Kurzarbeitsentschädigung nicht an die grosse Glocke hängen. Die Einbrüche vom letzten Frühling konnten durch ein leidliches zweites Halbjahr 2020 halbwegs aufgefangen werden. Das Mutterhaus von Tamedia, die TX Group, zahlte im letzten Jahr sogar noch eine Dividende aus. Und der eine oder andere erinnert sich daran, dass gerade die Tamedia-Blätter am lautesten nach noch mehr Shutdown riefen.



# Schleudertrauma der Corona-Paniker

Nach dem Briten-Mutanten geistert nun Long Covid durch die Medien: ein diffuses Leiden, das Infizierte lebenslänglich plagen soll.

Alex Baur

**G**laubt man der «Rundschau» von SRF, steht bereits die nächste Pandemie ins Haus: Long Covid. Gemäss einer Studie, die auch in anderen Medien verbreitet wurde, soll ein Viertel all jener, die sich mit Covid-19 infiziert haben, selbst bei einem leichten oder gar asymptomatischen Verlauf an schweren Langzeitfolgen leiden. Zum Beispiel Nina Frei, 40, Studentin. Drei Monate nach der Erkrankung quälen sie immer noch chronische Müdigkeit, Schwäche- und Schwindelanfälle.

Dass Patienten, welche in der Intensivstation am Beatmungsgerät hingen, Wochen oder auch Monate zur Regeneration brauchen, überrascht niemanden. Doch das sind vergleichsweise wenige, und sie litten fast alle schon zuvor an chronischen Erkrankungen. Mit Long Covid ist etwas anderes gemeint. Patienten wie Nina Frei leiden an diffusen Störungen, welche Ärzte medizinisch nicht zu erklären vermögen. Und genau das beunruhigt sie am meisten. Frei befürchtet, dass man ihr Leiden nicht ernst nimmt, sie als Simulantin hinstellt – und dass die Krankheit sie ein Leben lang verfolgen wird.

## Spritze mit Salzwasser

Das Long-Covid-Syndrom geistert seit letztem Frühling durch die Medien, und es wird mitunter als Hauptargument für die Shutdown-Politik ins Feld geführt. Zumal es in der Natur von Langzeitleiden liegt, dass man sie nur über lange Zeiträume ergründen kann, tappen die Ärzte im Dunkeln. Aus jahrhundertelanger Erfahrung ist allerdings bekannt, dass die Psyche generell einen grossen Einfluss auf das physische Wohlbefinden hat. Doch davon redet erstaunlicherweise kaum jemand.

Nina Frei sei nicht unterstellt, dass sie simuliert. Doch es ist erwiesen, dass auch die Furcht vor einer Krankheit krank machen kann. Und das ist in einer Zeit, in der wir rund um die Uhr mit alarmierenden Meldungen über Killerviren bombardiert werden, ein ernstzunehmender Faktor. Wie die sogenannte Psychosomatik genau funktioniert, wissen wir nicht. Aber dass es sie gibt, ist unbestritten.



Wie der Noceboeffekt wirkt.

Der Placeboeffekt ist durch zahllose Studien belegt. Sogenannte Doppelblindstudien zeigen, dass bei bis zu einem Drittel der Patienten gewisse Medikamente einen heilenden Effekt zeitigen können, auch wenn sie bloss Traubenzucker schlucken. Eine Spritze in den verspannten Nacken wirkte gemäss einer Studie aus den USA in 70 Prozent der Fälle lindernd, selbst wenn sie bloss Salzwasser enthielt. Im Land der unbegrenzten Möglichkeiten wurden sogar massenhaft Knieoperationen fingiert, wobei 90 Prozent der Patienten mit dem Resultat zufrieden waren.

Auf der anderen Seite weiss man von Medikamententests: Wenn man den Probanden vorweg erklärt, welche Nebenwirkungen eintreten könnten, steigt die Wahrscheinlichkeit solcher Nebenwirkungen dramatisch. Man redet in diesem Fall vom Noceboeffekt. Probanden leiden auch regelmässig an Nebenwirkungen, selbst wenn sie nur ein Placebo-Präparat erhalten

haben. Bekannt sind Experimente mit Studenten, denen man für grossartig inszenierte Tests Elektroden an den Kopf setzte; rund ein Viertel empfand beim Summen des Generators Kopfschmerzen, obwohl gar kein Strom floss.

## Leiden an «Dr. Google»

Übelkeit, Müdigkeit, Migräne, Benommenheit und Erschöpfung – die typischen Symptome von Long Covid – gehören zu den klassischen Indikatoren des Noceboeffekts. Doch das bedeutet keineswegs, dass das Leiden eingebildet ist. Die oft zitierte «Framingham Heart Study» zeigte zum Beispiel, dass Frauen, die sich besonders vor Herzkrankheiten fürchten, über einen Zeitraum von zwanzig Jahren mit einer signifikant höheren Wahrscheinlichkeit eine Herzkrankheit erleiden, und zwar völlig unbeschrieben von anderen Risikofaktoren wie medizinischer Vorbelastung, Übergewicht oder etwa Rauchen.

Jeder Hausarzt wird tagtäglich mit dem Noceboeffekt konfrontiert. Bis zu 20 Prozent aller Arztbesuche dürften gemäss Erhebungen auf psychosomatische Leiden zurückzuführen sein, die sich medizinisch nicht erklären lassen. Der Noceboeffekt gehört damit objektiv betrachtet zu den häufigsten Krankheitsbildern.

Nach jeder Medizin-Sendung stürmen Patienten die Arztpraxen, die exakt an den Symptomen erkranken, die sie am Abend zuvor am Bildschirm gesehen haben. In Deutschland ist das Phänomen als «Morbus Mohl» bekannt. Die Bezeichnung geht auf den legendären Moderator Hans Mohl zurück, der auf ZDF die Sendung «Gesundheitsmagazin Praxis» moderierte. Umfragen bei Ärzten zeigten, dass sich die von Mohl besprochenen Gebrechen zeitnah in die Praxen übertrugen.

Natürlich dürften dank Hans Mohl auch Krankheiten erkannt und kuriert worden sein, die man ohne ihn vielleicht erst später oder gar nie entdeckt hätte. «Dr. Google», wie Hausärzte die Selbstdiagnose der Patienten gerne nennen, führt allerdings oft in die Irre. Und wenn sich der Laie in ein imaginäres Leiden hineinsteigert, kann die Angst auch mal in einen Teufelskreis führen, der die befürchtete Krankheit zur bitteren Realität werden lässt.

### Medien spielen eine zentrale Rolle

Ein klassisches Beispiel dafür ist der «Mausarm» («Repetitive-Strain-Injury-Syndrom»), der sich Mitte der 1980er Jahre in Australien explosionsartig zur veritablen Epidemie entwickelte. Auslöser war die neuartige Computermaus, die sich damals vor allem in den Büros der Telekom-Firmen etablierte. Auf den ersten Blick war nachvollziehbar, dass Bürofachkräfte, welche den lieben langen Tag vor dem Bildschirm sassen, plötzlich über Schmerzen an den Handgelenken klagten.

Doch rein medizinisch gab es für den Mausarm keine Erklärung. Seltsamerweise fand die Plage nicht in ganz Australien statt. Sie wanderte vielmehr quer über den Kontinent, wobei sie einzelne Regionen verschonte. Medizinisch nicht zu erklären war auch die Tatsache, dass der Mausarm statistisch Teilzeitkräfte häufiger plagte als Vollzeitbeschäftigte. Eigentlich hätte es umgekehrt sein müssen. Zum Glück verschwand die Epidemie in den 1990er Jahren so unerklärlich, wie sie aufgetaucht war. Ergonomische Mäuse und Tastaturen halfen vielleicht, vielleicht auch nicht.

In ein ähnliches Kapitel fällt das famose Schleudertrauma, in der Regel zurückzuführen auf einen Auffahrunfall. Auch dieses in der Fachwelt umstrittene Leiden, das sich medizinisch nicht nachweisen lässt, trifft seltsamerweise nur Menschen in bestimmten Sprachregionen – vor allem solchen, wo es auf Schleudertrauma spezialisierte Anwälte gibt –, während andere davon verschont bleiben.

Experimente wiederum aus den USA haben gezeigt, dass ein Schleudertrauma auch durch einen simulierten Unfall erzeugt werden kann. Was nicht heisst, dass es nicht existiert.

Und schliesslich gibt es noch nachweislich erfundene Plagen. In diese Kategorie gehörte etwa der «Alpenstich», der im 19. Jahrhundert die Schweizer Bergbauern angeblich wie Fliegen dahinraffte. Heute geht man davon aus, dass der Zürcher Arzt Johann Jakob Guggenbühl diesen «hinterhältigen, geheimnisvollen

### Wenn sich der Laie hineinsteigert, kann die befürchtete Krankheit zur bitteren Realität werden.

Killer» erfunden hatte, um bei seinen deutschen Kollegen Eindruck zu schinden.

Ein neckisches Beispiel für eine Chimäre ist der «Cello-Hoden». 1974 platzierte die britische Ärztin und Gesundheitspolitikerin Baroness Elaine Murphy einen frei erfundenen Bericht über eine Hautreizung, die an den Weichteilen von Cellisten scheinbar gehäuft vorkommen soll, im renommierten *British Medical Journal*. Es war ein Jux. Murphy wollte sich mokieren über den «Gitarren-Nippel», der Rockmusikerinnen angeblich heimsuchen soll. Doch 35 Jahre lang blieb der in der Fachwelt gelegentlich zitierte Cello-Hoden der Medizin erhalten, bis die Baroness 2009 ihren Bluff selber entzauberte.

Ob Alpenstich, Mausarm oder Schleudertrauma – die Medien spielen bei den psychosozialen Gebrechen stets eine zentrale Rolle als Multiplikator. Das Branding ist essenziell. Damit sich ein Phänomen verkauft, ist eine bildhafte Wortschöpfung unabdingbar. «Rinderwahnsinn» war in dieser Beziehung ein genialer Wurf (die spanische «vaca loca» funk-

tionierte ebenfalls gut, die englische «mad cow disease» dagegen mässig). Auch «Schleudertrauma» – wer hört bei diesem Begriff nicht im Hinterkopf die Reifen quietschen? – war nicht schlecht. «Long Covid» klingt dagegen eher nach einer altmodischen Zigarettenmarke. Doch ähnlich wie beim «Waldsterben» trägt die Moll-Tonlage im Wortklang der Schwere der Bedrohung angemessen Rechnung.

### Mehr Tote wegen Evakuierung

Der Wirbel um den Mausarm mag im Rückblick harmlos erscheinen, bei Long Covid ist das definitiv nicht der Fall. Welch verheerende Auswirkungen die medial geschürte Angst auf die Gesundheit von Menschen haben kann, hat schon die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl gezeigt. Die Tschernobyl-Kommission, eine Gruppe von über hundert hochkarätigen internationalen Wissenschaftlern, welche die gesundheitlichen Folgen des nuklearen GAUs unter dem Patronat von WHO und anderen Uno-Gremien untersuchte, kam 2006 zum Schluss, dass die zum Teil unnötige Evakuierung der Bevölkerung und irrationale Ängste mehr Menschenleben gefordert hatten als die Strahlung an sich.

Zu einem ähnlich deprimierenden Fazit gelangte der renommierte japanische Strahlenmediziner Shunichi Yamashita bei der Aufarbeitung der Reaktorkatastrophe von Fukushima. Yamashita hatte zuvor im Auftrag der WHO während über einem Jahrzehnt in Tschernobyl geforscht. Geboren 1952 als Sohn von Überlebenden der Atombombe in Nagasaki, wo er heute noch lebt und unterrichtet, hatte er sein ganzes Leben der Strahlenforschung gewidmet.

2011 drängte Yamashita als Berater der japanischen Regierung auf eine möglichst schnelle Öffnung der Sperrzone von Fukushima. Die soziale Entfremdung und ihre Folgen – Depressionen, Hoffnungslosigkeit, Suchtverhalten, Suizide – waren eine ungleich grössere Bedrohung für die Gesundheit und die Lebenserwartung der Menschen als die Strahlung, die in Fukushima nur an ganz wenigen Hotspots gefährlich war. Seine Forderung deckte sich mit dem Stand der Forschung. Nach einer medialen Diffamationskampagne – die Journalisten brandmarkten ihn als «Verharmloser» und hängten Yamashita das Etikett «Professor Mengele» an – zog er sich aus der Öffentlichkeit zurück.

Wie der Noceboeffekt genau wirkt, werden wir wohl nie erfahren. Dass es ihn gibt und dass aggressive Formate wie die SRF-«Rundschau», welche die Angst systematisch bewirtschaften, ein wesentlicher Teil des Problems sind, steht aber ausser Frage. Long-Covid-Opfer wie Nina Frei sind daher gut beraten, wenn sie in einem ersten Schritt den Konsum solcher Medien radikal einstellen.





# Wie Urs Fischer die Bundesliga erobert

Der Rhein ist seit je die offenste Grenze zwischen Fussballländern, lernbereiten Schweizern und deutschmeisterlichen Professoren.

Peter Hartmann

**E**r ist ein Fall für hartgesottene Fussballromantiker. Urs Fischer kam im Sommer 2018 nach Köpenick am vergessenen Ostrand der Metropole Berlin ins Stadion An der alten Försterei, das von den Mitgliedern des 1. FC Union in Fronarbeit renoviert wurde. Köpenick hat 66 000 Einwohner, der Klub, der sich «Eisern Union» nennt, zählt 37 000 eingeschriebene Bekennende weit über das Lokale hinaus.

Fischer stieg mit einer Truppe von Nobodys in die Bundesliga auf und stiess in dieser Saison vorübergehend schon auf Platz 6 vor. Ein Mann wie ein gutmütiger Bär, mit grauen Bartstoppeln und Brille, der zum Fliegenfischen am Müggelsee abtaucht und als Hausmann die Wohnung in Schuss hält (die Familie ist in Zürich geblieben). Bodenständig und erst noch gelernter Banker. «Mit Unaufgeregtheit infiziert», als «eidgenössische Buddha-Inkarnation» katalogisierte ihn die *Süddeutsche Zeitung*.

## Aus der Folkloreschublade befreit

Im Urteil schwingt nachsichtige Amüsiertheit über das unbeholfene, kehlige Hochdeutsch des Schweizern mit. Hanspeter Latour, der einst den 1. FC Köln trainierte, wurde bald als «Bergdoktor» verspottet und tarnte sich als resignierter Clown. Lucien Favre, der Deutsch fast wie unter Folter sprach und die Journalisten unter dem Generalverdacht des Banausentums behandelte, fiel am vergangenen 13. Dezember in Dortmund der medialen Treibjagd zum Opfer. Seither hängt die Borussia-Mannschaft resultatlos, hilflos in den Seilen.

Fischer ist bei Union ein einmaliges Experiment eingegangen: Er liess den Journalisten Christoph Biermann während eines Jahres als notierenden Zaungast in die verborgene Innenwelt der Mannschaft herein, zu den Trainings, in die Kabine, zu den Taktiklektionen. Das Buch, sagt Fischer, sei ihm wie ein Spiegel vorgekommen, in den er zum ersten Mal hineingeschaut habe. Es hat ihn aus der Folkloreschublade befreit.

Zu verstecken hatte der erste gläserne Trainer nichts. Fischer gilt als etwas kauzig, aber



*Erster gläserner Trainer:*  
Union-Berlin-Coach Fischer, 54.

als authentische, redliche Graswurzel. In Basel haben sie ihn nach zwei Meistertiteln fallengelassen, und der Verdacht lag nahe: dass er nicht in die Rolle passe. Selbstdarstellung und Polemik liegen ihm nicht. Er poltert lediglich in der Sache.

Der Rhein ist seit je die offenste Grenze zwischen Fussballländern, den lernoffenen Schweizern und den deutschmeisterlichen Fussballprofessoren. Nach dem Zweiten Weltkrieg verschlug es den Schwaben Albert Sing, der von der Front inoperabel Waffensplitter im Körper davongetragen hatte, zum Provinzklub Ceresio Schaffhausen. Sing gelang 1951 der Sprung zu den Berner Young Boys, die er, zuerst noch als Spielertrainer, auf eine beispiellose Erfolgsspur bis in den Halbfinal des Europäischen Meisterscups (heute Champions League) führte. Die Figur des mitspielenden Feldherrn machte Schule.

Von seinem Zauberberg, einem Davoser Sanatorium, wo er eine Tuberkulose ausheilte, schickte der deutsche Patient Rudi Gutendorf auf ein Zeitungsinserat hin seine Bewerbung an den Zürcher Nationalliga-B-Klub FC Blue Stars und wurde als Spielertrainer angestellt,

aber rasch vom FC Luzern abgeworben, mit dem er 1960 den Cup-Final gegen den FC Grenchen gewann. Seine Aufenthaltserlaubnis wurde jedoch nicht verlängert, und Gutendorf nahm ein persönliches Angebot des tunesischen Staatschefs Habib Bourguiba an – der Anfang einer märchenhaften, lebenslangen Weltreise, die ihn als Trainer und Entwicklungshelfer in alle Kontinente führte, auch als Pionier nach China.

Jupp Derwall, genannt «Old Silberlocke», der spätere Bundestrainer, dirigierte auf dem Platz in Schaffhausen und Biel. Helmut Benthaus in Basel, Friedel Rausch in Luzern, Timo Konietzka den FC Zürich, alle anfänglich als Spielertrainer. Günstige Steuersätze lockten sogar legendäre Respektfiguren wie Helmut Johannsen und Hennes Weisweiler zu den Grasshoppers.

## Taktisch stagniert

In der Ostschweiz entstand eine Art magischer Zirkel: Rolf Fringer, der spätere Nationalcoach, nahm in Schaffhausen als Spielertrainer Jogi Löw, den nachmaligen deutschen Weltmeistertrainer, unter seine Fittiche, gleichfalls Roberto Di Matteo, der 2012 als Trainer mit dem FC Chelsea die Champions League gewann. Löw arbeitete selbst noch als Spielertrainer in Frauenfeld.

Als der deutsche Fussball in den neunziger Jahren taktisch stagnierte, wurde die Schweiz zum Exportland. Ottmar Hitzfeld, wenige Autominuten jenseits der Grenze in Lörrach aufgewachsen, aber als Spieler und Jungtrainer im Schweizer Fussball sozialisiert, gewann mit Borussia Dortmund und Bayern München die Champions League. Martin Andermatt, Marcel Koller, der unverstandene Latour, Martin Schmidt, Lucien Favre, Christian Gross (der das Abenteuer Schalke gerade wiederholt), profitierten von dieser Aufwertung der Schweizer Trainerschule.

Hitzfeld kehrte als Nationalcoach wieder auf das vertraute Schweizer Terrain zurück. Wäre einer wie Fischer, vielleicht übermorgen, nicht die ideale Besetzung für diesen Job?

# Sex vor Gericht

Die Politik möchte das Sexualstrafrecht frauenfreundlicher machen. Doch das Problem liegt nicht beim Gesetz, sondern bei den Richtern.

Katharina Fontana

Vor rund einem Jahr fällte das Zürcher Obergericht einen Entscheid, den man mit Fug als empörend bezeichnen kann. Eine junge Frau war nach einer Weihnachtsfeier mit ihrem angetrunkenen Chef spätnachts vor ihrer Wohnung gelandet. Sie wollte ihn in seinem Zustand nicht allein in der Kälte lassen und nahm ihn mit in die Wohnung, wo er auf dem Sofa schlafen sollte. Der Mann fing an, die Frau anzufassen, sie sagte ihm, dass sie nichts von ihm wolle. Er drückte sie auf das Bett, sie versuchte, den ihr körperlich überlegenen Mann mit den Beinen wegzustossen. Schliesslich resignierte sie und gab die Gegenwehr auf, es kam zum Geschlechtsverkehr. Die Zürcher Richter sahen darin keine Vergewaltigung und sprachen den Mann frei. Die Frau sei zu passiv gewesen und habe ihren Unwillen nicht deutlich genug ausgedrückt, hiess es.

Es sind solche Urteile, welche die Debatte um die Vergewaltigung seit geraumer Zeit befeuern und den Eindruck aufkommen lassen, das geltende Sexualstrafrecht sei frauenfeindlich. Feministische Kreise fordern mit Vehemenz, dass die Schweiz die sogenannte Zustimmungslösung einführe, die «Nur Ja heisst Ja»-Regelung, wie dies Schweden vor ein paar Jahren getan hat und wie es auch anderswo in Europa im Zuge der erstarkten feministischen Bewegung diskutiert wird. «Zustimmungslösung» bedeutet: Sex ist stets strafbar, wenn die Frau nicht klar in die geplante Handlung einwilligt. Nach geltendem Recht hingegen ist Sex dann strafbar, wenn der Mann die Frau nötigt und sich über ihre Weigerung hinwegsetzt. Mit der «Nur Ja heisst Ja»-Zustimmungslösung werde es für Frauen einfacher, einen Täter wegen Vergewaltigung verurteilen zu lassen, argumentieren die Befürworterinnen.

## Wegdrehen oder Kopfschütteln

Inzwischen befindet sich das heissdiskutierte Anliegen auf der politischen Ebene. Letzte Woche hat die zuständige Ständeratskommission mehrere Reformvorschläge zum Sexualstrafrecht in die Vernehmlassung geschickt. Zwar verzichtet die Kommission auf die

Zustimmungslösung – was in den interessierten Kreisen für helle Empörung sorgt –, gleichzeitig schlägt sie aber einen neuen Tatbestand namens «sexueller Übergriff» vor; dieser ist mit Freiheitsstrafe von maximal drei Jahren bedroht, während es bei der Vergewaltigung zehn Jahre sind. Bei der neuen Strafnorm geht es namentlich um sexuelle Handlungen «gegen den verbal oder nonverbal geäusserten Willen einer Person». Laut Kommission kann eine nonverbale Ablehnung «durch Weinen, sich

*Mit dem geltenden Strafrecht können Sextäter sehr wohl zur Verantwortung gezogen werden.*

Wegdrehen oder Kopfschütteln» zum Ausdruck gebracht werden. Wo genau die Grenze zwischen dem sexuellen Übergriff und der Vergewaltigung verlaufen soll, dies wird aus den Erläuterungen nicht restlos klar. Offenbar will die Kommission Situationen strafrechtlich erfassen, in denen die Frau übermässig scheu und gehemmt ist, in denen sie sich dem Mann sozial oder psychisch derart unterlegen fühlt, dass sie von vorneherein willenlos kapituliert.

Wie praktikabel eine solche Regelung ist, darüber dürfte nun rege debattiert werden.



Ist es für einen Mann beispielsweise erkennbar, dass er einen sexuellen Übergriff begeht, wenn sich seine Partnerin im Bett von ihm wegdreht? Wenn sie auf seine Avancen mit einem abweisenden Gesichtsausdruck oder einem Kopfschütteln reagiert? Müsste von der Frau nicht erwartet werden, dass sie dem Mann zumindest ein deutliches Nein entgegensetzt, damit er weiss, woran er ist?

## Schwelle liegt nicht zu hoch

Zurück zum eingangs erwähnten Zürcher Fall. Mit dem Urteil des Obergerichts war die Geschichte nicht zu Ende: Die Oberstaatsanwaltschaft sowie die Frau wollten den Freispruch des Mannes nicht hinnehmen und gelangten an das Bundesgericht. Und dort erhielten sie recht. Die Frau habe ihrem Chef hinreichend klar zu verstehen gegeben, keinen Sex zu wollen, und dieser habe sich über ihren Willen hinweggesetzt, sagen die Lausanner Richter in ihrem vor wenigen Tagen publizierten Urteil. Weiterer Widerstand sei nicht zumutbar gewesen; dass die Frau sich stärker hätte wehren oder aus dem Zimmer hätte flüchten können, sei nicht entscheidend. Es liege eine Vergewaltigung vor, fertig, Schluss.

In einem anderen Bundesgerichtsurteil von letztem Sommer ging es um ein Mädchen, das von einem Mann in einer Restauranttoilette bedrängt worden war und sich nur zaghaft gewehrt und nicht um Hilfe geschrien hatte. Das Opfer habe sich aufgrund der beengten Situation und des forschenden Vorgehens des Mannes in einer Art «Schockstarre» befunden, sagten die Richter; an der Strafbarkeit des Täters ändere das nichts.

Die zwei höchstrichterlichen Urteile zeigen, dass die Schwelle für eine Verurteilung heute nicht zu hoch angesetzt ist. Mit dem geltenden Strafrecht können Sextäter sehr wohl zur Verantwortung gezogen werden. Bevor man also neue Deliktsgesetze einführt, deren Sinn und Zweck nicht klar sind, sollte man zuerst die unteren Gerichtsinstanzen ermuntern, das Strafgesetzbuch auszuschöpfen und ihre Aufgabe richtig zu erledigen.



# «Ich bin ein lieber Mensch»

Die Zürcher Free-Fighterin Bestare Kicaj zählt zur Elite in der härtesten Kampfsportart der Welt. Sie würde auch gegen einen Mann antreten, sagt sie.

Roman Zeller

**E**igentlich ist Bestare Kicaj, 33, überaus freundlich. Doch wenn die gelernte Pflegerin, die Teilzeit als Spitex arbeitet, in den sogenannten Käfig steigt, tickt sie aus. Dort mutiert das 157 Zentimeter kleine Kraftpaket zum *beast*, zur aggressiven Kampfmaschine, prügelt, kickt und würgt seine Gegnerinnen, bis sie k. o. gehen oder aufgeben.

Bestare Kicaj betreibt, als eine von nur zwei Schweizerinnen, professionell Mixed Martial Arts (MMA), eine Kombination verschiedener Kampfsportarten. Seit 2016 gewann die albanischstämmige Schweizerin drei von fünf Profi-Kämpfen. Im Free Fight – ohne Kopfschutz und mit nur leicht gepolsterten Boxhandschuhen – ist fast alles erlaubt. Fürs Fernsehen gilt der Sport als zu brutal. Kicaj widerspricht, es sei «gar nicht so schlimm».

**Weltwoche:** Frau Kicaj, wie wächst ein Mädchen auf, das im Käfig kämpft?

**Bestare Kicaj:** Ich war immer sehr bubenhaft. Mit meinen zwei Brüdern kämpfte ich viel. Zwar spielerisch, aber wir gingen schon recht aufeinander los.

**Weltwoche:** Waren Sie stärker?

**Kicaj:** Ja, als der Jüngere schon, der Ältere dominierte mich. Beide machten Karate, das wollte ich auch. Ich war acht – und recht giftig. Ich kämpfte vor allem gegen grössere Buben. Einmal stand ich zuoberst auf dem Podest, war aber kleiner als die beiden, die ich besiegt hatte.

**Weltwoche:** Nach Karate, wie kamen Sie zum Kampf im Käfig?

**Kicaj:** Ich betrieb Kampfsport immer aus Leidenschaft. 2012 hatte ich dann ein Tief, meine Beziehung ging kaputt, und auch sonst kippte alles. Zu diesem Zeitpunkt ging ich erstmals in ein Mixed-Martial-Arts-Training, das verschiedene Kampfkünste kombiniert. Das Neue war die Kehrtwende und glich mich aus.

**Weltwoche:** Wie wurden Sie Profi?

**Kicaj:** Ich musste mich beweisen, kämpfte mal hier, mal da. Ich machte viele Bodenkämpfe, wurde sogar Europameisterin. Im Käfig stach ich als besonders aggressive Amateurin heraus, als Kämpferin, die einen Schalter

im Kopf völlig umlegen kann und voll loslegt – das ist für Frauen speziell, für Veranstalter aber attraktiv. Als ich für einen Profi-Kampf angefragt wurde, sagte ich sofort zu.

**Weltwoche:** Es heisst ja, das männliche Wesen sei aggressiver. Stimmt das?

**Kicaj:** Nein. Ich kenne viele Frauen, die wirklich sehr aggressiv sind. Es gibt auch häusliche Gewalt von Frauen gegen Männer. Darüber wird einfach weniger gesprochen. Eine Frau, die geschlagen wird, macht vielleicht aber auch schneller eine Anzeige als ein Mann. Im Kern, denke ich, hat Aggressivität mit dem *mindset* zu tun. Entscheidend ist, wer man ist und wie und wo man aufwächst.

**Weltwoche:** Wie *aggro* sind Sie im Alltag?

**Kicaj:** (*Lacht*) Ich bin ein lieber Mensch, das kann mein Umfeld bestätigen. Wenn ich kämpfe, bin ich in meinem Game, dann will ich meine Gegnerin dominieren.

**Weltwoche:** Was sagen Ihre Arbeitskollegen, wenn Sie mit einem blauen Auge antanzen?

**Kicaj:** Am Anfang fragten viele: «Wie siehst denn du aus?» Mit den kleinen Handschuhen

*«Mich stört zwar das Blut, das aus der Nase fliesst, aber ich spüre keine Schmerzen.»*

muss ich aber auch nur leicht getroffen werden und sehe schon unschön aus.

**Weltwoche:** Sie untertreiben: MMA-Fighter sind nach Kämpfen total entstellt. Das Gesicht ist blutüberströmt.

**Kicaj:** Ich muss von Glück sprechen, dass ich den Käfig noch nie so verlassen musste. Aber es stimmt, ich hatte schon überall blaue Flecken oder ein fettes blaues Auge, dazu Beulen. Wenn ich mich so sehe, sage ich selber: «O mein Gott, wie siehst du denn wieder aus?»

**Weltwoche:** Wie reagiert Ihre Mutter?

**Kicaj:** Für meine Eltern ist es schwer, mich nach Kämpfen anzuschauen. Ich glaube aber, sie haben sich daran gewöhnt. Und nach zwei Wochen sehe ich wieder ganz normal aus. Dann ist alles verheilt. Klar bleiben Narben, aber Brü-

che oder schwere innere Verletzungen hatte ich noch nie. Bei mir ist es nur oberflächlich, während die armen Fussballer drei bis sechs Monate ausfallen, wenn sie sich verletzen.

**Weltwoche:** Sie sagen, Ihr Brutalo-Sport ist gar nicht so schlimm?

**Kicaj:** Ja, klar. Ich behaupte sogar, Free Fight ist weniger gefährlich als Fussball oder Skifahren. Ich höre immer, mein Sport sei krank – aber hey, ich stand mal oberhalb einer Abfahrtspiste. Ich fragte mich, wie man da überhaupt runtersetzen kann. Das ist ja kriminell!

**Weltwoche:** Wie ist es, wenn Sie kämpfen? Spüren Sie Schmerzen?

**Kicaj:** Nein, aber diese Frage habe ich mir auch gestellt, bevor ich das erste Mal einen MMA-Kampf bestritt. Ich hatte nie zuvor mit fast ungepolsterten Boxhandschuhen gekämpft, bevor ich ins *cage* kam. Ich dachte: Wenn ich Schläge schon im Training spüre, muss das im echten Kampf wahnsinnig sein. Dann bekam ich einen wirklich guten Haken, gleich zu Beginn. Ich merkte, wie ich reflexartig zurückwich, es aber gar nicht weh tat – mein Körper ist dann so voller Adrenalin. Mich stört zwar das Blut, das aus der Nase fliesst, aber ich spüre keine Schmerzen.

**Weltwoche:** Wenn Sie im Käfig sind, Frau gegen Frau: Was geht Ihnen durch den Kopf?

**Kicaj:** Gar nichts, dann passiert alles automatisch, so, wie ich es im Training einstudiert habe. Die Vorbereitung ist viel schlimmer. Vor dem Kampf sitze ich in der Garderobe und denke mir: «Besti, warum tust du dir das nur an?» Ich komme richtig auf den Psycho. Wenn dann mein Lied läuft und ich einlaufe, verfliegt alles. Dann bin ich frei, ohne Nervosität, und mein Körper macht einfach. Wie in Trance realisiere ich, wie meine Gegnerin ausholt, ich einen Schlag bekomme, dann aber vorrücke und zurückschlage. Der Kampf ist wie Schach.

**Weltwoche:** Was für ein Verhältnis haben Sie zu Ihren Gegnerinnen?

**Kicaj:** Früher wollte ich sie einfach nur schlagen, als Person. Heute sehe ich Kämpferinnen als Gegnerinnen. An ihnen will ich das, was ich im Training einstudiert habe, ausprobieren.



«Haben Sie Angst?» – «Immer, in jedem Kampf»: MMA-Champ Kicaj bei einem Auftritt in Tokio (o. r.) und im Training (u. r.).

**Weltwoche:** Braucht es Hass, um erfolgreich kämpfen zu können?

**Kicaj:** Nein, aber ich finde meine Gegnerinnen schon nicht lässig. Sie wollen mich ja verprügeln. Ich respektiere sie, bin freundlich zu ihnen. Früher war das aber anders. Damals wollte ich ihnen Angst machen.

**Weltwoche:** Und Sie, haben Sie Angst?

**Kicaj:** Immer, in jedem Kampf. Und sie wird nicht kleiner. Je älter ich werde, desto mehr überlege ich mir, was passieren könnte.

**Weltwoche:** Vor was genau fürchten Sie sich?

**Kicaj:** Vor der Enttäuschung, die Leistung nicht zu erbringen, auf die ich hinarbeitete.

**Weltwoche:** Wie steht es um Mitleid, wenn Sie eine Gegnerin blutig schlagen?

**Kicaj:** Im Moment selber habe ich kein Mitleid, im Nachhinein aber schon.

**Weltwoche:** Wann tut Ihnen eine Kämpferin leid?

**Kicaj:** Bei einem meiner ersten Profi-Kämpfe durfte ich gegen eine gute Gegnerin antreten, in Deutschland. Ich weiss noch, ich war der to-

tale Underdog. In der letzten Runde gab ich ihr aber ein paar schlimme Ellbogen. Ich sass auf ihr und schlug voll zu, ziemlich lange. Ich dachte, der Schiedsrichter soll bitte endlich dazwischengehen, weil ich ihr nicht noch mehr weh machen wollte. So geschah es dann. Als ich im Nachhinein das Video sah, tat sie mir mega leid. In der Garderobe sah ich auch, wie ich sie zugerichtet hatte. Wir umarmten uns dann.

**Weltwoche:** Was ist das für ein Gefühl, wenn jemand k. o. geht?

**Kicaj:** Eine Riesenerleichterung. Die ganze Anspannung fällt ab. Wenn ich gewinne, muss ich in der Garderobe weinen oder sogar erbrechen. Dieses Gefühl ist derart intensiv.

**Weltwoche:** Was ist das Schlimmste, was Ihnen im Ring passieren kann?

**Kicaj:** Wenn ich mich hilflos fühle. In Japan etwa, vor 15 000 Zuschauern, hatte mich meine Gegnerin nach drei Minuten im Würgegriff. Ich versuchte, die Situation auszublenden, war aber schon violett im Gesicht. Sie zwang mich aufzugeben. Das war so erniedrigend.

**Weltwoche:** Vielleicht zum Schluss: Würden Sie gegen einen Mann antreten?

**Kicaj:** In meiner Gewichtsklasse schon, ja.

**Weltwoche:** Hätten Sie eine Chance?

**Kicaj:** Wenn ich technisch besser bin, dann sicher. Wenn nicht, *no chance*. Für eine Frau habe ich viel Kraft, sehr viel sogar, aber ein Mann ist kräftiger, da kann ich nicht mithalten.

**Weltwoche:** Hatten Sie ausserhalb des Rings schon einmal einen Kampf?

**Kicaj:** Nein, noch nie. Der Kampfsport bietet mir einen Ausgleich, sonst neige ich nicht zu Aggressionen.

**Weltwoche:** Verstehen Sie, wenn jemand zuschlägt?

**Kicaj:** Es kommt darauf an. Wer mit Gewalt aufwächst, kennt nichts anderes – so jemand tut mir leid. Solche Leute hatten wir auch schon im Training. Sie lernen Disziplin, Teamgeist, können Dampf ablassen. Mir sagt mein Trainer auch manchmal: «Da, der Boxsack, lass erst alles raus.» Danach geht es mir wieder gut.





## INSIDE WASHINGTON

### Trump-Gegner in Erklärungsnot

«Jedes Haus, das mit sich selbst uneins ist, kann nicht bestehen.» So sprach Abraham Lincoln, Amerikas grosser Präsident, der die Sklaven befreite, die konföderierten Südstaaten besiegte und eine vom Bürgerkrieg verwüstete Nation einte.

Nach dem historischen Helden hat sich das «Lincoln Project» benannt, eine Gruppe giftiger Trump-Feinde unter den Republikanern. Kürzlich machten sie mit niederträchtigen, gegen Ivanka Trump und ihren Mann Jared gerichteten Plakaten am New Yorker Times Square auf sich aufmerksam.

Das Lincoln Project wurde 2019 von hochkarätigen Wahlkampfveternanen der Grand Old Party gegründet, die entschlossen waren, den skandalös unmoralischen Präsidenten Donald Trump zu entthronen. Nun scheint das Projekt unter Projektion zu leiden. So nennt es die Psychologie, wenn man eigene Fehler auf andere projiziert.

Letzte Woche entlarvte die *New York Times* einen der Gründer, John Weaver, als mutmasslichen Sex-Straftäter. Gegen Sex soll er Knaben und junge Männer beruflich gefördert haben. Ein Opfer war gerade mal vierzehn Jahre alt. Die *New York Post* enthüllte ausserdem, dass Mitgründer Steve Schmidt Mitglied einer rechtsextremen, konspirativen Partei ist, obwohl er sich öffentlich als Mitglied der Demokraten erklärt. Eine weitere Gründerin, Jennifer Horn, trat abrupt zurück, angeblich wegen Weavers Sexskandal. Doch Ex-Genossen verweisen darauf, dass man ihr 250 000 Dollar Abfindung und monatlich 40 000 Dollar Beratungshonorar verweigerte.

Nun beschuldigt auch noch eine Gruppe zur Überwachung von Wahlkampfspenden den hundert Millionen Dollar schweren Fonds der Anti-Trumper, Geld an seine Beiratsmitglieder geleitet zu haben. Sex, Geld, Verrat und Korruption. Man könnte meinen, sie arbeiteten für die Clintons.

Amy Holmes

# Völlig losgelöst

Die Zuwanderung hat sich von der Wirtschaftsentwicklung entkoppelt. Das zeigt sich am Pandemiejahr 2020.

Marcel Odermatt

**D**as Jahr 2020 werden viele Menschen nie vergessen. Shutdown, Jobängste oder die eingeschränkte Bewegungsfreiheit bleiben im Gedächtnis haften.

Eine Entwicklung ging an diesen Ereignissen und Erlebnissen spurlos vorbei: die Zuwanderung in die Schweiz. Das Bundesamt für Statistik präsentierte letzte Woche die neusten, beeindruckenden Zahlen für das vergangene Jahr. Trotz Covid-19-Pandemie zogen von Januar bis Dezember aus der EU, der Efta und dem Vereinigten Königreich 98 043 Personen in die Schweiz. Das entspricht einem Plus von einem halben Prozent. Weil gleichzeitig immer weniger ausländische Bürger die Eidgenossenschaft wieder verlassen wollen, stieg der Wanderungssaldo der ausländischen Bevölkerung im Vorjahresvergleich um 6373 Personen auf 61 390 im Krisenjahr 2020.

#### Als Luftschloss entpuppt

Eine entscheidende Rolle spielt bei dieser Entwicklung die Personenfreizügigkeit. Unter dem Strich leben 39 962 Einwohner mehr aus EU/Efta-Staaten und dem Vereinigten Königreich in der Schweiz als im Vorjahr. Das entspricht einem Plus von 25 Prozent.

Gleichzeitig nimmt die Arbeitslosigkeit von Ausländern sprunghaft zu, wie das Staatssekretariat für Wirtschaft am Montag bekanntgab. Waren Ende Januar 2020 noch 59 816 Ausländer ohne Job, liegt diese Zahl ein Jahr später bei 83 967. Auch der Trend bei den Leuten aus den 27 EU-Mitgliedsländern muss Sorgen bereiten. Hatten 2019 noch 3,6 Prozent dieser Leute keine Beschäftigung, sind es heute 6,1 Prozent.

Bei einigen Nationalitäten hat das Arbeitslosigkeitsniveau Ausmasse angenommen, die alarmierend sind. Bei bulgarischen Staatsbürgern beträgt die Quote Ende Januar 16,3 Prozent, bei rumänischen 12,1, bei polnischen 10,2 und bei kosovarischen 10 Prozent.

Kurz: Die Zuwanderung bleibt hoch, die Auswanderung sinkt, die Arbeitslosigkeit steigt. Dass sich die Einwanderung parallel zur Wirtschaftsentwicklung bewegt, wie von den meis-

ten Ökonomen und Staatsdienern immer behauptet, entpuppte sich während der Corona-Pandemie als Luftschloss und als politisches Argument, um insbesondere die Personenfreizügigkeit zu zementieren.

Doch es ist fraglich, ob diese Zahlen im Bundeshaus für ein Umdenken oder wenigstens für Diskussionen sorgen werden. Für alle Parteien ausser der SVP hat sich das Thema Zuwanderung mit der Abfuhr der Begrenzungsinitiative im September 2020 erledigt. Das deutliche Nein des Stimmvolks wurde in Bundesbern von SP bis FDP als Einverständnis gewertet, dass die Bevölkerung akzeptiert, dass die Einwohnerzahl im gleichen Tempo wie in den vergangenen Jahren oder sogar schneller weiterwächst.

#### Ein Fall für die Ventilklausel?

Dass das Thema wenigstens auf der politischen Agenda bleibt, dafür möchte die SVP nun sorgen. Sie will zum Thema Zuwanderung in der kommenden Frühjahrssession, die am 1. März startet, eine Motion einreichen, damit die Schweiz die Ventilklausel sofort anwendet. Das Freizügigkeitsabkommen sieht solche Massnahmen bei «schwerwiegenden wirtschaftlichen oder sozialen Problemen» vor. Mit der Corona-Krise sei dies «heute ganz klar der Fall», heisst es von der Volkspartei. Die Massnahmen müssten das klare Ziel haben, die Einwanderung aus den EU-Ländern zu senken und die einheimische Wohnbevölkerung zu schützen.



# Hauptsache, gründlich

Ein Beweis, dass man alles vergeigen kann, wenn man sich nur ein wenig Mühe gibt.



Seit vielen Jahren, genau genommen: Jahrzehnten, denke ich darüber nach, was es bedeutet, deutsch zu sein. Ist es wirklich der Drang, «eine Sache um ihrer selbst willen» zu tun, wie es Richard Wagner gemeint hat, ohne sich zu fragen, wie sinnvoll die Sache ist, egal, ob es um die Erfindung des Dieselmotors geht oder um dessen Abschaffung? Ist die Eroberung des Lebensraums im Osten die gleiche Mühe wert wie der Kampf für den Achtstundentag oder das allgemeine Wahlrecht? Ist es der Satz: «Der Weg ist das Ziel», oder die Parole: «Wer A sagt, muss auch B sagen!»? Bin ich inzwischen nicht selber deutscher als deutsch, weil ich mich mit einer Frage beschäftige, die so relevant ist wie die, ob man nach sechs Uhr abends helle Schuhe zu einem dunklen Anzug tragen darf?

Ich denke, sich in Details zu verfangen, ist sehr deutsch. Dreissig Jahre nach dem Ende der DDR wird immer noch diskutiert, ob der SED-Staat eine Diktatur oder ein Unrechtsstaat war. Wie albern ist das!

Der Bau des neuen internationalen Berliner Flughafens hat vierzehn Jahre gedauert, neun Jahre länger als ursprünglich geplant. War am Anfang von zwei Milliarden Euro Baukosten die Rede, standen am Ende über sieben Milliarden unter dem Strich. Die Eröffnung des Flughafens geriet zu einer Geisterschau ohne Passagiere. Seitdem ist die Anzahl der täglichen Starts und Landungen so überschaubar wie die der Pins auf einer Bowlingbahn. Eigentlich müsste die Flughafenverwaltung für jedes Flugzeug dankbar sein, das auf dem BER ankommt oder vom BER abhebt. Aber das ist nicht der Fall. Wichtiger als die Zahl der Flugbewegungen ist das

Nachtflugverbot, das von Mitternacht bis fünf Uhr morgens gilt, was unter den gegebenen Umständen so aberwitzig ist wie ein Alkoholverbot in einer Kita.

Was das in der Praxis bedeutet, musste vor einigen Tagen die Mannschaft des FC Bayern erfahren, die unmittelbar nach einem Spiel in der Hauptstadt von Berlin nach Katar fliegen wollte. So könnte auch ein Witz anfangen: «Wollte mal 'ne Fussballmannschaft von Berlin nach Katar fliegen. Haha!»

Der Flug QTR 7402 war für 23.15 Uhr vorgesehen, verzögerte sich aber, weil die Maschine noch enteist werden musste. Um 23.59 war der Flieger startklar. Drei Minuten nach Mitter-

*«Wollte mal 'ne Fussballmannschaft von Berlin nach Katar fliegen. Haha!»*

nacht bat der Pilot um die Startfreigabe. Die wurde ihm verweigert, weil um Mitternacht das Nachtflugverbot eingesetzt hatte. Nachdem alle Bemühungen um eine «Sondergenehmigung» erfolglos geblieben waren, rollte die Maschine zurück zum Terminal. Die Spieler und deren Betreuer verbrachten die Nacht an Bord des Fliegers in der «weltweit besten Business Class». Am Morgen danach ging es um sieben Uhr weiter, erst mal nach München, wo die Crew ausgetauscht werden musste, weil die erlaubte Arbeitszeit überschritten war, und schliesslich weiter nach Doha, der Hauptstadt des Emirats.

Ja, es gibt Schlimmeres, als eine Nacht in der Business-Class einer Airline aus 1001 Nacht zu

verbringen. Der Vorgang gehört trotzdem in das grosse Buch der Sachen, die man «um ihrer selbst willen» tut. Wo kämen wir denn hin, wenn wir Ausnahmen von einem «Nachtflugverbot» zuliessen? Und sei es nur um drei Minuten. Wenn das alle tun würden!

Es ist diese gnadenlose Gründlichkeit, die mich immer wieder in den Wahnsinn treibt. Meistens verbunden mit der Erklärung: «Ich halte mich nur an die Anweisungen».

Der Rekurs auf die Gründlichkeit gehört auch zum Repertoire von Angela Merkel. Man habe, sagt sie, die Zulassung der Anti-Corona-Vakzine «gründlich» vorbereiten wollen, deswegen habe der Vorgang etwas länger gedauert, als es in den USA, in Grossbritannien und Israel der Fall war, wo schon geimpft wurde, während in der EU noch die Claims abgesteckt wurden.

Und als es dann losging, hatte man einen perfekten «Impfplan», aber leider nicht genug Impfstoff. Ein Beweis mehr, dass man alles auch gründlich vergeigen kann, wenn man sich nur ein wenig Mühe gibt – wie schon die Energiewende, die Rettung des Klimas und die gerechte Verteilung der Flüchtlinge in der EU, alles Projekte, welche die Kanzlerin eigenhändig angeschoben und gekonnt in den Sand gesetzt hat. Was sie nicht davon abhält, in der Corona-Krise wieder die Zügel in die Hand zu nehmen. So wie Albert Einstein «Wahnsinn» definiert hat: «Immer wieder das Gleiche tun und andere Ergebnisse erwarten.»

Ich würde diesen Gedanken gerne ein wenig elaborieren, darf es aber nicht, weil in drei Minuten die Uhr zwölf Mal schlagen wird. Und dann beginnt mein Nachtschreibverbot.



---

# Moderner Zehnkämpfer

Giorgio Behr hat eine Industriegruppe aufgebaut, Gesetze geschrieben und Schaffhausen im Handball an die Spitze geführt. Jetzt kämpft er gegen den Rahmenvertrag.

*Beat Gygi*

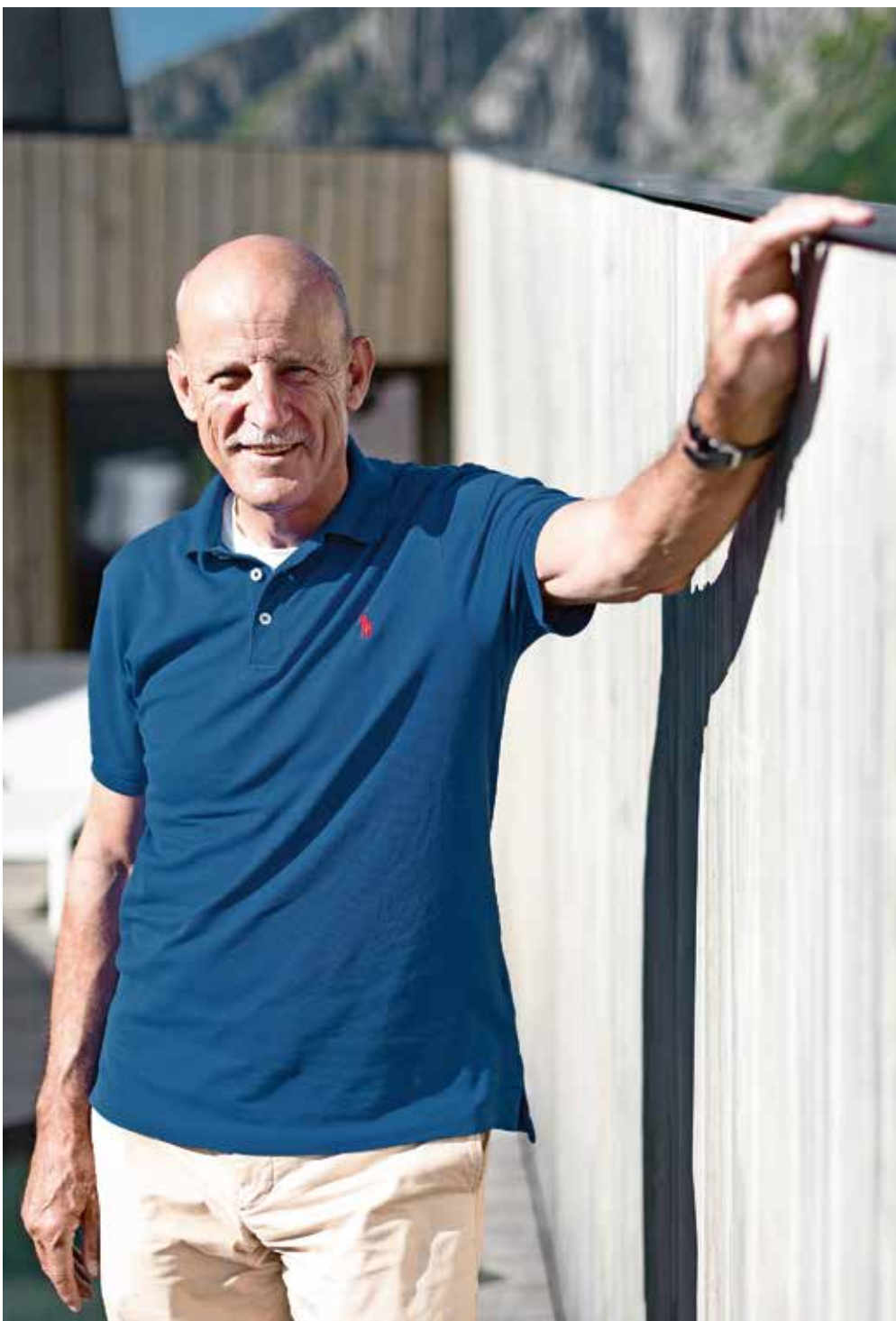
**E**infallsreichtum und Initiative in neuen Situationen – was Giorgio Behr kürzlich zu Corona und Sportveranstaltungen vorschlug, zeigt den Unternehmer, ist originell und provozierte. Behr will in der BBC-Arena in Schaffhausen bei Handballspielen die eine Hälfte der Tribüne für Geimpfte, die andere für Nichtgeimpfte getrennt reservieren, je mit separaten Zugängen. Zweiklassengesellschaft, kam rasch der Vorwurf; dabei sei das Gegenteil richtig, meint der 72-jährige Behr im Gespräch über Video: «Auf diese Weise wird es möglich, dass alle Besucher ins Stadion dürfen, die Alternative ist, dass niemand kommen kann.»

Behr ist Präsident der Kadetten Schaffhausen, des erfolgreichsten Handballklubs der Schweiz, den er in Jahrzehnten aus der zweiten Liga zum Rekordtitelhalter der Schweiz und in die Champions League emporgeführt hat – anfangs mittendrin als Spielertrainer.

Damals in den siebziger Jahren stieg er mittwochs in Mailand, wo er arbeitete, am Mittag in den Zug, um abends als Spielertrainer mit der Mannschaft anzutreten. Volles Tempo und volle Energie: Zu Hauptberuf, Sport und Familie kamen Weiterbildung, akademische Karriere, Investitionen, ehrenamtliche Tätigkeiten, etwas Diplomatie; er ist ein Typ, der Gesetze schrieb und grosse Firmenübernahmen vorantrieb, man kann sagen: Behr ist Zehnkämpfer.

## Fatale vatikanische Regel

«Eigentlich schon», meint er, «von der Museumsbahn über Kinder und Enkel, Behindertenheim, BBC-Arena, Kadetten Schaffhausen, Universität, Rechnungslegung, ZF Friedrichshafen, Hilti, Saurer, die eigene Firma – das ist sicher eine Art Zehnkampf, aber ich habe eigentlich immer Zeit gehabt für die Familie.» Er hat nicht nur im Handball und in der Wirtschaft Schweizer Strukturen aufgebrochen und aufgebaut, sich mit dem *Schaffhauser Bock* auch in den Zeitungsmarkt gewagt; die jüngste Disziplin ist die Europapolitik. Behr ist im Führungsgremium der jungen Vereinigung Autonomiesuisse. An der Seite von Unternehmern wie Hans-Jörg Bertschi, Mar-



«Entweder steigt man auf oder ab»: Erfolgsunternehmer Behr.

tin Janssen, Peter Spuhler, Hans-Peter Zehnder, Jean-Pascal Bobst und anderen ist er im gut zwanzigköpfigen Co-Präsidium, das den einen Rahmenvertrag bekämpft, der die Eigenständigkeit der Schweiz einschränken könnte.

Wie kam er zu diesem Engagement? «Ich bin von meiner Herkunft her halb Tessiner, meine Frau ist aus Frankreich, ihre Mutter ist Schweizerin, geschäftlich bin ich international tätig, die Idee eines Alpenréduits liegt mir also völlig fern – aber gerade deshalb stört mich die Entwicklung der Debatte in jüngerer Zeit, die praktisch nur in Richtung EU ging», meint Behr. In grossen Verbänden wie Economie-suisse versuche man quasi im Schlafwagen in den Binnenmarkt zu fahren. Was wäre schlimm daran? Behr: «Nehmen Sie die sogenannte vaticanische Regel: Die Franzosen erfinden die Gesetze, die Deutschen halten sich daran, die Italiener finden einen Weg darum herum.» Die Schweiz passe einfach nicht in ein solches Gefüge, sie verlöre ihren Entscheidungsspielraum. Ein gutes Arrangement mit der EU ja, aber nicht um jeden politischen Preis.

Behr ist ein Kraftpaket der Schweizer Wirtschaft. Die bekanntesten öffentlichen Auftritte hatte er als Verwaltungsratspräsident und Aktionär des Saurer-Konzerns, der Ende 2006 an OC Oerlikon verkauft wurde. 2008 startete er einen Versuch zur Übernahme des Schleifmittelherstellers Sia Abrasives, verlor aber gegen die zur Abwehr mobilisierte deutsche Bosch-Gruppe. 1992 bis 2015 war er Verwaltungsrat der Befestigungstechnik-

### Hat er vom Sport profitiert für die Wirtschaft?

«Extrem viel.»

Gruppe Hilti und 2008 bis 2017 Aufsichtsratsvorsitzender des deutschen Getriebebauers Zahnradfabrik Friedrichshafen (ZF), des drittgrössten Autozulieferers der Welt.

Aber seine Karriere ist viel breiter. Er startete 1971 nach Abschluss des Jusstudiums in Zürich als Handelsschullehrer in Zürich und Schaffhausen zuerst auf der kaufmännischen Schiene. 1972 ging er zum Wirtschaftsprüfungsunternehmen Fides (heute KPMG). Berufsbegleitend machte Behr daneben das Doktorat, 1976 das Rechtsanwaltspatent, 1978 das Wirtschaftsprüferdiplom, und etwas später kam er auch in die Wissenschaft. «Eine akademische Karriere mit Professur war nicht mein Ziel, aber als wir 1979 nach Amerika zogen, kam ich als Visiting Scholar an einer Uni auf den Geschmack», führt er aus. Aus seinen Publikationen ergab sich eine kumulierte Habilitation und daraus eine Professur für Betriebswirtschaftslehre mit Spezialgebiet Rechnungslegung an der Hochschule St. Gallen ab 1990. Das war auch etwa der Zeitpunkt, an dem er vom Berater zum Unter-



nehmer wurde. Lange war er bis dahin in vielen Restrukturierungsprojekten engagiert gewesen, zunächst angestellt, ab 1984 selbständig. Dank Doppelausbildung kam er in komplexen Fällen bei Aufräumarbeiten zum Zug, etwa bei der Zentrum-Bank in Zürich oder der Schweizerischen Kreditanstalt im Chiasso-Fall. 1990 erhielt er den Auftrag, den Apparatebauer Bircher zu sanieren. Als sich das Stammhaus als unverkäuflich erwies, entschloss er sich, dieses selber zu übernehmen, zusammen mit dem mit der Hesta-Gruppe verbundenen Anton Bucher.

«Die ganze Zeit hatte ich Restrukturierungen durchgeführt. Daraus kam irgendwann die Idee, mich bei Gelegenheit mit einer passenden Firma selbständig zu machen und es als Unternehmer zu probieren», schildert Behr den damaligen Start. 2003 bildete er aus Bircher und der dazu erworbenen Cellpack die Behr Bircher Cellpack, «seine» BBC-Gruppe, heute mit 1300 Mitarbeitern, wo er als Inhaber bis 2015 CEO war, jetzt Verwaltungsratspräsident ist – und auch Impuls- und Geldgeber für die BBC-Arena in Schaffhausen, die als Stadion der Kadetten zugleich auch Heimathafen des nationalen Handballs mit der Suisse Handball Academy ist. Laut Behr hat diese bereits etwa die Hälfte der Schweizer Nationalspieler hervorgebracht.

Er wirkt immer noch so drahtig, dass man sich ihn bestens auf dem Spielfeld vorstellen könnte. Hat er vom Sport profitiert für die Wirtschaft? «Extrem viel.» Aus seinen Erfahrungen als Nationalliga-A-Spieler, Spielertrainer und Trainer nennt er zwei Punkte: Erstens sei Sport neben dem Krieg der einzige Ernstkampf. «Entweder gewinnt man, oder man verliert, ist oben oder unten, steigt auf oder ab.» Das gehe in der Wirtschaft oft vergessen, dort sei das Ergebnis nur etwas besser oder schlechter.

«Zweitens lernt man im Sport Teamarbeit.» Heute meine man in der Wirtschaft mit Teamarbeit oft Konsens, einvernehmliche Kompromisse, Berücksichtigung aller, aber erfolgreiche Sportteams zeigten etwas anderes: klare Hackordnungen. «Da ist ein Spieler der Top-Tor-schütze, der andere Abwehrchef, der dritte

Regisseur, der vierte sorgt für Stimmung, der fünfte ist Aggressivleader.» Vom Leistungssport könne man viel mehr über Teamarbeit lernen als von den modernen Corporate-Governance-Richtlinien, die vom ursprünglichen Ziel abgekommen und weit in die Bürokratie abgedriftet seien.

### Zu viele Profis im Parlament

Wie hat sich denn der Unternehmergeist in der Schweiz in den letzten dreissig Jahren verändert? «Es gibt zwei Seiten. Ich sehe eine starke Start-up-Kultur, die ich auch von meinem zweitältesten Sohn Pascal her kenne, der 2012 den ZKB-Pionierpreis gewonnen hat. Eine derartige Innovationskraft der Gründerszene hat es früher zu meiner Zeit nicht gegeben.» Auf der anderen Seite sei so etwas wie ein Ausverkauf der Schweizer Firmen ins Ausland vor sich gegangen, der von unternehmerischer Schwäche zeuge. Direkt erfahren hat er das mit Sia Abrasives.

Und bei allem Unternehmertum – Behr ist zugleich der Akademiker, der etwa das neue Revisions- und Rechnungslegungsrecht weitgehend geschrieben hat: Wie erlebte er die Politik? Sind die Politiker fähig genug? Seiner Ansicht nach sind die Spezialisten fachlich fit, die Debatten sachlich. Woran es seiner Ansicht nach in den Parlamenten auf allen Ebenen fehlt, sind Politiker, die täglich in der normalen Wirtschaft stehen und wissen, was da abläuft.

In den Kantonen seien immer mehr Beamte im Parlament, beim Bund immer mehr Profis. Sein Ratschlag ist originell: «Man muss verfassungsmässig festlegen, dass Parlaments- und Kommissionssitzungen vormittags von 8 bis 12 Uhr und nachmittags von 13.30 Uhr bis 17 Uhr verboten sind.» Das sei etwas, was den echten Miliz-Leuten wirklich entgegenkäme.

Wissen  
für Suchende

Klarheit  
fürs  
Leben





## Stoppt die Hysterie!

Nr. 5 – «Raus aus dem Lockdown»  
Alex Baur über die Corona-Politik

Seit bald einem Jahr hören wir Appelle an unser Durchhaltevermögen: «Seien Sie solidarisch, haben Sie Geduld, gemeinsam bewältigen wir diese Krise.» Bisher konnte ich mich arrangieren. Ich habe die Massnahmen mitgetragen und mich vorbildlich verhalten. Mein Geduldsfaden ist mit den neuen Ankündigungen des Bundesrates gerissen. Keinesfalls darf der Lockdown verlängert oder auf Vorrat hin verschärft werden! Den Umgang, den wir mir dieser Krise haben finde ich entsetzlich. Ich bin jung, aber ich weiss, dass es das Wesen einer Pandemie ist, unkontrollierbar zu sein. Viel wichtiger ist es, dass wir lernen, mit ihr zu leben. Es wird keinen Tag X geben, an dem die Pandemie von der Regierung als beendet erklärt wird. Folglich müssen wir das selbst entscheiden. Nur: Wie können wir das zum Ausdruck bringen, wenn wir nicht einmal mehr demonstrieren dürfen? Mein ziviler Ungehorsam beginnt hier und heute. Meine Grundrechte lasse ich mir nicht unter dem Vorwand von Solidarität verbieten.

Sophia Beyeler (16 Jahre), Niederhelfenschwil (SG)

Die Entscheidung, ob eine weitere halbe Million Schweizerinnen und Schweizer in die Quarantäne geschickt werden, hängt weiterhin allein vom PCR-Test und seinem veränderbaren CT-Wert ab. Zwar hat sogar der Nobelpreisträger und Erfinder dieses Tests, Kary Mullis, davor gewarnt, diesen als Diagnostikum zu missbrauchen. Was kümmert das die Corona-Task-Force und Bundesrat Alain Berset? Warum hat ausgerechnet die Weltgesundheitsorganisation (WHO) plötzlich empfoh-

len, den CT-Wert nicht mehr über 30 steigen zu lassen? Spielen politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Gründe vielleicht eine noch viel grössere Rolle als die vorgegebenen medizinischen? «Seht her, unsere Impfungen beginnen bereits zu wirken!»

Paul Engel, Bütigen

## Umerziehung

Nr. 5 – «Corona ist das Klima-Trainingslager»  
Editorial von Roger Köppel

Wer diese ganze Umerziehung immer wieder kritisch hinterfragt oder Fakten beim Namen nennt, wird zum Feind der (angeblich besseren) Zukunft erklärt. Zum Glück erscheint jede Woche die *Weltwoche*, in der Fakten oder Abläufe offen und kritisch mit ausführlichen und sachlichen Argumenten dargelegt und behandelt werden. Kein Wunder, dass die einseitig staatstreuen Medien und die gesamte Mitte-links-Elite die *Weltwoche* hassen wie der Teufel das Weihwasser! Rolf Bolliger, Lys

## Wichtiges Bekenntnis

Nr. 5 – «Tagebuch» von Laura Zimmermann,  
Co-Präsidentin der Operation Libero

Laura Zimmermann, die ich für eine gescheite Frau halte, klammert – wie viele Mitte-links-Politiker – die Stossrichtung der Initiative aus. Diese heisst natürlich nicht «Burka-Initiative» (diesen lächerlich machenden, abwertenden Titel haben ihr die Gegner gegeben), sondern «Ja zum Verhüllungsverbot», und sie will auch jeden Angriff auf Personen, Eigentum, Veranstaltungen und Institutionen durch maskierte Täter unterbinden. Ebenso wichtig ist aber das Bekenntnis zu unseren christ-

lich basierten Werten und gegen den aggressiven Islam. Felix Kubli, Belp

## Wolf im Schafspelz

Nr. 3 – «Er wird sich nicht zurückziehen»  
Interview mit Edward McMullen  
von Urs Gehrig und Roger Köppel

Botschafter McMullen war PR-, Kommunikations- und Werbeberater und hat 1997 als Wahlkampfmanager für Trump in South Carolina den Bundesstaat gewonnen. Als Dank erhielt er als Diplomat nicht ausgebildete PR-Manager den begehrten Posten der US-Botschaft in Bern. Im Interview outet sich McMullen als langjähriger Freund und als Fürsprecher der Schweiz. Der gewichtige Mann versteht hierzulande sein Geschäft als Fassadenreiniger von Trumps Politik. Der Wolf im Schafspelz ist einerseits wohlwollender Botschafter für unser Land, andererseits vertrat der hörige Statthalter Trumps in der Schweiz knallharte Interessen. So bei den Bankenregulierungen: Der Finanzplatz Schweiz bezahlte Millionenbussen an die USA. Trump stellte zudem Forderungen in Zusammenhang mit dem Handelsbilanzdefizit der USA und bei den Stützungsaktionen der Nationalbank für den Frankenkurs. Das Handelsabkommen kommt seit Jahren nicht voran. Die Schweiz hat es nicht nötig, sich von den USA über ihre Finanz- und Handelspolitik belehren zu lassen. Vielmehr sollte sie sich um die desolaten innen- und aussenpolitischen Kollateralschäden, die Trump angerichtet hat, Sorgen machen.

Roger E. Schärer, Trin Mulin

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



## George P. Shultz (1920–2021) Sepp Benz (1944–2021)



Geerdet: ehemaliger US-Aussenminister George P. Shultz (l.) mit Präsident Ronald Reagan.

Die Kalten Krieger sterben aus. Unter ihnen gab es die Ideologen, die gegen den Status quo ankämpften, und es gab die Pragmatiker, die sich Realisten nannten und die Dinge unter Kontrolle hielten – und das über Jahrzehnte hinweg. Zu Letzteren gehörte George P. Shultz, ein Veteran in vielen Bereichen, der seine lange Karriere als Mitglied im Council of Economic Advisers unter Präsident Eisenhower begonnen hatte. Arbeitsminister, Budgetchef und Leiter des Finanzministeriums unter Präsident Nixon waren die nächsten Stufen. Im Zweiten Weltkrieg hatte er in der Marine-Infanterie gedient, deren Esprit de Corps ihn zeitlebens beflügelte.

Als Ökonom segelte er im Strom der Milton-Friedman-Schule. Nach dem Ende der Administration Nixon war er Top-Manager in der Privatindustrie und leitete die Bechtel Corporation. Schliesslich wirkte er sechs Jahre lang als Aussenminister unter Präsident Reagan in der Schlussphase des Kalten Kriegs. Sein Einfluss war beträchtlich und für den Ausgang wichtig. Seine Überzeugung, dass wirtschaftliche Stärke das Fundament für eine erfolgreiche Geopolitik abgebe, bestimmte sein Handeln.

Strategie war er nicht. Es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, zu versuchen, den Kalten Krieg mit einer offensiven Politik zu beenden, wie das Reagan tat. Aus den Spannungen zwischen Ideologen und Pragmatikern in Washington entwickelte sich aber das glimpfliche Ende der Block-Konfrontation. Shultz drängte Rea-

gan zur Diplomatie mit den Sowjetführern und zum ersten Abrüstungsabkommen, das diesen Namen verdiente – dem INF-Vertrag, der die nuklearen Mittelstreckenwaffen eliminierte.

Entspannungsturbo war er allerdings nie, er setzte sich für Dissidenten in der Sowjetunion und auswanderungswillige Juden ein. Er stützte Reagans militärische Aufrüstung, blieb hart bei der epischen Kraftprobe über die Nachrüstung der Nato in Europa und stand hinter dem Widerstand gegen sowjetische Wühlaktivitäten in der Dritten Welt. Aussenminister Andrei Gromyko erinnerte er immer an die Verpflichtungen, die Moskau mit dem Helsinki-Abkommen in Sachen Menschenrechten eingegangen war.

Shultz war die Verkörperung eines geerdeten republikanischen Establishments, das in den letzten Jahren die politische Kontrolle verloren hat und nun um Wiederbelebung ringt. Eine Anekdote wird oft kolportiert: Wenn er im Staatsdepartement amerikanische Diplomaten empfing, die auf neue Posten ins Ausland versetzt wurden, stellte er sie vor einen Globus. Er forderte sie auf, das Land zu zeigen, das sie repräsentierten. Dann drehte er den Globus zurück und zeigte auf die USA mit der lakonischen Bemerkung: «Nein, das ist das Land, das Sie repräsentieren!»

George Shultz, geistig rege bis zum Schluss, ist im Alter von hundert Jahren in seinem Heim auf dem Campus der Stanford University gestorben.

Hansrudolf Kamer

Wenn man mich fragt, wer an unserem Olympiasieg mit dem Zweierbob 1980 in Lake Placid den grösseren Anteil hatte, gibt es nur eine Antwort: In einem Team leisten immer alle denselben Beitrag. Sepp Benz und ich ergänzten uns perfekt. Er war für das Material und den Schlitten zuständig; ich kümmerte mich um Bahn und Linienwahl. Auf Sepp war Verlass – immer und überall.

Wir lernten uns als Zehnkämpfer beim TV Unterstrass auf der Zürcher Sportanlage Sihlhölzli kennen. Er war Pöstler in Zürich Höngg. Ich lancierte 1973 meine Bobkarriere. Dann sagte ich ihm: «Sobald ich Vierer fahre, bist du auch dabei.» So sassen wir schon 1974 zusammen mit meinem Bruder Peter und mit Werner Camichel im Schlitten. Schon ein Jahr später wurden wir das erste Mal Weltmeister. Insgesamt nahmen wir zusammen zwölfmal an Olympischen Spielen oder Weltmeisterschaften teil – und jedes Mal gewannen wir eine Medaille.

Sepp war enorm trainingsfleissig. Zwischen seinen Briefträger-Runden durch Höngg arbeitete er an seiner Fitness, am Wochenende sowieso. Er war in allem ein Extremmer. Bei ihm musste man immer mit allem rechnen. Dies betraf auch seinen Rücktritt. Nach einem Rennen in Cortina 1983 stieg er aus dem Schlitten und sagte – ohne Vorankündigung: «Das war's.»

Wir hielten immer Kontakt zueinander. Nun hatten wir abgemacht, dass wir uns bei der neuen Bobbahn im österreichischen Bludenz sehen. Doch das Schicksal hatte andere Pläne. Vergangene Woche teilte mir seine Lebensgefährtin mit, dass es Sepp gar nicht gutgehe. Am Freitag erhielt ich die traurige Nachricht seines Todes. Das zeigt mir: Covid-19 kann selbst einen grossen Kämpfer besiegen. Erich Schärer



Immer und überall: Benz (r.), Schärer.



# Der grösste Markt für Schweizer Uhren

China entwickelt sich im Corona-Jahr zum Spitzenplatz des gehobenen Konsums.



Einmal mehr hat China in der Krise die Rolle übernommen, die Weltwirtschaft aus dem Sumpf zu ziehen. Zwei Stichworte zur Veranschaulichung der heutigen Lage: Uhren und Autos. Der Corona-Einbruch der Schweizer Wirtschaft ist bisher deutlich weniger scharf ausgefallen, als im Sommer befürchtet wurde; sie hat sich viel besser geschlagen als andere Volkswirtschaften.

Klar, auch die Exporteure der Schweiz mussten 2020 untendurch. Mitte Jahr war die Flaute am schlimmsten, dann kam eine Wende, und Ende Jahr hatten sie schliesslich gut 7 Prozent weniger Güter ins Ausland verkauft als im Jahr zuvor. Ein Minus von über 17 Milliarden Franken gegenüber dem Vorjahr bedeutete das, vieles wurde stark gedrosselt – aber mit China lief es ganz anders.

Die Schweizer Ausfuhren nach Asien insgesamt gaben, vor allem wegen Hongkong und Japan, überdurchschnittlich um beinahe 9 Prozent nach, aber die Geschäfte mit China waren fast wie aus einer anderen Welt. Die Lieferungen dahin kletterten vor allem wegen der starken Nachfrage nach Pharma und Uhren um 1,3 Milliarden auf den Rekordstand von 14,7 Milliarden Franken.

Allein die Uhrenexporte nach China schossen um einen Fünftel auf 2,4 Milliarden Franken hoch, auch das ein Rekordwert. Die Gewichtsverschiebung ist bemerkenswert: China löste im Corona-Jahr Hongkong als wichtigsten Importeur von Schweizer Uhren ab. Auf Platz zwei liegen weiterhin die USA.

Die chinesische Epidemienpolitik war offensichtlich von grosser Bedeutung. Nach der

ziemlich rasch erfolgten Eindämmung des Virus zog die chinesische Wirtschaft schnell wieder an; im Sommer hörte man von international tätigen Industrieunternehmen, China laufe auf «deutlich über 100 Prozent».

Bei kaufkräftigen Chinesen wuchs die Konsumnachfrage besonders im Inland erheblich. Ein wichtiger Grund: Wegen Mobilitätsbeschränkungen und Lahmlegung des Flugverkehrs konnten die Leute kaum mehr ins Ausland reisen. Die Uhrenläden in Zürich oder Luzern bekamen das schmerzhaft zu spüren: Es fehlten die Geschäfte mit Kunden, die den Kauf der kostbaren Schweizer Schmuckstücke auf ihrer Reise am Ort der Produktion als Erlebnis geniessen.

Aber die Chinesen fanden Ersatz dafür: Aus Schanghai etwa hörte man, das Geld, das die reicheren Schichten nicht ins Reisen stecken konnten, flosse in neue Oberklasseautos und Luxusgüter, unter anderem eben in zahlreiche Schweizer Uhren, gekauft in China.

Und, wie gesagt, in Autos. Für die Weltwirtschaft war die chinesische Autonachfrage 2020 wie ein Turbolader. Nach dem Corona-bedingten Absturz sah es zunächst nach hartnäckiger Flaute aus, erste Prognosen waren düster, aber Ende 2020 betrug das Verkaufsmalus nicht einmal mehr 2 Prozent.

Das Jahr übertraf mit einem Absatz von über 25 Millionen Fahrzeugen die meisten Prognosen. Fürs neue Jahr erwartet man weiter boomende Geschäfte. Das sind Lichtblicke auch für die deutschen Autobauer und Schweizer Zulieferer, die schon in den vergangenen Monaten stark anziehende Exporte zu spüren bekamen.

Ein Stück weit wiederholt sich die Geschichte. Schon nach der Finanzkrise von 2009 war es die chinesische Wirtschaftspolitik gewesen, die mit gewaltigen Stimulierungsprogrammen, die weit über das Inland hinausreichten, allen Handelspartnern neuen Schub gegeben hatte. Dies ist umso brisanter, als die chinesische Wirtschaft in beiden Phasen eigentlich übertrieben hohe Investitionen getätigt hat für das damit erzielte Wachstum.

## Elon Musks Energie

Der Tesla-Chef Elon Musk macht Schlagzeilen mit der Meldung, er habe 1,5 Milliarden Dollar in die Kryptowährung Bitcoin investiert. Der Bitcoin-Kurs kletterte danach auf Rekordwerte. Im Publikum rätselt man über Musks Motive und Überlegungen. Will er mit Kaufen und Verkaufen rasche Gewinne machen, zumal er mit seinen Tweets offenbar den Kurs bewegen kann? Oder sieht er andere Zusammenhänge?

Vielleicht zielt er auf die Energie. Tesla-Elektroautos brauchen immer mehr Strom, wenn der Absatz wächst. Könnte er auch das Stromangebot unter seine Kontrolle bringen? Extrem viel Strom verbrauchen jene Spezialisten, die ihr Einkommen mit dem Mining von Bitcoins verdienen, also dem Produzieren der Währung mit Hochleistungscomputern, die gewaltig Energie brauchen. Je höher der Bitcoin-Kurs, desto höher die Anreize, in solche Energieproduktionen zu investieren. Und wenn sie das getan haben, kann er sagen: Gebt mir etwas von Eurem Strom, sonst lasse ich den Bitcoin-Kurs fallen und ihr sitzt auf unrentablen Anlagen.

# Freundliche Beziehungen zu China

Schweizer Politiker rufen auf zum Wirtschaftskrieg gegen China. Es wäre die grösste Dummheit seit der Schlacht von Marignano. Neutralität bleibt das Gebot der Stunde.

Roger Köppel



*Jahr des Büffels:* Jetzt beginnt das chinesische Neujahr.

**D**ie Schweiz und China pflegen seit 70 Jahren freundliche Beziehungen: Kooperation statt Konfrontation. Leitlinie ist die bewährte Neutralität.

Fast wundersam hat sich China zum Guten entwickelt. Aus einem kommunistischen Leichengebilde mit Millionen von Toten ist der Wirtschaftsmotor der Welt geworden.

Die Staatsführung brachte das Kunststück fertig, 800 Millionen Chinesen aus bitterster Armut zu befreien. Peking ist ein Weltmeister der Menschenrechte. Was der Westen übersieht.

Natürlich gibt es immer noch Probleme. China ist eine Supermacht und als solche ein Raubtier auf der internationalen Bühne. Mit allem Unheil, das dazugehört.

Doch bevor wir uns an der eigenen Tugendhaftigkeit berauschen, ist ein Blick in die Geschichte hilfreich.

China ist ein Riese, oft am Rande des Zusammenbruchs. Die letzten 150 Jahre waren ein Höllenritt. Heute predigt der Westen in China Menschenrechte, die er dort mit Füßen trat.

Die gleichen Staaten, die China auf ihre schwarzen Listen setzen, führten im 19. Jahrhundert Krieg, um die Chinesen mit Opium vollzupumpen. Peking hat es nicht vergessen.

Das Erbe des Kolonialterrors war ein mörderischer Bürgerkrieg. Mao, der teuflische Heils-

bringer, herrschte blutig. Seit 40 Jahren geht es aufwärts. Die Schweiz leistet ihren Beitrag.

Jetzt soll alles anders werden. Schweizer Politiker fordern gegen China eine Schubumkehr: Konfrontation statt Kooperation. Grund sind Berichte über verletzte Menschenrechte.

Die Linke mit SP-Aussenpolitiker Fabian Molina ruft nach Sanktionen. Die Rechten schwanken. In Basel-Stadt möchte die SVP die Partnerschaft mit Schanghai kündigen.

Diesen Grössenwahn der Gefühle schüren die Journalisten noch. Die NZZ fordert vom Bundesrat endlich Härte gegen China. Das Schweizer Fernsehen sendet jede Kampfparole aus dem SP-Hauptquartier.

Und wehe denen, die sich den Gesinnungsempörten widersetzen!

Machen wir uns nichts vor: Was hier so leichtsinnig gepredigt wird, ist eine aussenpolitische Kriegserklärung gegen Peking.

Der 8,5-Millionen-Kleinstaat Schweiz soll dem Riesenreich mit 1,4 Milliarden Menschen zeigen, wo der Hammer hängt.

Es wäre die grösste Dummheit der Schweiz seit der Schlacht von Marignano.

Haben sie in Bern jetzt vollends den Verstand verloren? China ist eine Supermacht, ein Staatskoloss. Die Schweiz ist ein winziger Fleck auf der Landkarte.

Ein Krieg der Schweiz gegen China, ein Wirtschaftskrieg der Sanktionen ist noch verrückter als Napoleons Feldzug gegen Russland.

Wie das herauskam, wissen wir.

Politiker, die unser Land in eine unabsehbare Konfrontation mit einer Weltmacht treiben, verraten das nationale Interesse. Sie sind ein Sicherheitsrisiko für die Schweiz.

Der Bundesrat, zuständig für die Aussenpolitik, muss diese Kriegsgurgeln stoppen.

Die Schweiz kann sich keinen Wirtschafts- oder sonstigen Krieg mit China leisten.

Wir sind zu schwach. Die Armee ist zu klein. Viola Amherd hat keine Pazifikflotte, um den linken Machtrausch militärisch abzustützen

Ein Konflikt mit Peking wäre tödlich für den Export und den Tourismus. Abertausende von Arbeitsplätzen wären in Gefahr.

Die Schweiz ist neutral. Nicht, weil sie einen Tugendpreis gewinnen will. Neutralität ist eine Strategie, um in der Wirklichkeit zu überleben.

Natürlich geht es auch um Wirtschaft. Die Schweiz ist arm. Sie hat weder Kolonien noch Bodenschätze. Wir brauchen Freunde, keine Feinde. China ist wichtiger als Molina.

Ist das opportunistisch? Ja. Ist es heldenhaft? Nein. Ist es vernünftig? Hundert Prozent.

Die Schweiz braucht keinen Krieg, sie braucht freundliche Beziehungen mit China.



# «Auf Augenhöhe mit den Besten»

Seit 34 Jahren bearbeitet Johann Schneider-Ammann mit den Baumaschinen der Ammann-Gruppe den chinesischen Riesenmarkt. Als Bundesrat prägte er das wegweisende Freihandelsabkommen.

Florian Schwab

**D**er 6. Juli 2013 ist ein Meilenstein. An diesem Tag reiste Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) nach Peking, um das Freihandelsabkommen mit China zu besiegeln. Die Idee war schon unter Schneider-Ammanns Vorgängerin im Wirtschaftsdepartement, Doris Leuthard (CVP), entstanden. Schneider-Ammann aber trieb sie energisch voran.

China kannte der ehemalige Unternehmer gut. Bei einem Besuch der Shanghai Construction Fair im Jahr 1987 sah er die Chancen des Marktes für die Ammann-Gruppe. Das Familienunternehmen mit mehreren tausend Mitarbeitern, davon rund 1100 in der Schweiz, und einem Umsatz von rund einer Milliarde Franken ist spezialisiert auf Baumaschinen für Strassen und Infrastrukturprojekte. Als Schneider-Ammann vor elf Jahren in den Bundesrat gewählt wurde, gab er die operative Führung ab. 2013 wurde sein Sohn Hans-Christian Schneider Chef.

**Weltwoche:** Herr Schneider-Ammann, vor acht Jahren ist es Ihnen gelungen, für die Schweiz als erstes europäisches Land ein Freihandelsabkommen mit China zu unterzeichnen ...

**Schneider-Ammann:** ... die Gespräche haben natürlich schon vorher angefangen. Richtig intensiv begannen wir mit den Verhandlungen dann am WEF 2011. Im Bundesrat waren wir stolz und glücklich – ich natürlich auch. Mit dem Abkommen hat unser Handel einen bevorzugten Status erlangt. Davon profitieren wir immer noch, zumal die europäischen Länder nicht dieselben Privilegien geniessen.

**Weltwoche:** Warum ausgerechnet die Schweiz?

**Schneider-Ammann:** Diese Frage haben wir uns wiederholt gestellt und versucht, die Antwort bei unseren chinesischen Partnern herauszuspüren: Wieso gerade die Schweiz?

**Weltwoche:** Wie lautet die Antwort?

**Schneider-Ammann:** Es gibt zwei wesentliche Gründe. Der erste Grund ist, dass die Schweiz von ihrer Grösse her den Chinesen nicht gefährlich werden kann und dass sie gleichzeitig – trotz ihrer Kleinheit – an der technologischen Weltspitze marschiert. Natürlich interessieren sich die

Chinesen für unsere Technologie und wollen mit den Klassenbesten jederzeit auf Augenhöhe sein.

**Weltwoche:** Und der zweite Grund?

**Schneider-Ammann:** Für die chinesischen Unternehmen ist die Schweiz ein Brückenkopf nach Europa. Von hier aus können sie die hiesigen Gepflogenheiten studieren, Erfahrungen mit der geschäftlichen Realität in Europa machen und damit die Markteigenheiten wie Preise und Vermarktung echt austesten.

**Weltwoche:** Für viele chinesische Firmen ist die Schweiz also eine Art Hub?

**Schneider-Ammann:** Ja, sie haben die Schweiz entdeckt, besonders seit wir das Freihandelsabkommen haben. Die Schweiz ist zuverlässig, unabhängig, steuerlich attraktiv ... Es gibt viele positive Eigenschaften, die die Chinesen überzeugt haben.

**Weltwoche:** Was bringt das Abkommen der Schweiz?

*«Es ist immer am besten, wenn man direkt miteinander reden und Probleme lösen kann.»*

**Schneider-Ammann:** Sehr viel. Nebst materiellen Elementen – die Zahlen kann man ja nachschlagen – bewirkte es vor allem, dass sich das typische Schweizer KMU zu überlegen begann, ob es nicht in China einen interessanten Handelspartner finden könnte. Es begann sich zuzutrauen, bei diesem Riesenmarkt anzuklopfen, um mit seinen Produkten Fuss zu fassen. Das ist für die Schweiz eine gute Sache: Wir können die hier erzeugte Wertschöpfung in China verkaufen. Das sorgt in der Schweiz für Arbeitsplätze.

**Weltwoche:** Hat das Abkommen auch einen politischen Wert? Also in dem Sinn, dass Bern weiss, wen man in Peking anrufen muss, getreu dem auf Europa gemünzten Bonmot von Henry Kissinger, «whom to call in Europe»?

**Schneider-Ammann:** Das ist ein wichtiger Punkt. Mit dem Freihandelsabkommen wurde der Zugang zu den chinesischen Behörden viel direkter. In meiner Rolle als Schweizer Wirtschaftsminister konnte ich meinen chinesischen Amts-

kollegen zu einem Telefonat bitten, und das hat dann innert weniger Stunden geklappt. Diese Kanäle sind entstanden, und sie werden auf Regierungs- und Behördenebene rege genutzt. Es ist immer am besten, wenn man direkt miteinander reden und Probleme lösen kann.

**Weltwoche:** Trotzdem mangelt es nicht an Kritikern. Manche bezweifeln grundsätzlich, ob Freihandel zwischen marktwirtschaftlichen Ländern und China funktionieren kann – siehe die Kontroverse China–Trump.

**Schneider-Ammann:** Aus der Vogelperspektive kann man des Langen und Breiten darüber philosophieren, warum das eigentlich gar nicht zusammenpasst – Freihandel mit einem nicht sehr freiheitlichen Staat. Massgeblich für mich ist aber die kleinere Ebene, das einzelne Unternehmen. Da hat das Abkommen die Administration vereinfacht, und es garantiert eine Vorzugsbehandlung von Schweizer Exporten. Bezogen auf das einzelne Geschäft, sind das klar kalkulierbare Vorteile in Franken und Rappen.

**Weltwoche:** Bleiben wir also auf der Ebene der einzelnen Firma. Sie selber waren mit der Ammann-Gruppe ein regelrechter China-Pionier, sind seit den späten 1980er Jahren in dem Markt. Hat auch Ihre Firma vom Freihandelsabkommen profitiert?

**Schneider-Ammann:** Wir profitieren wirklich bei jedem einzelnen Geschäft, wie alle anderen auch. Unsere Firma funktionierte anfangs so, dass wir aus europäischen Werken nach China exportierten: aus Italien, Deutschland, aus der Schweiz et cetera. Und mit dem Freihandelsabkommen wurde es dann möglich, die Bürokratie zu reduzieren, vor Ort die Herstellerkompetenzen aufzubauen und damit in China und über die chinesischen Grenzen hinaus zusätzliche Marktchancen zu eröffnen.

**Weltwoche:** Somit kann man sagen, dass der Nutzen des Abkommens für die Ammann-Gruppe sehr punktuell war.

**Schneider-Ammann:** Nein, es ist eine grundsätzliche Besserstellung der Geschäftsbeziehungen zwischen China und uns. Und noch einmal: Im Einzelfall hilft es, gerade was die behördlichen Abläufe betrifft. Das bedeutet

Effizienzsteigerungen und bessere Wettbewerbsfähigkeit, und damit kann auch die spezifische Wertschöpfung weiterhin in die Märkte abgesetzt werden.

**Weltwoche:** Wie wichtig ist der chinesische Markt heute für die Ammann-Gruppe?

**Schneider-Ammann:** Er ist wichtig. Und anspruchsvoll. Die Operation läuft erfolgreich, und in China ist alles auf Langfristigkeit angelegt.

**Weltwoche:** Anspruchsvoll?

**Schneider-Ammann:** Ja, äusserst anspruchsvoll. Umso mehr es uns von Beginn weg darum ging, sehr korrekt unser Business zu entwickeln. Wer bei uns kauft, kauft für fünfzehn Jahre vertrauensbasierte Zusammenarbeit.

**Weltwoche:** Wie war das Geschäftsjahr 2020 für Ihr Unternehmen in China?

**Schneider-Ammann:** Es war besser als erwartet.

**Weltwoche:** Und wie sehen Sie die Zukunft?

**Schneider-Ammann:** Grundsätzlich gut, der Markt ist riesig. Wir sind technisch führend (Asphalтанlagen). Meinen Nachfolgern Hans-Christian und Daniela gelingt es gut, den Markt China vom bestqualifizierten Anbieter Ammann zu überzeugen.

**Weltwoche:** In China wird noch immer viel gebaut. Dafür braucht es Maschinen.

**Schneider-Ammann:** Ja. Das ist so.

**Weltwoche:** Kommen wir nochmals auf die China-Kritik zurück. Das Land gilt als Buhmann des Handels. Ist das alles nur ein grosses Missverständnis zwischen Ost und West?

**Schneider-Ammann:** So gesehen, ist es nicht ein Missverständnis, sondern es sind gelebte Machtansprüche. Jeder schaut zuerst für sich. Dabei spielen die «5 big elephants» die entscheidende Rolle [USA, China, Indien, EU, Russland].

**Weltwoche:** Wie bewegt man sich als Schweiz unter Elefanten?

**Schneider-Ammann:** Es sind die Schnellen, die den Langsamen Angst machen, und nicht die Grossen den Kleinen. Wir sind technologisch so erfolgreich, dass wir die Einladung zum Tanz jederzeit anzunehmen bereit sind.

**Weltwoche:** Haben Sie in Ihrem Austausch mit China auch einmal gedacht: Da können wir etwas lernen!

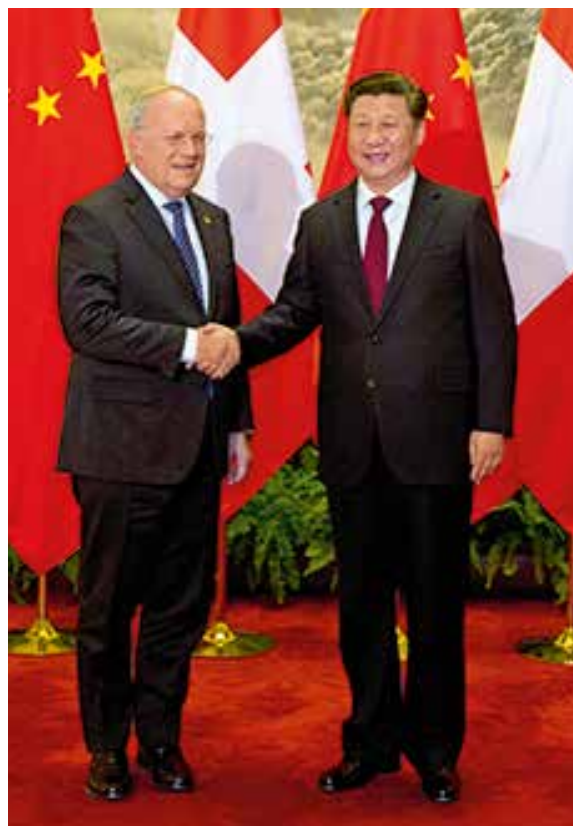
**Schneider-Ammann:** Immer wieder. Die chinesische Kultur ist im Westen bekannt und dennoch eine grosse Herausforderung. Letztlich zählen auch im Verhältnis mit China die Transparenz und das Vertrauen, daran wird täglich gearbeitet. Und die Fortschritte sind hüben wie drüben sichtbar. Darüber freue ich mich.

**Weltwoche:** Auf was muss ein Schweizer Unternehmer achten, wenn er langfristig in China erfolgreich sein will?

**Schneider-Ammann:** Jeder, der es versucht hat, hat erfahren: Es braucht Geduld, Geduld und nochmals Geduld. Man braucht einen langen Atem, auch finanziell. Es hat niemand auf uns gewartet. Die Chinesen haben zwar insgesamt Freude am Geschäft und am wirtschaftlichen Austausch. Gerade die innovativen Firmen sind sehr gefragt. Trotzdem ist es bei weitem nicht jedem Schweizer Unternehmen gelungen, wirklich Fuss zu fassen.

**Weltwoche:** Was meinen Sie mit «Geduld, Geduld und nochmals Geduld»?

**Schneider-Ammann:** Damit ist gemeint, dass man gegenseitig Informationen bis in alle De-



«Kalkulierbare Vorteile»: Schneider-Ammann mit Chinas Präsident Xi Jinping in Peking, 2016.

tails austauscht. Das alleine ist auch eine Zeitfrage. Und weil Zeit Geld bedeutet, braucht es Geld für Vorabklärungen, Vorinformationen, Vorgespräche; mit anderen Worten: Geduld heisst Geld und Zeit.

**Weltwoche:** Auf welche Leistung der Ammann-Gruppe in China sind Sie stolz?

**Schneider-Ammann:** Wir haben jahrelange Aufbauarbeit geleistet: aus Italien, Tschechien, Deutschland und der Schweiz heraus Einzelgeschäfte gemacht. Bei jedem einzelnen haben wir penibel darauf geachtet, dass die Funktion einwandfrei erfüllt wird und dass die Qualität *impeccable* ist. Auf diesem Weg haben wir uns nach und nach einen Namen gemacht, auch bei den Behörden verschiedener Provinzen. Erst im Jahr 2005, also nach achtzehn Jahren, haben wir eine

erste Fabrik in Schanghai für den chinesischen Markt gebaut. Diesen Schritt haben die Chinesen dann ihrerseits als Vertrauensbeweis aufgefasst. Ab da wurde es viel intensiver. Und auf die vom jungen Management weiter verfolgte Zusammenarbeit bin ich stolz.

**Weltwoche:** Zurzeit haben wir in Bern wieder eine Debatte über die Frage, ob die Schweiz chinesische Investitionen beschränken sollte.

**Schneider-Ammann:** Die Schweiz ist als freies, marktwirtschaftliches Land erfolgreich geworden. Dem verdanken wir unseren Wohlstand und unsere Sicherheit im weitesten Sinn. Das liberale, offene Businessmodell hat uns sehr

weit getragen. Daran darf man aus meiner Sicht nicht rütteln oder herumschrauben. Das Prinzip muss bestehen bleiben. Auf diesem Grundsatz kann man dann eine gute, branchenbezogene Wirtschaftspolitik aufbauen. Das habe ich immer versucht. Der chinesische Markt ist so riesig, dass wir nicht auf ihn verzichten können. Wenn wir in der Schweiz Beschäftigung haben wollen, dann brauchen wir ihn.

**Weltwoche:** Trotzdem, viele Leute scheinen Angst zu haben vor China.

**Schneider-Ammann:** Wir müssen durchaus kritisch und wählerisch sein, aber doch auf eine konstruktive Art und Weise. Wir brauchen eine sorgfältige Wirtschafts- und Aussenwirtschaftspolitik, wie sie Guy Parmelin und Ignazio Cassis machen wie auch der Bundesrat insgesamt. Solange das so ist, sehe ich keinen Grund für künstliche Eingriffe in den Markt. Bei solchen greift man eben auch dort ein, wo es gar nicht erwünscht respektive notwendig ist.

**Weltwoche:** Das Zerrbild, nach dem die Chinesen das ganze Land aufkaufen, ist ja auch nicht sehr realistisch.

**Schneider-Ammann:** Die Schweiz ist weltweit das Land mit den höchsten Auslandsinvestitionen pro Kopf. Wir haben also am meisten Firmen zusammengekauft auf dem Globus. Die Chinesen

sind jetzt etwas aufgefallen, weil sie noch nicht so lange da sind und weil man darüber spricht, wenn es passiert. In der Regel hat es aber gut geklappt, vielleicht mit dem einen oder anderen Ausreisser, der ein zu negatives Bild entstehen lässt. Eines kann ich Ihnen aber sagen: Wenn jemand etwas kaufen will, braucht es immer auch einen, der es verkaufen will.

**Weltwoche:** Wie erklären Sie einem Skeptiker die Nutzen von Freihandelsabkommen?

**Schneider-Ammann:** Am 7. März stimmen wir über das Freihandelsabkommen mit Indonesien ab. Ich hoffe ganz fest auf ein Ja. Denn ein Nein ist nicht nur eine verpasste Chance. Ein Nein hätte auch Einfluss auf künftige Freihandelsabkommen. Unsere Wirtschaft braucht solche Abkommen. Die Konkurrenz wartet nicht.



# China, der Westen und die Globalisierung

Der Aufstieg Chinas war ein Wirtschaftswunder ohne Gleichen. Die Öffnung der Märkte hat die Welt friedlicher gemacht. Wenn es der Westen mit der Rivalität übertreibt, verlieren alle.

*Erich Weede*

Das Zeitalter der Globalisierung begann damit, dass das damals noch mit Abstand bevölkerungsreichste Land der Erde, die Volksrepublik China, sich 1979 unter Deng Xiaoping von Maos Autarkiepolitik abwandte und der westlich dominierten Weltwirtschaft zuwandte. Ausländische Investoren waren mit einem Mal willkommen. Exporte wurden gefördert. Chinesische Firmen haben sich in globale Lieferketten eingeordnet. Die wirtschaftliche Freiheit wurde langsam und schrittweise – bisweilen von Rückschritten unterbrochen – ausgeweitet. Der Erfolg der chinesischen Politik in den letzten vierzig Jahren war ein Wirtschaftswunder ohne Gleichen.

Die Grösse der chinesischen Volkswirtschaft ist ungefähr um den Faktor 30 gewachsen, der Lebensstandard der Chinesen vielleicht um den Faktor 15. Das Land ist zur Fabrikhalle der Weltwirtschaft geworden. Kein Land ist für so viele andere Länder der wichtigste Handelspartner wie China. Das deutet schon an, dass dieser Aufstieg auch die Weltwirtschaft geprägt hat. Manche Experten machen China gleichzeitig für die zunehmende Ungleichheit und die niedrige Inflation im Westen verantwortlich.

## Freihandel bringt Frieden

Bis vor kurzem ist Chinas Bevölkerung gewachsen, jetzt stagniert die Bevölkerungszahl, und die Last versorgungsbedürftiger Alter wird von Jahr zu Jahr zunehmen. Weil der chinesische Lebensstandard erst in der Nähe eines Viertels des amerikanischen liegt, kann das Land wegen der Vorteile der Rückständigkeit noch lange schneller als der Westen wachsen. Aber als dominanter Wachstumstreiber der Weltwirtschaft wird das alternde China nicht mehr wirken können. Dasselbe gilt für den ebenfalls alternden Westen.

Das hinter uns liegende Zeitalter der Globalisierung und des Aufstiegs Chinas hatte geopolitisch ambivalente Wirkungen: Einerseits bedeutet eine offene Weltwirtschaft mehr kreative Zerstörung, was nicht nur Entstehung und Untergang von Unternehmen und dauern-



*Nicht zu stoppen.*

den Strukturwandel, sondern stets auch Veränderungen der Grösse und des Wohlstands von Volkswirtschaften impliziert. Ohne offene Weltwirtschaft mit freiem Zugang zu westlicher Technologie, zu Kapital, westlichen Hochschulen und Märkten wäre das chinesische Wunder undenkbar gewesen. Man kann sagen, dass die Globalisierung den Aufstieg Chinas ermöglicht und damit die materiellen Voraussetzungen für die sich anbahnende Rivalität zwischen den USA und China geschaffen hat. Andererseits hat die Globalisierung wesentlich zur Befriedung der Welt beigetragen. Denn wirtschaftliche Zusammenarbeit und freier Welthandel reduzieren die Kriegsgefahr zwischen Staaten erheblich, was sich historisch auch quantitativ belegen lässt. Weil die relativ offene Weltwirtschaft der vergangenen Jahrzehnte in vielen Ländern zu Wachstum und Wohlstandssteigerung beigetragen hat, hat sie auch die Voraussetzung für die Demokratisierung verbessert.

Der demokratische Frieden ist aus mehreren Gründen eine problematischere Angelegenheit als der Frieden durch Freihandel. Denn Demokratien führen zwar untereinander sehr selten Krieg, aber die Kriegsgefahr zwischen Demokratien und Autokratien ist besonders hoch. Ein vergleichbarer Umverteilungseffekt der Kriegsgefahr wie bei der Demokratisierung ist

mit der Ausweitung des Freihandels nicht verbunden.

Ausserdem besteht bei der Hoffnung auf den demokratischen Frieden immer die Gefahr des Abrutschens in Kriegsgründe, wenn Demokratien anderswo die Autokratie überwinden wollen. Während der Freihandel und die enge wirtschaftliche Verflechtung zwischen China und dem Westen, vor allem auch mit den USA, in der Vergangenheit friedensfördernd wirken konnten, trägt die westliche Enttäuschung darüber, dass China keine Ansätze zur Demokratisierung zeigt, heute eher zur weltpolitischen Destabilisierung und zur Verfestigung der Rivalität zwischen der noch dominanten Weltmacht USA und dem plausibelsten Herausforderer China bei.

Je heftiger diese Rivalität wird, desto grösser ist die Gefahr, dass die wirtschaftliche Zusammenarbeit und der Freihandel zwischen der aufsteigenden und der vielleicht absteigenden Weltmacht und deren Parteigängern gefährdet wird und damit ein befriedender Einfluss genau dort abgeschaltet wird, wo er besonders wünschenswert wäre. Dann würde der Frieden zwischen den Weltmächten genau wie im Kalten Krieg nur noch von der nuklearen Abschreckung und der Stabilität des Gleichgewichts des Schreckens abhängen.

Die Globalisierung wird auch durch die interne Entwicklung im Westen, vor allem in der Zitadelle des westlichen Kapitalismus, in den USA, gefährdet. Eigentlich müsste jeder egalitär gesinnte Mensch ein begeisterter Anhänger der Globalisierung sein. Denn in den letzten Jahrzehnten vor der Corona-Pandemie ist es gelungen, die weltweite Armut deutlich zu reduzieren und die globale Einkommensverteilung unter den Menschen oder ihren Haushalten in die egalitäre Richtung zu verschieben. Das ist der Tatsache zu verdanken, dass die globale Ungleichheit unter den Menschen bisher stärker durch die internationalen Einkommensunterschiede zwischen den Ländern als durch die Unterschiede innerhalb der Volkswirtschaften bestimmt wird. Für die Legitimität oder Akzeptanz unse-

rer Wirtschaftsordnung im Westen spielt der Trend zur global gleichmässigeren Einkommensverteilung keine, die vielerorts zunehmende Ungleichheit innerhalb von Staaten eine umso grössere Rolle. In den meisten westlichen Gesellschaften haben sich die realen Einkommen der Masse der Bevölkerung kaum verändert. Der Abbau von Industriearbeitsplätzen, vor allem amerikanische Männer betreffend, brachte Verunsicherung, zeitweilige Arbeitslosigkeit und finanziellen Abstieg. Deutliche Verbesserungen gab es bei Hochqualifizierten und Besitzern grosser Vermögen. Ob die Entlohnung für wenig qualifizierte Arbeitskräfte primär technologischem Wandel oder primär der Einbindung Chinas in die Weltwirtschaft beziehungsweise der Globalisierung zuzuschreiben ist, ist schon lange umstritten. Lange Zeit neigte die Mehrheit der Experten zum Primat des technologischen Wandels.

Aber die Globalisierungskritik, die unter Laien immer schon populär war, breitet sich zunehmend auch unter Fachleuten aus. Für die Legitimitätsfrage unseres Wirtschaftssystems oder auch für die Stimmung gegenüber China kommt es ohnehin mehr auf die Masse der Laien als auf die kleine Zahl der Fachleute an. In den Linksparteien waren Kapitalismus, Freihandel und Globalisierung sowieso nie beliebt, aber

inzwischen reicht die Globalisierungskritik bis tief in konservative Parteien hinein, weshalb ein nordatlantisches Freihandelsabkommen zwar mal verhandelt, aber nie auch nur in die Nähe eines erfolgreichen Abschlusses kam.

In Anbetracht der Tatsache, dass die Globalisierung in der Vergangenheit zu einem globalen Wachstumsschub, zur Verringerung der Massenarmut in der Welt, sogar etwas zur globalen Einkommensegalisierung beigetragen und zusätz-

*Dann würde der Frieden der Weltmächte wie im Kalten Krieg nur auf Abschreckung beruhen.*

lich noch einen befriedenden Effekt gehabt hat, stellt sich die Frage, was getan werden sollte, um möglichst viel von der Globalisierung zu retten. Welche Massnahmen sollte man unterlassen, weil sie die Globalisierung gefährden, welche sollte man treffen, weil sie die Globalisierung oder eine offene Weltwirtschaft legitimieren?

Um die Globalisierungskritik unter Konservativen abzuschwächen, sollte man den globalen Handel deutlich von globalen Migrationsströmen trennen. Globaler Freihandel ist auch bei restriktiver Zuwanderungspolitik in reichen Ländern gegenüber Migranten aus armen Län-

dern möglich. Um der Armut in Entwicklungsländern zu entkommen, kann man die Produktion von Exportwaren für westliche Märkte und die Flucht in den Westen als Substitute auffassen. Während die für den Handel mit Waren und teilweise Dienstleistungen offene Weltwirtschaft in den letzten Jahrzehnten weit über eine Milliarde Menschen – viele davon in Asien – aus bitterster Armut befreit hat, hat die Zuwanderung von Migranten in den Westen noch nicht einmal für 50 Millionen einen ähnlichen Effekt gehabt. Daraus muss man schliessen, dass gerade unter humanitären Gesichtspunkten der Freihandel weit wichtiger ist als offene Grenzen im Westen.

#### Die Armen profitieren

Um die Globalisierungskritik unter Linken in reichen Ländern abzuschwächen, sollte man darauf hinweisen, dass gerade die ärmeren Schichten von preiswerten Importwaren aus China und anderen meist asiatischen Ländern profitieren. Die Reichen können leicht «made in China» etwa durch «made in Germany» ersetzen, die Armen können sich das nicht leisten. Die ärmeren Teile der Bevölkerung reicher Länder können als Werk tätige unter Wettbewerbsdruck geraten, aber als Konsumenten sind sie immer Globalisierungsgewinner, auch wenn sie es nicht wissen. Dass wirtschaftliche Freiheit und Wett-

# WELTWOCHEN daily



Neu auch  
als App  
Jetzt «weltwoche daily»  
downloaden im  
App Store oder  
auf Google Play

## Das Wichtigste für den Tag Unabhängig, kritisch, gut gelaunt

Jetzt kostenlos testen auf [www.weltwoche-daily.ch](http://www.weltwoche-daily.ch).



Apple logo® und Apple® sind Marken von Apple Inc.



Google Play ist eine Marke von Google LLC.

**DIE**  **WELTWOCHEN**



bewerb Produzenten in den Dienst am Kunden zwingen, gilt natürlich nicht nur international, sondern auch innerhalb von Volkswirtschaften. Das wusste Adam Smith zwar schon Ende des 18. Jahrhunderts, aber breitenwirksam durchgesickert ist diese Einsicht immer noch nicht.

Vor allem in den USA, aber das könnte auf Europa überschwappen, geht Globalisierungskritik sowohl unter Sicherheitspolitikern als auch unter Menschenrechtlern zunehmend in Chinakritik über. Zur Sicherheitspolitik ist anzumerken, dass dominante Mächte immer wieder abgelöst wurden, dass ein blühendes China mit mehr als der vierfachen Bevölkerung der USA sich auf Dauer kaum zu den USA so verhalten wird wie etwa das annähernd viermal so kleine Deutschland. Wenn die USA ihre globale Dominanz verteidigen wollen, dann ist ein neuer kalter Krieg unvermeidbar.

Dann muss man auch die Frage stellen, wie viele kalte Kriege die Menschheit im Nuklearzeitalter überleben kann. Auf friedlichem Wege können nur die Chinesen selbst ihren Aufstieg zur Weltmacht aufhalten. Dass auch Chinesen neben Höchstleistungen zu extremen wirtschaftspolitischen Fehlern fähig sind, haben sie unter Mao mit dem «Grossen Sprung nach vorne» und annähernd vierzig Millionen Hungertoten schon bewiesen. Ein kleinerer, aber künftige Probleme heraufbeschwörender Fehler war die allzu lange durchgehaltene Einkindpolitik.

Eine engere Kooperation zwischen den USA und der EU, etwa durch die Ergänzung der Nato durch eine nordatlantische Freihandelszone, könnte es dem geeinten Westen erlauben, sich langsam an die zunehmende Macht Chinas zu gewöhnen, und sollte deshalb angestrebt werden, aber ohne damit die Illusion einer dauerhaften westlichen Dominanz zu verbinden.

Was die menschenrechtliche Kritik an China angeht, kann man das Entsetzen über die Behandlung der Uiguren in Sinkiang oder der Demokraten in Hongkong teilen und dennoch darauf hinweisen, dass selbst ein geeinter Westen über keine friedlichen Mittel verfügt, daran etwas zu ändern. Mit Wirtschaftssanktionen kann man zwar den Freihandel beeinträchtigen und dessen friedensfördernde Wirkung abschalten, vielleicht auch ein Wettrüsten befeuern, aber aufstrebende Weltmächte sind damit noch nie zur Korrektur ihrer Politik veranlasst worden. Was China angeht, darf der Westen sich nicht moralisierend auf das hohe Ross setzen. Die erste Begegnung zwischen dem modernen Westen und China fand schliesslich im 19. Jahrhundert in den Opiumkriegen statt, als die damals vorherrschende westliche Macht, Grossbritannien, für das Recht auf freien Drogenhandel in China kämpfte und siegte. Die Chinesen haben das und andere Demütigungen nicht vergessen.

Erich Weede ist em. Professor für Soziologie an der Universität Bonn.

# Chancen überall

Wie eine Luxemburger Bank aus der Schweiz mit einem chinesischen Investor Europa erobern will.

Florian Schwab



In der Offensive: Unternehmer und Firmengründer Liu Chuanzhi.

Bis vor kurzem war die Banque Internationale à Luxembourg (BIL) in Zürich eine typische Auslandbank. Wie viele andere internationale Finanzinstitute war sie in den goldenen Zeiten der grenzüberschreitenden Vermögensverwaltung für wohlhabende Privatpersonen «made in Switzerland» nach Zürich gekommen.

Doch seitdem die steuerlichen Vorteile mit dem automatischen Informationsaustausch wegereguliert wurden, kam das Geschäftsmodell der Auslandbanken unter Druck. In den letzten zehn Jahren schrieb auch die Schweizer Niederlassung der BIL vor allem Verluste.

Dann kamen die Chinesen. Im September 2007 kaufte Legend Holdings, eine private, börsennotierte Investment-Gesellschaft, 90 Prozent der BIL-Aktien von Precision Capital, einem Finanzvehikel des Königshauses von Katar. Die Katarer lösten 1,8 Milliarden US-Dollar. Die übrigen 10 Prozent des Aktienkapitals sind bis heute beim luxemburgischen Staat verblieben.

Die Geschichte der neuen Mehrheits-eigentümerin der BIL, Legend Holdings, ist eng mit den Namen Lenovo und Liu Chuanzhi verknüpft. 1984 gründete der chinesische Computerwissenschaftler Liu Chuanzhi, heute 76-jährig, das IT-Unternehmen Legend. Anlässlich der Übernahme der Computersparte von IBM durch Legend im Jahr 2005 wurde das Stammgeschäft unter dem Namen Lenovo weltweit bekannt. Legend fungierte ab da als Holding-Gesellschaft und baute weite-

re Finanzbeteiligungen auf. Im Jahr 2015 ging das Unternehmen in Hongkong an die Börse.

Mit dem Kauf der luxemburgisch-schweizerischen BIL erwarb sich Legend Holdings ein Eintrittsticket für den europäischen Finanzmarkt, den sie näher an den chinesischen heranführen will – und umgekehrt. Im vergangenen Oktober bezeichnete der CEO von BIL Schweiz, Hans-Peter Borgh, die Konstruktion Zürich-Luxemburg als «Zweifach-Hub» (*Weltwoche* Nr. 44/20, «Drache mit drei Flügeln»).

## «Wir sind auf Kurs»

In einem mehrjährigen Investitionsprogramm stärkt Legend Holdings das Schweizer Geschäft der BIL mit 80 Millionen Franken. Der Kern der Strategie besteht darin, die BIL zum Finanz-Hub zwischen China und Europa auszubauen – dies vor allem mit Dienstleistungen für Unternehmer und deren Familien aus beiden Gegenden.

Die Schweizer Bank ist vor allem für die Akquise und Beratung von Kunden aus wichtigen Segmenten zuständig: chinesische Unternehmer, die ihr Vermögen in der Schweiz verwalten möchten, oder europäische und Schweizer Unternehmer, die mit dem neuen China-Fokus der BIL ihre Tätigkeiten in China begleiten und ausbauen wollen. Mittelfristig möchte BIL Schweiz die Kundengelder von 5 auf 10 Milliarden Franken verdoppeln. Luxemburg fungiert derweil sozusagen als Maschinenraum, in dem Lösungen für die Vermögensstrukturierung, das Auflegen neuer Fonds und übrige Produkte des Wealth Management kreiert werden.

Gegenüber der *Weltwoche* hatte BIL-Schweiz-CEO Borgh letzten Herbst angekündigt, dass die Bank bis Ende 2020 zehn neue Kundenberater anstellen werde. «Mit unserer Offensive sind wir auf Kurs», bestätigt das Haus vier Monate später. Das Jahr 2020 sei «recht gut» verlaufen, und auch im nächsten Jahr solle es «weiter vorwärts- und aufwärtsgehen». Die chinesische Legend Holding, so sieht es momentan aus, haucht dem totgeglaubten Segment der Auslandbanken in der Schweiz neues Leben ein.

# LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Für Kommissar  
Maigret gibt es keine  
Schuldigen, nur Opfer.  
*Kurt Steinmann, Seite 60*



*Wie ein Mahnmal.*

**Tizian, Raub der Europa, um 1560** — Wie Schnee auf die Erde hat sich eine Schicht der Dunkelheit auf die Welt gelegt, von der keiner sagen kann, wann genau sie wegschmelzen wird. Selbst da, wo stets Licht ist, schleicht sich ein klebriger Schatten in das Dasein, und in Europa, wo das Licht dieser Wintertage ein kostbares Gut ist, breitet sich Finsternis aus.

Europa, auf dessen Geistesstützen eine halbe Welt gelernt hat, geistig aufrecht zu gehen, wird gerade zu einem Organismus der versagenden Organe verkommen. Es ist, als ob Hippokrates zu seinem eigenen Patienten geworden wäre und Europa, diese Plazenta des Zivilisatorischen, sich

selbst all seiner Vitalität beraubt hätte und jetzt, erschöpft und für neues Leben unerreichbar geworden, auf einem gepolsterten Bett hinwegdösen und sich selbst entschwinden würde.

Die Geburt dieser heutigen Tragödie des einst fruchtbaren Kontinents lag schon in seinem Namen. Entweder «Erebos», dieser Gott der Finsternis im Abendland. Oder «Europa», die schöne phönizische Königstochter, die von Zeus in Form eines Stiers unschön entführt und missbraucht wurde. Europas Mutter, mit all der Verzweiflung eines beraubten Menschen, verhängt eine Strafe über Zeus; die Verweigerung der Liebe Europas und das Sterben der Natur.

Der Fluch Telephassas scheint uns dieser Tage heimzusuchen. Die Götter haben sich abgewandt von Europa und den neuen und ungeschickten Herrschern, und seine einst elysischen Felder werden immer mehr zu unfruchtbaren Böden, auf denen wir durch unsere Leben laufen müssen.

Der grosse Tizian (1488–1576), eine Sonne im Universum der Renaissance und ein Zentralgestirn im einst blühenden Kosmos Venedigs, malte diesen Raub, den nicht mal Engel verhindern konnten. Das Bild ist wie ein Mahnmal; dass es Zeit ist, Europa hinzuführen in eine Epoche der modernen Renaissance. *Michael Bahnerth*



# Der nackte, blasse Mensch

Sein Kommissar Maigret machte ihn weltberühmt.  
Georges Simenon hat mit ihm einen Detektiv der Seele erfunden.

Kurt Steinmann

Georges Simenon: Die Glocken von Bicêtre.  
Kampa. 304 S., Fr. 31.90

Der Nobelpreis wurde Georges Simenon (1903–1989) – unverständlichlicherweise – nicht zuerkannt. Das hat ihn nicht gestört. All diese Eitelkeiten, dieses Haschen nach Anerkennung und Ruhm, hatte er schon früh hinter sich gelassen. Er freute sich am Sonnenaufgang, an den Blumen und Düften des Frühlings, am Rascheln des Herbstlaubs. Seit den frühen siebziger Jahren hatte er seine literarische Arbeit eingestellt. Da es für ihn zu ermüdend geworden war, sich in andere Personen hineinzusetzen, hatte er aufgehört, Romane zu gestalten zu schaffen.

Anstatt den Menschen zu erforschen, vertiefte er sich jetzt zum selben Zweck in sich selbst. Simenon begann mit Tonband-Diktaten. Er sprach über seine Vergangenheit, seine familiären Beziehungen, die oft chaotisch waren, er sezierte seine eigene Existenz; daraus wurden seine «Mémoires intimes» (1981). Ein einschneidendes Jahr war 1978: Marie-Jo, seine Tochter, die ihn abgöttisch geliebt hatte, schied durch Suizid aus dem Leben. Von da an war Simenon ein anderer.

## Ungeheure Produktivität

Simenon ist der Schöpfer des Kommissars Maigret. (Die Non-Maigrets aber waren ihm viel wichtiger, die Maigret-Romane hat er nach eigenem Bekunden – ein Understatement – «pour me reposer» geschrieben.) Maigret: ein rundlicher, friedlicher Mann, der sich mehr auf seinen Instinkt als auf die Intelligenz, auf Fingerabdrücke oder sonstige Techniken polizeilicher Ermittlungen verlässt. Nicht die rationale Lösung eines Falles steht im Zentrum wie etwa bei Poe oder Doyle, sondern die menschliche Wahrheit hinter all diesen Tragödien mit Tätern und Opfern.

Simenon sagte: «Ich habe versucht, Personen zu schaffen, und habe, indem ich sie schuf, ein wenig mehr vom Menschen verstehen wollen. All meine Romane – ja mein ganzes Leben –

waren dieser Suche nach dem nackten, blossen Menschen gewidmet.» Diese Suche nach dem Menschen war natürlich auch die Suche nach sich selbst. Im bewegenden «Brief an meine Mutter» (1974) bekennt er, der Kleinbürgersohn, dass «die Welt der kleinen Leute» auch seine Welt sei, denn sie sei «die Welt der Wahrheit».

In einem Brief an André Gide spinnt er den Gedanken fort: «Ich nehme mir eben gerade sehr mittelmässige Menschen vor, weil diese für mich den Menschen besser repräsentieren als ein Eliteakademiker, ein General, ein Diktator, ein Wissenschaftler oder irgendein Genie.» Simenon wollte nie etwas Besonderes sein, vor allem kein Intellektueller – sein Trachten ging dahin, eher zu empfinden als zu denken –, mochte die Welt auch über seine ungeheure Produktivität staunen: 220 Romane, über 1000 Erzählungen und Kurzgeschichten hat er geschrieben, fünf autobiografische Werke und 200 Groschenromane.

Wenn er schrieb, befand er sich im Zustand der Ekstase, das heisst, er war ausser sich, ganz bei seinen Figuren. Er nannte diesen Zustand der völligen Selbstentäusserung «im Stand der Gnade sein». Mit der Zeit gelang es ihm, bis zu fünfzehn Tage in diesem Zustand zuzubringen, später schaffte er es noch zwölf, dann

zehn, neun, zum Schluss noch sieben Tage; und wenn er seine Romane in sieben Tagen geschrieben hat, so deswegen, weil er nicht länger durchhalten konnte. Er verfasste ein Kapitel von zwanzig Seiten in etwa zwei Stunden und wog hinterher 800 Gramm weniger.

Simenon: «Der Roman ist nicht bloss eine Kunst und noch weniger ein Beruf. Er ist vor allem eine Leidenschaft.» Passionen haben ihn immer erfüllt, auch sexuelle Passionen. Drei offizielle Frauen hat Simenon gehabt und 10 000 Geliebte, wie er einmal, eher scherzhaft, im Kontext eines Gesprächs über Casanova zu Fellini sagte. Simenon war Agnostiker und Anarchist, und seine tiefe Überzeugung war, dass jede Revolution bei der herrschenden Moral anfangen müsse.

## Einfacher Stil

Es könne keinen Fortschritt geben, wenn man nicht die Lebensregeln ändere: «Zum Beispiel gibt es eine überalterte Institution, die ich mit allen Mitteln immer bekämpfen werde: die Ehe.» Die eheliche Treue sei ein Mythos. Biologisch gesehen ändere sich jedes menschliche Wesen im Lauf der Jahre, bis in die intimsten Fasern. «Wie können also zwanzigjährige Menschen schwören, dass sie sich bis in den Tod treu sein werden?» Neugier für alles hat ihn umgetrieben, alles wollte er erforschen, erkunden, auskundschaften, erfahren, auch auf vielen und weiten Reisen. Später hat er das Reisen aufgegeben, denn heute sähen alle Städte aus wie alle andern Städte – überall sei das Gleiche.

Simenons Stil ist lapidar-lakonisch. Man hat vom Prinzip des «literarischen Minimalismus» gesprochen. Kaum mehr als 2000 Wörter verwendet er pro Roman. Das sei hinreichend, sagte er. Das Kleinbürgertum verfüge durchschnittlich über 1500 Vokabeln. Je mehr Wörter man in einem Roman verwende, desto weniger Aussicht habe man, verstanden oder doch richtig verstanden zu werden. Abstrakta suche er zu vermeiden und möglichst mit konkreten Begriffen zu arbeiten. Überflüssige Adjektive und Adverbien seien ihm ein Gräuel.

In einem Brief würdigt Fellini 1976 diese Simplizität des Stils: «Ich denke voll Be-





*Meister des Atmosphärischen:* Autor Georges Simenon (l.) mit Jean Gabin als Maigret, 1957.

wunderung an die unglaubliche Einfachheit des Ausdrucks, die Sie, lieber Simenon, in Ihren Büchern mit einer Sprache erreicht haben, die in die Sprache jedes Landes übersetzt werden kann, ohne ihren stilistischen Reiz zu verlieren.» Zweifellos auch deswegen sind seine Bücher in weit über hundert Sprachen übersetzt worden und haben eine Gesamtauflage von über 500 Millionen erreicht.

Simenon schrieb einfach, aber nicht simpel. Jeder und jede vermag ihn zu verstehen. Darum ist er ein urdemokratischer, urmenschlicher Autor. Wie Chaplin, sein Freund, in jedem Winkel der Erde verstanden und geliebt wird, liest und versteht die ganze Welt Simenon, hochbegabte Künstler und Intellektuelle ebenso wie der einfache, ungeschulte Mensch. Chaplin, Churchill, Fellini, Mao, Picasso, Gide: Alle haben sie seine Werke bewundert. Weil er auf der Spur des Rätsels Mensch war. Nein, enthüllt

hat er es nicht – das übersteigt das Vermögen des Menschen –, aber er hat uns vielleicht den Spalt in den Raum der Menschenseele ein klein wenig geöffnet, wie die russischen Autoren des vorletzten Jahrhunderts, die er als seine Lehrmeister bezeichnet: Gogol (für ihn der grösste Autor des 19. Jahrhunderts), Tschechow, Puschkin, Dostojewski, Gorki.

#### **Keine Schuldigen, nur Opfer**

Für Maigret/Simenon gibt es keine Schuldigen, nur Opfer: «Der Mensch ist derart schlecht für das Leben ausgerüstet, dass man aus ihm fast einen Übermenschen macht, wenn man in ihm einen Schuldigen sieht.» Das Verbrechen, so wie Simenon es sieht, fordert nicht in erster Linie Sühne, nicht einmal Gerechtigkeit, und erst recht nicht Vergeltung, sondern vor allem Vertiefung des Bewusstseins. Die Milieu-Theorie des französischen Naturalismus hat ihn geprägt,

nach der die Lebensumstände den Menschen determinieren.

In einem Gespräch sagte Simenon, er wäre vielleicht zum Bombenleger und Mörder geworden, nicht bloss zum theoretischen Anarchisten, der er sei, wäre er in einer Sozialwohnung am Rand von Paris geboren worden. Sein ganzes Werk ist von einem tiefen Verständnis für die Mentalität des Verbrechers geprägt: Letztlich sind wir alle kleine, arm-

*Simenon wollte nie etwas Besonderes sein, vor allem kein Intellektueller.*

selige, schwache, feige Kreaturen, mit Leidenschaften und Sehnsüchten. Zwischen Geburt und Tod streben wir danach, ein bisschen Glück zu erhaschen, strampeln uns ab und scheitern dabei meistens. Das sei die Wahrheit über den Menschen.

Fellini hat bekannt: «Simenon ist auch eine Sucht, der man immer mehr und mit wachsendem Genuss verfällt.» Und recht hat Fellini auch, wenn er von sich sagt, dass er sich nach einem Jahr nicht mehr an die Handlung erinnere, obwohl alle Geschichten mit logischer Strenge und Klarheit aufgebaut seien. Was zurückbleibe, sei bloss ein Eindruck, die Landschaften, die Atmosphäre, die Farben, die Gerüche, eine wohlige Wärme, ein Stück warmer Menschlichkeit. Ja, Simenon ist tatsächlich ein grosser Meister des Atmosphärischen.

Ein berühmtes Diktum André Gides lautet: «Es kommt vor, dass Leute zu mir kommen und mich fragen: Aber was soll ich denn eigentlich von Simenon lesen? Und ich sage: alles.»

Ich würde sagen: Nicht alles. Es gibt auch einiges, das misslungen ist. Mein liebster Simenon-Roman ist «Die Glocken von Bicêtre» (1963), ein Non-Maigret, die Darstellung der Krise einer schmerzhaften neuen Menschwerdung eines durch einen Schlaganfall auf sich selbst zurückgeworfenen Pariser Zeitungskönigs. Simenon zu diesem Buch: «Wenn man mich nach einem einzigen meiner Bücher beurteilen will, so wünsche ich mir, nach diesem Buch beurteilt zu werden.» Gleich danach empfehle ich den Roman «Die Fantome des Hutmakers» (1949), der 1981 von Claude Chabrol mit Michel Serrault und Charles Aznavour in den Hauptrollen meisterhaft verfilmt wurde. Und unbedingt lesenswert ist sein grosses autobiografisches Werk «Intime Memoiren» (1981).

Bis 2017 erschienen die Übersetzungen von Simenons Werken ins Deutsche im Zürcher Diogenes-Verlag mit einer Gesamtauflage von zirka sechs Millionen. Seit 2018 sind die Rechte beim Zürcher Kampa-Verlag, der eine neue deutschsprachige Gesamtauflage plant und regelmässig Neuübersetzungen veröffentlicht.



# Optimistisch in den Tod

Marc Neumann

Michael J. Fox: No Time Like the Future –  
An Optimist Considers Mortality.  
Headline. 256 S., Fr. 38.90

«Für mich bedeutete Bewegung immer Freiheit», schreibt Michael J. Fox in seinem jüngsten Buch. Bekanntlich wurde 1991 beim damals 29-jährigen Schauspieler die Parkinson-Krankheit diagnostiziert. Seither schränkt das Nervenleiden die Bewegungsfreiheit des aus den «Back to the Future»-Filmen der 1980er Jahre bekannten Filmstars zunehmend ein. In der Gefangenheit von unkontrollierbarer Körperwillkür und Spasmen lauert Lähmung und der vegetative Stillstand. Wenn ein degenerativ Kranker in die Zukunft blickt, sieht er unweigerlich sein Ende – selbst ein Optimist wie Fox.

In Fox' Buch hat der Tod nur wenige Auftritte. Abgesehen von Ahnungen und Andeutungen, dem Omen einer vielleicht lebensgefährlich verletzten Meerschildkröte, die Fox beim Schnorcheln auf den Jungferninseln trifft, bleibt er im Hintergrund. Dennoch wurde der Tod Michael J. Fox in seinem *annus horribilis* 2018 als unausweichlicher Begleiter bewusst: Noch in der Rekonvaleszenz nach überstandener Operation eines Tumors auf der Wirbelsäule ver-

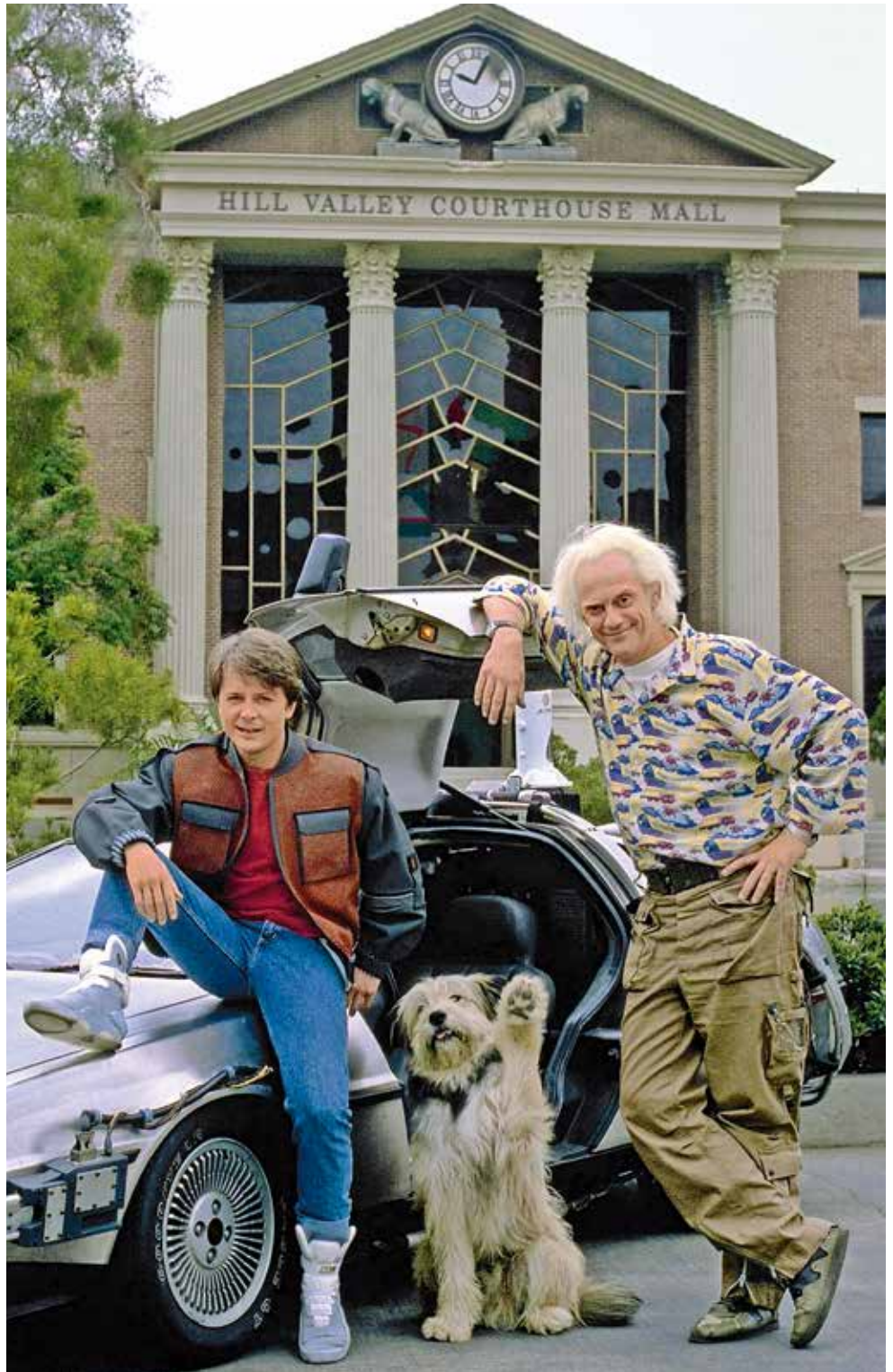
*Strahlemann Fox führte  
den Karren jeweils sicher seinem  
obligaten Happy End entgegen.*

passte ihm ein Parkinson-bedingter Sturz mit komplizierter Mehrfachfraktur des Arms einen herben Rückschlag. Zweimal vom Tod gestreift, machten es endlose Physiotherapien, Müdigkeit und Zweifel dem geborenen Optimisten schwer, wieder auf die Beine zu kommen.

## Krankheit als Metapher

Fox biss sich durch, kam zurück – aber etwas blieb: Heute reflektiert er sein Leben durch den «Filter der Sterblichkeit», sagte Fox unlängst im Interview mit dem *Wall Street Journal*. Angesichts der Einzigartigkeit und Flüchtigkeit des Moments und der Unsicherheit darüber, was als Nächstes komme, verspürt er Dankbarkeit. Fox vollzieht eine existenzialistische Kehre, macht das Beste aus Heideggers Interpretation des menschlichen Daseins vor dem Horizont seiner Endlichkeit. Aber die Sterblichkeit bleibt.

Für eine durch und durch optimistische Figur wie Michael J. Fox ist das ausserordentlich. Denn Fox ist, beziehungsweise war, die US-amerikanische Frohnatur schlechthin. In Sitcoms wie



*Ewig junge Inkarnation des American Dreams:*

Michael J. Fox als Marty McFly und Christopher Lloyd in «Back to the Future», 1985.

«Familienbande» («Family Ties», 1982–1989) und «Chaos City» («Spin City», 1996–2000), in Teenie-Komödien wie «Teen Wolf» (1985) und «Das Geheimnis meines Erfolgs» («The Secret of My Success», 1987) verkörperte der ewig burschikose, freche Jungstar die typisch US-amerikanische Eigenschaft des unverwüstlichen Glaubens ans Positive.

Seine bekannteste Rolle als Marty McFly in der «Back to the Future»-Trilogie etablierte den gebürtigen Kanadier für immer als über-

schäumende, prickelnde, ewig junge Inkarnation des American Dreams. Gewiss gab es in diesen Filmen schräge Untertöne: libysche Terroristen etwa, die den Doc erschossen und McFly auf Zeitreise schicken, Martys dysfunktionale Familie oder der bizarre Flirt mit seiner eigenen Mutter in der Vergangenheit. Aber Strahlemann Fox führte den Karren jeweils sicher seinem obligaten Happy End entgegen: Nach der Rückkehr mit der Zeitmaschine überlebt der Doc dank kugelsicherer Weste, der frustrierte Vater



ist erfolgreicher Schriftsteller und die vordem versoffene Mutter fit und attraktiv. Michael J. Fox hatte es gerichtet: Ende gut, alles gut – Balsam für die amerikanische Seele.

Selbst nachdem Fox 1998 seine Parkinson-Erkrankung und den Rückzug von grösseren Engagements als Schauspieler publikgemacht hatte, blies er nicht Trübsal. Im Gegenteil: Schon zu Beginn seines Leidenswegs hatte Fox die Parkinson-Diagnose zum Anlass genommen, die Finger von der Flasche zu lassen, als erfolgreicher Abstinenzler seine Ehe mit Tracy Pollan zu kiten und ihrem Erstgeborenen drei weitere Kinder folgen zu lassen. Im Jahr 2000 machte er aus seiner Erkrankung eine Tugend und gründete die Michael J. Fox Foundation, eine Stiftung zur Erforschung, verbesserten Behandlung und zukünftigen Heilung der Parkinson-Krankheit.

Fox scheute auf seiner wohltätigen Mission vor Kontroversen nicht zurück und nahm Partei für die Stammzellenforschung. Diese benutzt bekanntlich auch Stammzellen aus abgetriebenen Embryonen – in konservativen Kreisen der USA ein rotes Tuch. Sein sanftmütiger, wenn auch beharrlicher Optimismus wendete auch dieses Thema ins Positive. Gemäss eigenen Angaben hat die Stiftung bislang insgesamt eine Milliarde Dollar gesammelt, rund zwei Drittel davon sind bereits in Forschungsprojekte und klinische Versuche geflossen. Michael J. Fox: Wohltäter, Familienmensch und unverbesserlicher Optimist. So schien es jedenfalls – bis der 59-Jährige, wie er in seinem jüngsten Buch erzählt, vom Schicksal auf die Prüfung gestellt und mit der Aussicht auf den Tod konfrontiert wird.

Zwei Umstände verleihen Fox' Meditation über die Sterblichkeit besonders aktuelle Resonanz und Relevanz: die andauernde Pandemie und die tiefe politische und kulturelle Gespaltenheit der USA. Im Licht von Fox' persönlicher Erfahrung mit Parkinson beschleicht den Leser die Angst, Covid-19 und die Polarisierung könnten ebenfalls unheilbare, degenerative Krankheiten sein. Wie der anscheinend ewig jugendliche, fröhliche und humorvolle Filmstar dem Unausweichlichen ins Antlitz schaut, fragt sich auch die US-Öffentlichkeit bange, ob mit Covid-19 und sozialer Unrast von «Black Lives Matter» bis zum Sturm aufs Kapitol der Traum vom amerikanischen Experiment geplatzt sei. Michael J. Fox ist die Verkörperung dieser Ängste, seine Parkinson-Krankheit ihre Metapher.

### Leben im Moment

Am Ende von «No Time Like the Future» findet Fox zu einem Optimismus zwischen Zen und Stoa zurück: «Was als Letztes verschwindet, ist die Zukunft», sagte er im Interview mit dem Radiosender NPR. Auch wenn die Kraft schwinde, seine Zukunft zu fassen, sei er dankbar für das Leben im Moment. Gelassen vergleicht er den Tod und das Leben danach mit Cracker

Jack, dem süssen Snack der Nation aus karamellisiertem Popcorn und Erdnüssen, in dessen leerer Box ein Spielzeug wartet: Falls er nach einer Schachtel Cracker Jack eine Überraschung finde, sei er glücklich. Ist der Karton leer, sei er zumindest in den Genuss einer Schachtel Cracker Jack gekommen. Ein letzter Trost von Amerikas grösstem Optimisten.

## Werdet nicht wie die Kinder!

Daniel Weber

Alexander Kissler: Die infantile Gesellschaft – Wege aus der selbstverschuldeten Unreife. Harper Collins. 256 S., Fr. 37.90

Der Journalist Alexander Kissler hat eine Nase für gute Themen zur richtigen Zeit. In seinem letzten Buch knöpfte er sich die Phrasendrescher vor allem in der Politik vor («Widerworte – Warum mit Phrasen Schluss sein muss», 2019). Manche der Beispiele sind leider lebendig wie eh und je: «Jeder verdient Respekt», «Unser Reichtum ist die Armut der Anderen», «Das ist alternativlos». Nun geht Kissler einer Entwicklung auf den Grund, für die ihm die letzten Jahre eine Fülle von Anschauungsmaterial liefern: der Infantilisierung der Gesellschaft.

In der Figur des Peter Pan, der nicht fähig oder willens ist, erwachsen zu werden, erkennt der Autor die heimliche Ikone unserer Gesellschaft, die sich nicht von der Pubertät verabschieden will. Das zeigt sich in der Alltagskultur – Erwachsene fahren E-Trottinett, Greise tragen dieselben Sneakers wie



ihre Enkel, Emojis ersetzen die Worte –, ebenso aber, und mit bedenklicheren Folgen, in der Politik. Ein Paradebeispiel ist für Kissler die Reaktion der Erwachsenen auf die Unbedingtheit der klimabewegten Jugend, der sie «keine reife Widerrede entgegensetzen, sondern Ergriffenheit». Und wenn auch Politik und Medien in Umweltpanik verfallen, in der «Rationalität als Kältherzigkeit denunziert wird», sind sie nicht länger der Vernunft und der Aufklärung verpflichtet.

### Zurück zur Mündigkeit

Mit analytischem Scharfblick erkennt Kissler die Zeichen der gesellschaftlichen Regression, die er mit polemischem Elan anprangert: im Bildungswesen, das die persönliche Betroffenheit über das Argument stellt; in der öffentlichen Debatte, in der die moralisierende Naturbegeisterung der Städter den Wolf zum Symbol für eine bessere Welt hochstilisiert; in der um sich greifenden kumpelhaften Duzkultur, die wirkliche Nähe nur vorgaukelt und Grenzen verwischt. Dafür, dass die deutsche Regierung

*Erwachsene fahren E-Trottinett,  
Greise tragen Sneakers,  
Emojis ersetzen Worte.*

Gesetze «Gute-Kita-Gesetz» oder «Starke-Familien-Gesetz» nennt, sieht der Autor vor allem einen Grund: Die infantile Sprache soll «gegen Kritik immunisieren».

Woher rührt diese Infantilisierung, die einhergeht mit der Idealisierung kindlicher Unschuld? Kissler verfolgt sie zurück zu Jean-Jacques Rousseau, der mit seinem «Emile oder Über die Erziehung» ein neues Bild der Kindheit prägte. Aber er liest den Philosophen genauer als die heutigen «Vulgärrousseauisten» und hält ihm zugute, dass er an den Grenzen zwischen den Generationen festhielt. «Er lehnte kindische Erwachsene ebenso ab wie frühreife Kinder.»

Aber wie wird man erwachsen? Indem man das Denken gegen das Gefühl mobilisiert, indem man «Zweifel anmeldet, Fragen stellt, Skepsis walten lässt, gegenüber anderen und gegenüber sich». Gerade in Corona-Zeiten stellt Kissler eine infantile Sorglosigkeit fest, die nichts zu tun hat mit der vielbeschworenen Eigenverantwortung. Und gleichzeitig beobachtet er eine gefährliche Bevormundung der Bürger durch «forciert paternalistisch» sich gebärdende Regierungen. Zustimmend zitiert Kissler die Aufforderung des englischen Schriftstellers Ian McEwan zur «Politik von Erwachsenen für Erwachsene». Man wünscht sich, sein Appell möge gehört werden: dass die Menschen zu der Mündigkeit und der Souveränität finden, die sie zu Erwachsenen machen.



# Geschichte einer Widerstandskämpferin

Pia Reinacher

Anne Weber: Annette, ein Heldinnenepos.  
Matthes & Seitz. 208 S., Fr. 31.90

Interessant, aber auch zwiespältig ist der Eindruck, den das 2020 mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnete jüngste Buch von Anne Weber hinterlässt. Interessant, weil sich der Vers-Roman über eine französische Widerstandskämpferin an die Form des Epos anlehnt, mit dem seit der Antike heroische Schicksalskämpfe deklamiert wurden. Zwiespältig, weil mit dem Grundsound eine sicher nicht beabsichtigte, aber doch unterschwellige, stilisierende Distanzierung von den Abgründen der deutsch-französischen Geschichte des Zweiten Weltkriegs erzeugt wird, die an Grausamkeit kaum zu überbieten ist.

Das Buch erzählt das Leben der Widerstandskämpferin Anne Beaumanoir, die heute 97 Jahre alt ist. Die unerschrockene Frau, 1923 in der Bretagne geboren, träumte schon als Dreizehnjährige von einem sozialistischen Ideal. Mit siebzehn schloss sie sich der Résistance an und rettete, in einer Mischung aus emotionaler Intelligenz und Kaltblütigkeit, zwei jüdische Kinder vor den Nazis. Im Dienst der Résistance überlebte sie die deutsche Besatzung. Nach dem Krieg studierte sie Medizin, wurde Neurophysiologin und schlug sich im Algerienkrieg auf die Seite der Algerier. Sie arbeitete für die algerische Unabhängigkeitsbewegung FLN und wurde dafür von einem französischen Militärgericht zu zehn Jahren Haft verurteilt. Sie konn-

*«Heldinnenepos» ist den Ungeheuerlichkeiten des Zweiten Weltkriegs nicht gewachsen.*

te sich der Strafe durch Flucht in die Schweiz entziehen. Jahrelang lebte sie in Genf.

Diese Frau kämpfte also für und gegen Frankreich, für und gegen de Gaulle, sie wechselte gnadenlos die Seite, im Dienste der Freiheit und gegen die Freiheit. Sie schrieb über ihr von Widersprüchen und Desillusionierung geprägtes Leben eine Autobiografie, in der sie zum Schluss kommt, dass nichts, kein Ideal, kein Patriotismus, keine politische Ideologie, ein Blutvergiessen rechtfertige.

## Epischer Singsang

Anne Webers Roman basiert auf dieser inzwischen auch auf Deutsch erschienenen Vorlage. Ihr Ziel ist es, eine ungewöhnliche, aber auch ambivalente Frau ins Zentrum zu rücken, ohne der Heroisierung zu erliegen. Gleichzeitig



Gut gemeint: Schriftstellerin Weber.

wollte sie das dunkle Kapitel der deutschen Besetzung Frankreichs erzählen, notwendigerweise aus der Sicht der Franzosen. Das ist ein riskantes, im Grunde viel zu breit angelegtes Unternehmen. Man kann das auf dem Hintergrund ihrer Biografie verstehen. Die in Offenbach geborene deutsche Schriftstellerin lebt seit ihrem 19. Altersjahr in Frankreich.

Einerseits wollte sie das Leben ihrer Akteurin nicht mit eigenen Fantasien ausstaffieren. Andererseits ebnet sie durch den epischen Singsang, aber auch durch die Fokussierung auf Einzelepisoden die Dimensionen der historischen Verwerfungen ein und überdeckt, ungewollt, die mit nichts zu erklärende Gewalt, welche die französische Bevölkerung durch die deutsche Besetzung erleiden musste: durch die Deportation und Erschiessung von 76 000 Juden; durch die Verschleppung und Ermordung verdächtiger Franzosen aus Rache an den Aktionen der Résistance; durch die Geiselnahmen und Erschiessungen von Zivilisten in den besetzten Zonen nach den Vorgaben des deutschen «Sühnebefehls».

«Heldinnenepos» will zwar die historische Kulisse beleuchten, ist solchen Ungeheuerlichkeiten dann aber von seiner Erzählanlage her nicht gewachsen. Ein Beispiel: Oradour-sur-Glane. Als Vergeltung für den wachsenden französischen Widerstand wurden 1944 nach der Landung der Alliierten in der Normandie die Dorfbewohner auf dem Marktplatz zu-

sammengetrieben. Während die Männer, in fünf Gruppen aufgeteilt, erschossen wurden, schlossen die SS-Soldaten Frauen und Kinder in der Dorfkirche ein und setzten diese in Brand. Alle 642 Dorfbewohner starben.

## Risse im Erzählkonzept

In der entsprechenden Passage heisst es dazu im Roman, dass, während die Alliierten in die Normandie einfallen und in Oradour-sur-Glane Einheiten einer SS-Panzerdivision die Einwohner ermorden, die von der Résistance nach Südfrankreich versetzte Heldin Aprikosen pflückt. «Der Lavendel blüht, die / Kirschen schaukeln prall und dunkelrot an ihren / Zwillingszweigchen. Alles geschieht zur selben Zeit / und in derselben Welt, man kann es nie wissen, ja, / man weiss es, aber ohne es zu wissen, denn alle / ferne Wirklichkeit ist ungewiss und, wie ein Traum, / nicht zu ergreifen.»

Es gibt Ereignisse, über die man besser pietätvoll schweigt; Oradour-sur-Glane gehört dazu. Die pathetische Poetisierung der Unwägbarkeiten des Kriegs relativiert die Fakten und offenbart zugleich die Risse im Erzählkonzept eines solchen Unterfangens: im Nacherzählen von aufsehenerregenden Einzelereignissen aus dem Leben einer ungewöhnlichen Frau gleichzeitig eine historische Epoche angemessen und aus der Perspektive der Opfertation beleuchten zu wollen. Das ist zwar nicht uninteressant, aber letztlich doch nur gut gemeint.



## Wohltemperierte Dekadenz

Björn Hayer

Jürg Halter: Gemeinsame Sprache. Dörlemann. 152 S., Fr. 27.90

Das Menetekel könnte kaum krasser ausfallen: Wir richten die Umwelt zugrunde, Roboter übernehmen unsere Hirne, derweil wir unsere Leben für Instagram aufhübschen. Wo sonst nichts als die grosse Sinnleere vorherrscht, dort «sparen [wir] uns für die Zukunft auf, / um die wir uns selbst betrügen». Dunkel, anklagend und vor allem zutiefst empört zeigt sich Jürg Halter in seinen neuen Gedichten über den Zustand der spätmodernen Gesellschaft. Aus seiner Sicht charakterisiert sie vor allem eines: eine gigantische Dekadenz. Alles steht im Zeichen der Verschwendung, die sich immerhin «wohltemperiert» anfühlt.

### Echt und unverstellt

Dem kulturpessimistischen Diktum «Wir sind krank nach uns selbst» steht dabei die Sehnsucht nach dem grossen Gefühl gegenüber. Das Urmotiv der Dichtung, nämlich die Liebe, soll Heilung verschaffen. Unversehens klammert sich das Subjekt in einem Poem daher an einen «roten Ballon», der es «aus der Traurigkeit lotsen» soll.

Denn das Ich dieser Texte befindet sich stets in tiefer, romantischer Einsamkeit: «Die Nachricht, die ich mir von dir erhoffe, / beflügelt mich – bewegungslos / liege ich im Bett – ohne Zeitgefühl, / im Selbstgespräch – mit dir. // Du fehlst.» So wie das Ich sich im Abseits der Mehrheitsgesellschaft bewegt, so gleichsam in die Ferne entrückt erweist sich das Du. Letzteres stellt die Hoffnung, das Erlösungsversprechen und bis zuletzt eine Projektionsfläche für den Melancholiker dar.

Dass sich Halter in seiner politischen wie amourösen Poesie stets lakonischer Prägnanz bedient, trägt zum wahrhaftigen Ausdruck seiner berührenden Miniaturen bei. Sie streben nach der Emotionalisierung der Leserinnen

*Dem kulturpessimistischen Diktum steht die Sehnsucht nach dem grossen Gefühl gegenüber.*

und Leser. Die damit verbundene sprachliche Expressivität geht auf die literarische Sozialisation des 1980 geborenen Berner Autors zurück. Statt primär über Bücher und Verlage fand der Schriftsteller seinen Zugang zum Publikum als Rapper (Kutti MC) und über Poetry Slams. Spoken-Word-Kunst bedeutet: Flow, das Erzeugen eines Sounds und Klarheit in der Aussagekraft.

Eingängige Rhythmen und intuitiv verständliche Bilder bestimmen daher auch den Ton in «Gemeinsame Sprache». Zwar verhelfen sie zum direkten Eintauchen in den Text, täuschen aber nicht selten über eine gewisse Abgeschmacktheit hinweg. Sie reicht vom Kalenderspruch «Das Innerste gibt es nicht, / aber es macht uns aus» bis zu banalen Alltagsformeln vom «Rückenwind, / der uns fehlt» oder der Einsamkeit, die «dich im Griff» hat. Hinzu kommen ungewollte komisch anmutende Stilblüten à la «Meine Wut ist eine lackierte Hyäne, die Risse zeigt, / im Foyer einer blumig renovierten Herrschaftsvilla». Zwischen den zumeist hauptsatzartig knappen Versen findet sich eben auch so manche Überladung.

Obgleich die Miniaturen manchmal sprachlich unausgegoren sind, kann man Jürg Halters neue Gedichte dennoch mit gutem Gewissen empfehlen, zumal sie etwas auszeichnet, was nicht jeder Lyrik zu eigen ist: die Unmittelbarkeit. Die Ansprache wirkt und fördert gerade in Tagen des Lockdowns zutage, wie Poesie für uns, wenn sie Verlorenheit und Alleinsein zum Thema macht, zur Begleiterin werden kann. Das Gedicht als Anwesenheit, als Mitträger unserer inneren Schwere und Leiden – davon geben Halters Verse Kunde, sie verbinden Hingabe und Passion. Insbesondere weil die Gedichte nicht glattgebügelt und bis in jede Silbe hinein perfekt durchkomponiert sind, muten sie echt und unverstellt an. Oder anders gesagt: Diese Lyrik hat Seele.



## Die Bibel

### Weinen und Lachen

*Für alles gibt es eine Stunde, und Zeit gibt es für jedes Vorhaben unter dem Himmel: Zeit zum Gebären und Zeit zum Sterben [...], Zeit zum Weinen und Zeit zum Lachen (Prediger 3, 1ff.). – Das Predigerbuch nennt vierzehn solcher Gegensatzpaare wie Weinen und Lachen oder Klagen und Tanzen. Die Zahl 28 ist vier mal sieben und deutet Vollständigkeit an. Das erfüllte Leben ist ein Gemisch aus willkommenen und unliebsamen Angelegenheiten. Nur die Kinder soll man vor Widerlichkeiten möglichst verschonen. Stellen Erwachsene diesen Anspruch, hängen sie vermutlich einer infantilen Weltsicht nach. Und tragen sie dabei politische Verantwortung, drohen Gefahren: Weh dir, du Land, dessen König ein Knabe ist und dessen Fürsten schon am Morgen tafeln (10, 16).*

Gebären und Sterben sind die vitalsten Angelegenheiten: die Mitwirkung bei der Entstehung neuen Lebens angesichts der Vergänglichkeit. Die Zeit zum Gebären war für die Frau nicht selten die Zeit zum Sterben. Das haben wir Gott sei Dank ebenso hinter uns wie andere Zumutungen.

Manche wännen sich schon im irdischen Himmel, über den Heinrich Heine gespottet hat: «Dort amüsiert man sich ganz süperbe [...], man lebt in lauter Lust und Pläsier. [...] Die gebratenen Gänse fliegen herum und fühlen sich geschmeichelt, wenn man sie verzehrt. [...] Torten wachsen wild, und überall Bäche mit Bouillon und Champagner.»

Heine wäre erstaunt, wie nahe Europa seiner Vision gekommen ist. Leben wir im Himmel? Vielleicht ist unser Blick bloss getrübt, und wir beleuchten die Schattenseiten bengalisch, indem wir die Güter der Nachkommen abfackeln. Das wäre infantil. Klug wäre es, die Worte des Predigers zu beherzigen: *Am Tag des Glücks sei guter Dinge, und am Tag des Unglücks bedenke: Auch diesen wie jenen hat Gott gemacht, und was künftig sein wird, kann der Mensch nicht wissen (7, 14).*

Peter Ruch



# «Für wen mache ich das eigentlich?»

Abgesagte Ausstellungen, geschlossene Galerien, fehlende Sammler:

Der Shutdown zwingt die Künstler, sich grundsätzlich mit der Kunst zu befassen.

Rolf Hürzeler

**D**er belgische Kunstschafter Rinus Van de Velde gehört zu den Menschen, die mit sich selbst zufrieden sind. «Ich bin glücklich in meinem Atelier», sagt er. Er scheint sogar ein bisschen froh zu sein über die behördlich verordneten Einschränkungen: «Aber ich bin privilegiert, weil ich mich ohnehin auf mein Atelier konzentriere. Das ist meine Welt, hier fühle ich mich zu Hause, und vor allem arbeite ich hier.»

Der 37-jährige Van de Velde hätte im Februar im Kunstmuseum Luzern seine neue Ausstellung mit dem sinnigen Titel «I'd rather stay at home» zeigen sollen. Sie ist zumindest vorderhand dem Shutdown zum Opfer gefallen und auf Anfang März verschoben worden. Dazu kommen die Reiseeinschränkungen, die ihn jedoch wenig belasten: «Ich kann nicht verstehen, warum so viele Menschen in der Welt herumreisen, das ging mir schon vor der Pandemie so.»

## Parallelwelt im Atelier

Van de Veldes Zufriedenheit mag aussergewöhnlich sein, aber seine Lage zeigt exemplarisch, wie die Pandemie das Leben der gestaltenden Künstler verändert. Sie zwingt sie zu einer Existenz ohne Publikum.

Das irritiert die in Berlin lebende Künstlerin Monica Bonvicini. Sie wollte in diesem Frühjahr im Kunstmuseum Winterthur eine Ausstellung zeigen, die aber auf einen unbestimmten Zeitpunkt verschoben worden ist: «Ich stellte mir bei meiner Arbeit die Sinnfrage», konstatiert die 56-jährige Bonvicini, «für wen mache ich das eigentlich, wenn das Publikum fehlt?» Vorläufig ist viel

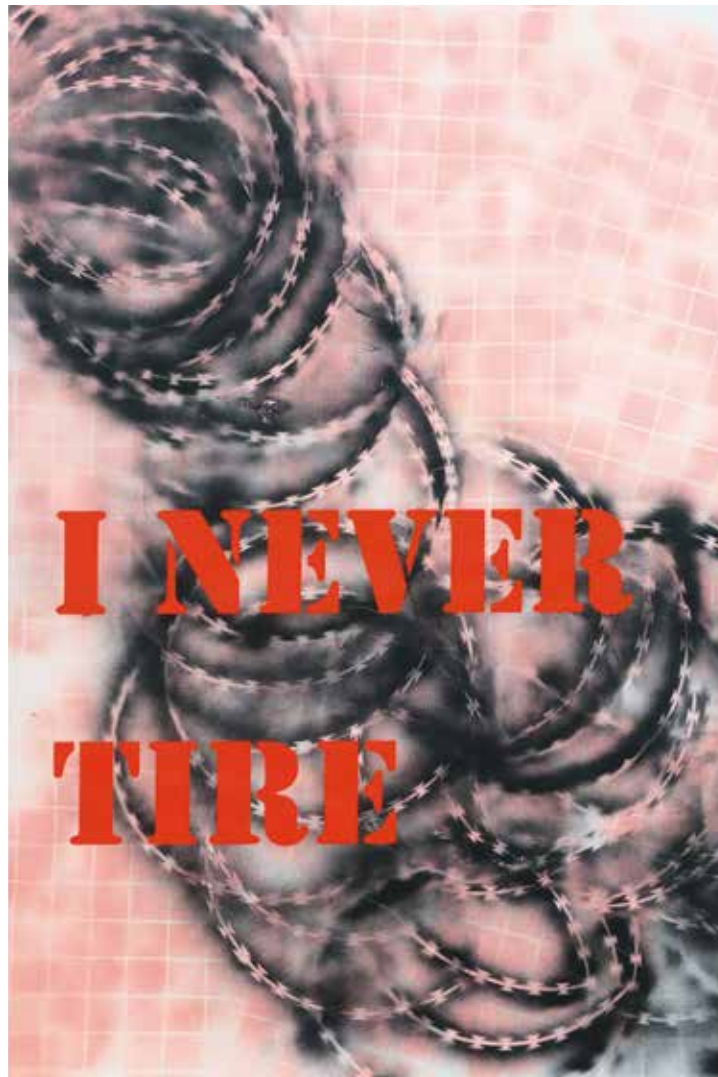
Geduld gefragt, bis ihre Ausstellung «Not for you» doch noch in die Schweiz kommt. Diese sieht eine Konfrontation von Bonvicinis Installationen mit den Arte-povera-Werken in der Sammlung des Kunstmuseums Winterthur vor. Prima vista haben ihre räumlichen Installationen mit der oft auf ein Minimum reduzierten italienischen Kunstbewegung vor einem halben Jahrhundert nichts zu tun. Und doch: «Arte povera war damals politisch bri-

sant», sagt Bonvicini, die ihre Kunst ebenfalls zeitkritisch verstanden haben will.

Van de Velde und Bonvicini sind zwei sehr unterschiedliche Kunstschafter. Van de Velde arbeitet vor allem mit dem Bleistift, entwirft in seinem Refugium grossformatige Zeichnungen, die Comics-ähnliche Geschichten aus dem Leben erzählen. Bonvicini dagegen setzt auf plakative Installationen wie «White Out», leuchtende Bretter, die die Glasfassade der Bielefelder Kunsthalle wortwörtlich in einem neuen Licht erscheinen lassen.

Die Pandemie habe den Kunstbetrieb grundlegend verändert, wie der Zürcher Galerist Peter Kilchmann sagt: «Unsere Ausstellungsräume sind geschlossen, somit können wir keine Besucher empfangen.» Kilchmann konstatiert eine Verlagerung vom internationalen zum lokalen Künstler: «Die Sammler können ja auch nicht reisen.» Die Suche nach neuen Künstlern sei ebenfalls schwierig. So bleibe wenigstens Zeit, «sich um Liegengelassenes zu kümmern wie das Aufarbeiten des Archivs».

Der Flame Van de Velde nimmt die Zeit des Shutdowns gelassen. Er bereitet sich unbeirrt und in aller Ruhe auf seine Luzerner Ausstellung vor, wie er es seit zwei Jahren tut: «Früher wäre die Vorbereitung einer so grossen Einzelausstellung auf diese Art unmöglich gewesen.» Heute lasse sich indes vieles in Gesprächen am Computer erledigen: «So schicke ich meine Entwürfe nach Luzern, um zu zeigen, wie eine Installation auszusehen hat.» Dazu gehören zwei Filmset-Installationen – inklusive Videoproduktionen.



Sinnfrage: «Never Tire» von Monica Bonvicini.





*Existenz ohne Publikum: «La Rute Natural» von Rinus Van de Velde.*

Bonvicini setzt derweil auf Improvisation: «Jeder Tag ist in dieser Zeit anders, bringt neue Überraschungen.» Ihre Ausstellung in Bielefeld, «*Lover's Material*», sei nicht einmal drei Wochen offen gewesen. Bonvicini arbeitet mit einer Reihe von Betrieben zusammen, die ihre Ideen materiell umsetzen, was mitunter wochenlange Planung voraussetzt: «Etliche

*«Jeder Tag ist in dieser Zeit anders, bringt neue Überraschungen.»*

von ihnen sind auf Kurzarbeit, was die Abläufe verkompliziert und oftmals in die Länge zieht.»

Dafür bietet der Shutdown Bonvicini die Möglichkeit neuer Inspirationen. So hat sie sich in das Buch «*Fragmente einer Sprache der Liebe*» des Strukturalisten Roland Barthes vertieft, ein Bekenntnis zur Romantik, etwa mit der Schlussfolgerung: «*Liebende sind unheilbar.*» Man darf gespannt sein, wie sie diese und ähnliche Erkenntnisse in ihren Arbeiten umsetzen wird. Bonvicini sucht gerne unter-

schwellige Provokationen. Dazu gehört etwa ein in Leder verpackter Hammer, der bei den Betrachtern nicht nur handwerkliche Assoziationen auslöst.

Kunstschaffende und ihr Publikum leben in einer symbiotischen Beziehung. Kommen die Menschen nicht mehr zu den Gestaltern, müssen diese auf das Publikum zugehen. Dies hat der britische Land-Art-Bildhauer Antony Gormley beispielhaft erkannt. Er animiert die Leser der Boulevardzeitung *Sun*, sich mit einer landesweiten «*Great Big Art Exhibition*» selbst künstlerisch zu betätigen, solange die Museen geschlossen sind. Die Briten sollen Ideen – welcher Art auch immer – in ihrem Garten umsetzen, auf Balkonen oder einfach ins Fenster stellen.

Publikumswirksame Interventionen wie diejenige Gormleys ändern wenig an der persönlichen Lage der Künstler. So bekennt Bonvicini: «*Der Diskurs, die Debatte fehlen mir.*» Das Internet biete dafür keinen Ersatz. Zum Austausch gehört für sie im Gegensatz zu Van de Velde auch das Reisen. Nicht aus Vergnügen, denn Bonvicinis Installationen sind ortsgelassen, verändern die Wahrnehmung von

Umgebungen, wie ihre spektakuläre Installation «*Run*» im Queen Elizabeth II Park auf dem Londoner Olympiagelände belegt. Neue Projekte sieht sie in Graz und in Turin vor, auch diese Arbeiten sind derzeit verzögert.

Van de Velde konzentriert sich auf absehbare Zeit weiter auf seine Parallelwelt im Atelier: «*Ich erfinde mein Leben immer wieder neu. Manchmal bin ich ein anderer Künstler und schaffe so ein Alter Ego. Ich bin ein Tagträumer, der in einer anderen Welt lebt.*» Er habe sich auch schon als «*grossartigen Tennisspieler gesehen oder noch lieber als einen Schachmeister*». Aber ein Politiker war Van de Velde in seiner Gedankenwelt noch nie, «*obwohl ich mich schon als Diktator gesehen habe, der ein Utopia gebaut hat*». In die Wirklichkeit holen ihn jeweils seine zwei kleinen Buben zurück, die ihn tagsüber auf Trab halten.

Ob Bonvicini oder Van de Velde: Die Erfahrungen der beiden Kunstschaffenden belegen, wie unterschiedlich die Pandemie deren Arbeit prägt. Im Moment stehen Einbussen im Vordergrund. Aber die nähere Zukunft ist dafür umso vielversprechender – bleibt wenigstens zu hoffen.





*Suggestive Ständerlampe:* Illustration aus «Alles gut?» von Nikolaus Heidelbach.

## Kunst Besser wird's nicht Thomas Bodmer

Nikolaus Heidelbach: Alles gut? Kampa.  
64 S., Fr. 24.90

Kann man über ein komisches Buch etwas Besseres sagen, als dass es einen jedes Mal zum Lachen bringt, wenn man es anschaut? Bei mir jedenfalls funktioniert Nikolaus Heidelbachs «Alles gut?» so, und ich habe es schon oft betrachtet. Auslöser für seine Entstehung war laut dem Autor eine Zeitungsmeldung während der ersten Corona-Welle: In Bayern seien von der Polizei zwei illegale, in Kellern eingerichtete Friseurbetriebe ausgehoben worden.

Das und all die dilettantisch gezeichneten Regenbogen, die Leute an ihre Fenster kleben, brachte den Kölner Maler auf die Idee, etwas über die Auswirkungen des Virus auf das tägliche Leben zu machen. Er stellte sich einen Mann vor, der vom 8. März (Weltfrauentag) bis am 10. Mai (Muttertag) ganz allein und von der Aussenwelt abgeschnitten in seiner

26-Zimmer-Wohnung hockt, allmählich am Durchdrehen ist und darüber Tagebuch führt.

### Eine alleinerziehende Qualle

Wie schon die Eckdaten zeigen, prägen Frauen – oder vielmehr deren Abwesenheit – die Gedanken des Protagonisten. So entdeckt er am 18. März an seiner linken Hand einen Ehering. «Rätselhaft», notiert er. Am 29. März begegnet er im Flur einer «alleinerziehenden Qualle».

Am 1. Mai hat er «eine starke erotische Sensation durch einen Traum» und fühlt sich an Simone de Beauvoir erinnert, die (in «Das andere Geschlecht») sinngemäss geschrieben habe, «die stärkere Affinität der Frau zum Übersinnlichen rühre daher, dass sie in der

*Mit Sicherheit gibt es  
zum Thema Corona kein  
lustigeres Buch als dieses.*

Lage sei, allein durch körperliche Präsenz bei Männern eine Erektion hervorzurufen». Und unser Protagonist kommentiert: «Wohl wahr.» Wenn ich dazu dann noch die hinreissend schön gemalte Illustration einer kleinen nackten Frau sehe, die in einem Zimmer mit Tulpentapete und einer suggesti-

ven Ständerlampe wie ein Jockey eine Brezel reitet und diese mit einer Reitgerte antreibt, dann, spätestens dann, muss ich schon wieder lachen. Mit Sicherheit gibt es zum Thema Corona kein lustigeres Buch als dieses.

## Klassik Attentat auf das Wohlfühlen Manuel Brug

Daniel Hope, Alexey Botvinov:  
Schnittke – Works for Violin and Piano.  
Deutsche Grammophon.

Für das Interview treffe ich Daniel Hope auf dem Friedhof. Er hat diesen atmosphärischen, freilich ein wenig unterkühlten Aussenort gewählt, um sich und sein Gegenüber in Zeiten der Pandemie nicht zu gefährden. Schliesslich hat der vielseitige Geiger, umtriebiger wie er ist, auch gegenwärtig mit Streams und anderem ordentlich zu tun. Zum Glück ist es ein relativ heiterer Wintertag.

Wir haben uns auf einer Bank auf dem Luisenkirchhof III im Berliner Westen nieder-

gelassen, Rosel Zech und Brigitte Mira liegen hier, nebenan, auf dem Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Friedhof, auch Joseph Joachim, der berühmte Geigenvirtuose, Brahms-Freund und Gründungsrektor der Berliner Musikhochschule. Ausserdem hat Hope bei der Recherche zu seinem Buch «Familienstücke» herausgefunden, dass sich hier das Grab seines 1921 verstorbenen Urgrossvaters Julius Valentin befindet, eines Fabrikanten, der auch im Aufsichtsrat der AEG sass und mit Emil Rathenau befreundet war.

Sein Ururenkel Daniel Hope, geboren 1973 in Durban, Südafrika, ist ein irisch-deutscher Geiger, der in Grossbritannien aufgewachsen ist. Ein Mann zwischen den Welten, katho-

### *Auf dem Gottesacker lässt es sich trefflich über die Zeit sinnieren.*

lich getauft, protestantisch konfirmiert; die jüdischen Grosseltern flohen aus Deutschland, seine Eltern, aus Widerstand gegen das Apartheidregime, zogen mit ihm aus Südafrika nach London. Er wuchs sozusagen im Vorzimmer von Yehudi Menuhin auf. Kurz war er Mitglied der letzten Formation des Beaux Arts Trios. Er ist als Solist weltweit unterwegs, ist aktiv als Initiator musikalischer Projekte, Buchautor, Moderator in Fernseh- und Hörfunksendungen. Seit 2016 leitet er das Zürcher Kammerorchester.

### **Streamen im Shutdown**

Im Shutdown streamte er «Hope at Home» fast täglich mit einem kurzen Konzertformat auf Arte. Daraus wurde eine CD. Ebenfalls ist er gerade auf einer Sammlung bei Pentatone vertreten, die sich den «Violins of Hope» widmet: jenen Geigen, die aus den Nachlässen von Holocaust-Überlebenden stammen und nun klingend den Vorbesitzern und ihren Schicksalen eine Stimme geben sollen. Auf einer weiteren CD bei der Deutschen Grammophon feiert Hope mit Serenaden von Mozart, Elgar und Tschaikowsky – Referenzstücke des Zürcher Kammerorchesters, die sich ebenfalls über die Zeiten interpretatorisch gewandelt haben – eine Hommage zum 75. Geburtstag der vielgeliebten Formation. Doch seine ihm wichtigste neue Scheibe ist die für und über Alfred Schnittke.

Auf dem Gottesacker lässt es sich trefflich über die Zeit sinnieren. «Seit dreissig Jahren steht die Musik von Alfred Schnittke eigentlich kontinuierlich auf meinen Konzertplänen», sagt Daniel Hope. «Schon auf meiner ersten Platte war das ein Wagnis.» Seither hat der vielgefragte Geiger, der sich ebenso gern selbst mit ungewöhnlichen Projekten ins Gespräch bringt, immer wieder interessant zu-

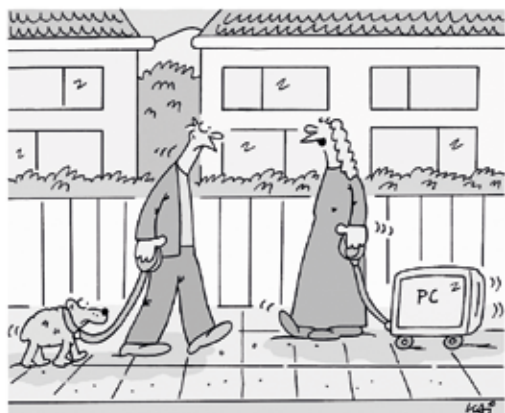
sammengestellte CDs herausgebracht. Nicht stets zur Freude seiner Plattenfirma Deutsche Grammophon: «Aber die kennen mich inzwischen, sie wissen, dass es wichtige CDs gibt, und dann spiele ich für eine ausgeglichene Bilanz auch ein populäreres Programm ein.»

Jetzt war es also Zeit für Schnittke. Wieder einmal. Der 1998 in Hamburg gestorbene russisch-deutsche Komponist war besonders in den Neunzigern in aller (Klassik-)Munde, von Gidon Kremer vielfach eingespielt – das ist lange her. Hope findet, es könnte ruhig mehr Schnittke auf den Konzertplänen stehen.

Hier nun findet sich also, im Dialog mit dem klugen Pianisten Alexey Botvinnov, neuerlich die erste Sonate; als eine Art persönliche Bilanz auch. Dazu Filmmusikbearbeitungen, ein wichtiger Teil des Schnittke-Œuvres. Da gibt es «verkleidete» Musik mit Pasticcio-Charakter, teilweise auch mit Anspielungen auf eigene Werke, das tief persönliche, todtraurige Madrigal in memoriam Oleg Kagan und die makabre «Stille Nacht»-Paraphrase.

Der junge, ehrgeizige Daniel Hope wollte Alfred Schnittke unbedingt kennenlernen, seit er dessen so ganz andere Musik aufgesogen hatte. Die erste eines Zeitgenossen, nach den vielen toten Komponisten, die ein junger Klassikünstler als Kanon studieren muss. Aber eine Annäherung an Schnittke war zunächst ein Ding der Unmöglichkeit. Immer wieder wurde er abgewiesen, vertröstet. Dann stand Hope plötzlich vor einem Hamburger Klingelschild. Und wurde eingelassen. Mit dem schon schlaganfallgeschädigten Schnittke schaute er die «Sportschau». Danach entspann sich über mehrere Jahre ein fruchtbarer Dialog – «endlich war da jemand, den ich konkret zu seinen Noten befragen konnte».

Es wird kalt auf der Friedhofsbank. «Alfred Schnittkes Musik hat etwas Erschreckendes», kommt Daniel Hope ins Grübeln. «Sie ist so intensiv, so fratzenhaft. Sie bleibt ein Attentat auf das Wohlfühlen. Das passt jetzt vielleicht gerade. Das Hören hat sich verändert, weil unser aller Situation anders ist.»



„Es ist ein Anlaufmodell!“

## Alben für die Ewigkeit



Queen: «News of the World».

Als ich damals dieses «Roboter zerquetscht Band»-Sci-Fi-Cover zum ersten Mal sah, hielt sich meine Begeisterung in Grenzen. War das wirklich Queen? Der grüne Hintergrund und das eigenwillige Design sind wohl mitverantwortlich dafür, dass «News of the World» im Queen-Katalog gerne unterschätzt wird, obwohl die vier Briten hier wahrlich Vollgas geben. Die Band brach mit dem klassischen Pomp-Sound und kehrte zu ihren roheren Rockwurzeln zurück. Es war Queens Reaktion auf den damals aufkeimenden Punk. Das Paradebeispiel dazu ist der Song «Sheer Heart Attack».

Der Obergeniestreich sind aber die ersten zwei Nummern dieses Albums. Es beginnt mit einem packenden Rhythmus-Pattern und dem klaren, unverkennbaren Statement «We Will Rock You». Nur Gesang, Schlagzeug, Stampfen, Klatschen und dreissig Sekunden Gitarrenfetzen vom Komponisten Brian May. Wie der Gitarrist einmal erwähnte, sei die Grundidee dieses Sippen-*chantings* beim Verlassen der Bühne nach einem Konzert entstanden, als das Publikum a cappella für Queen «You Never Walk Alone» sang. «Wir waren einfach komplett getroffen und überwältigt.» Sänger Freddie Mercury legte gleich noch mit der grössten Stadionoberhymne aller Zeiten nach:

«We are the champions, my friends  
And we'll keep on fighting till the end  
We are the champions  
We are the champions  
No time for losers  
'cause we are the champions  
of the World.»

Mehr Selbstbewusstsein geht nicht, aber was wären all die Siegerehrungen der grossen Sportevents ohne diesen Song? Ein Schuss Pulver!

Chris von Rohr



## Serie

# Eulenspiegel Omar Sy

Wolfram Knorr

Lupin (Frankreich, 2021)

Serie, 1. Staffel. Von George Kay und François Uzan. Mit Omar Sy, Ludivine Sagnier

«Im Grunde gibt es heute nur noch zwei Charaktere: den Dieb und den Polizisten. Der Staatsmann ist nur ein Gemisch von beidem.» Georges Darien, Autor des 1897 erschienenen Romans «Le voleur», war Zeitgenosse und Landsmann von Maurice Leblanc, der Arsène Lupin erfand. Der eine geriet in Vergessenheit, der andere wurde weltberühmt. Verständlich: Arsène Lupin war ein Arbitr Elegantiarum, ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle; der andere war ein Anarchist.

Nun ist Leblancs Arsène Lupin mit Dariens Dieb gemixt auferstanden: in Gestalt des französischen Schauspielers Omar Sy – als Held der französischen TV-Serie «Lupin». Im Original heisst sie «Lupin. Dans l'ombre d'Arsène», und der Immigrant Assane Diop (Omar Sy) agiert tatsächlich wie Lupins Schatten als anarchischer Rächer, ähnlich wie Alexandre Dumas' Edmond Dantès, der als «Graf von Monte Christo» genüsslich seine einstigen Peiniger bestraft.

## Gegen alle Regeln

Als Kind war Assane mit seinem Vater aus Senegal nach Paris geflohen. Der Vater wurde Chauffeur eines Millionärs, wurde von ihm des Diebstahls eines wertvollen Colliers bezichtigt, ins Gefängnis gesteckt, wo er sich aus Gram erhängte. Als das Schmuckstück Jahre später wieder auftaucht und für Millionen versteigert werden soll, beginnt Assane seinen Rachefeldzug. Als Kenner der Arsène-Lupin-Bücher weiss er, worauf es ankommt: aufs hurtige Jonglieren, auf Täuschungsmanöver, Taschenspielertricks, Maskeraden.

Sein Idol Lupin tummelte sich als monokeltragender Genussaristokrat wie ein Fisch in bourgeoisem Gewässer und fiel nicht auf – Assanes «magisches Requisite» ist seine Hautfarbe: Als Schwarzer wird er nicht ernst genommen beziehungsweise nicht wahrgenommen, der Raub eines Colliers aus dem Louvre wird ihm niemals zugetraut. Darauf fusst der originelle Einfall und hinreissende Witz der «Lupin»-Serie von George Kay und François Uzan. Sie spielt unentwegt mit der Irritation, die Omar Sy mit seinen ein Meter neunzig, seinem Charme und der voluminösen Stimme auslöst: Wie kann die Polizei so einen übersehen!

In der Rolle des Driss wäre Omar Sy auch fast übersehen worden. Kurzerhand schmiss er



*Herausfordernder Schalk:* Schauspieler Sy in «Lupin».

sich gegen alle Regeln anständiger Bewerbung als Pflegekraft an den querschnittsgelähmten Millionenerben Philippe (François Cluzet) ran und witzelte ungehobelt über Philippes Behinderung («Pas de bras, pas de chocolat»). Trotzdem wurden die beiden ziemlich beste Freunde, «Intouchables» (2011) ein Riesenhit. Weltweit spielte der Film über 430 Millionen

*Aus der Banlieue stammend, wollte Omar Sy eigentlich als Ingenieur zurück nach Senegal.*

Dollar ein, lockte allein in Frankreich über neunzehn Millionen Zuschauer ins Kino und brachte Omar Sy einen César ein.

Aus der Banlieue Trappes stammend, wollte Omar Sy eigentlich als Ingenieur zurück nach Senegal, landete aufgrund seiner Neigung zur Komik bei einer Radio-Show («Omar et Fred») und fand darüber zu Film und Fernsehen. Über Nebenrollen wurden die Regisseure und Autoren Olivier Nakache und Eric

Toledano auf ihn aufmerksam. Ihr Stil ist die Komödie mit semi-dokumentarischer Ästhetik, den Figuren verleiht sie Wahrhaftigkeit, was (mit) den Erfolg von «Intouchables» erklärt (die Story geht auf eine wahre Geschichte zurück).

## Wie einst Belmondo

Danach probierte Sy vom komischen Buddy-Cop in «De l'autre côté du périph» (2012) über einen Mutanten aus der Zukunft in «X-Men: Days of Future Past» (2014) bis zum Single-Papa in «Demain tout commence» (2016) alles Mögliche aus, ohne grosse Resonanz. Dann zeigte er seine tragikomische Seite, die hinter dem «aufgestellten» Typ lauert: In «Chocolat» (2016), einem Biopic über den kubanischen Sklaven Rafael Padilla, der 1897 in einem französischen Provinzzirkus landete, von einer Karriere als Künstler träumte und als Othello tragisch scheiterte, war er der herzerreissende Käfig-Clown. Und in «Police» (2020) begleitet er eine Polizei-Kollegin, die einen Flüchtling zum Flughafen schaffen

muss. Die Fahrt wird zum Moral-Konflikt über das Flüchtlingsproblem.

Omar Sy ist dann ganz bei sich, wenn er sich einerseits integriert fühlt, aber nicht so recht weiss, ob er sich dieser Gewissheit sicher sein kann. Daraus entwickelt er den Eulenspiegel-Humor, den Schalk, mit dem er die Etablierten herausfordert. In «Lupin» ist er Eulenspiegel pur mit der Philosophie von Dariens «Dieb». Assane Diop, dessen Vater vom Millionär Hubert Pellegrini (Hervé Pierre) für seine schmutzigen Finanzgeschäfte benutzt wurde, serviert seine Rache mit verspieltem Witz. Er hält der betrügerischen Noblesse-Bagage einen Spiegel vor und jongliert als scheinbarer Underdog-Held süffisant mit seiner «Unsichtbarkeit». 1976 verfilmte Louis Malle Dariens Roman «Le voleur» mit Jean-Paul Belmondo als smartem Dieb. Omar Sy strahlt jene lässige Verschmitztheit aus, mit der einst Belmondo seinen Esprit versprühte.

## Pop

### Verschwör dich mit ihr

Anton Beck

Lana Del Rey: Chemtrails Over the Country Club. Interscope Records.

Sie schenkt uns Szenen wie aus einem Capote-Roman. Da fährt eine Frau im Oldtimer unter einem stahlblauen Himmel und badet anschliessend in einem genauso blauen Pool. Wie bei Capote schleicht sich allerdings beim genauen Horchen das Zerbrechliche ein, das alles zum Kippen bringt und aus der vermeintlichen Landidylle einen düsteren Ort macht, der vor Gewalt und Schrecken nicht verschont blieb. «Wearing our jewels in the swimming pool / Me and my sister just playing it cool», singt Lana Del Rey zu einer sanften Pianomelodie, ehe es dann heisst «Under the chemtrails over the country club».

### Unterschwelliges politisches Gespür

Chemtrails? Nun fällt auch die löchrige Maske auf, die Del Rey in unbeflecktem Weiss über den Mund gezogen hat. Ein weites Feld von verschwörungsanfälligen Themen öffnet sich, und während Del Rey weiterhin Liebesbagatellen und Kindheitserinnerungen schildert, nimmt sich die umstrittene Realität ihren Platz.

Es wirkt, als wolle Del Rey uns fragen, was wir überhaupt noch glauben können. Verbergen sich in diesen Zeiten der Unruhen nicht überall Unwahrheiten, und ist nicht jede Realität höchst subjektiv? Sie stellt Fragen, ohne Antworten zu geben, macht es wie die Populisten, nur eben in einer etwas ruhigeren Tonlage.

So viel unterschwelliges politisches Gespür kennt man von Del Rey erst seit kurzem. Die 35-jährige New Yorkerin machte sich vor gut zehn Jahren mit dem Song «Video Games» einen Namen als Melancholikerin mit Rocker-Image, die aber nie Rockmusik, sondern vor allem ruhige Piano- oder tanzbare Popsongs in die Welt entliess. Weltbewegend oder skandalös war das nie, obwohl sie in einige Fettnäpfchen trat – jüngst etwa, als sie nach dem Sturm auf das Kapitol twitterte, Trump wisse nicht, dass er einen Aufruhr anstachle. Im Frühling

*Sie stellt Fragen, ohne Antworten zu geben, wie Populisten, nur eben in einer etwas ruhigeren Tonlage.*

2020 musste sie Rassismus-Vorwürfen entgegnetreten, nachdem sie gesagt hatte, sie verstehe nicht, warum Sängerinnen wie Beyoncé oder Doja Cat erfolgreich über ihren Körper singen könnten, sie aber dafür kritisiert werde.

Was Del Rey liefert, diese Anmerkungen, die sie mit einem kontroversen Schimmer umgeben, scheint jedoch in diesen erhitzten Zeiten völlig normal – kaum ein Popstar hat eine weisse Weste, und das war wohl schon immer so. Doch auch die Skandalkultur in der Popmusik hat sich gewandelt. Als Britney Spears sich 2007 den Kopf kahl rasierte, ging es nicht um einen gesellschaftlichen Diskurs, sondern um individuelle Rebellion. Popstar zu sein, bedeutete eben, verschiedene Styles auszuprobieren – und dabei manchmal den guten Geschmack zu überschreiten. Wie Lady Gaga mit ihrem Kleid aus Fleisch an den MTV Music Awards von 2010.

### Gesellschaftspolitischer Beigeschmack

Doch seit einigen Jahren haben die Pop-skandale einen gesellschaftspolitischen Beigeschmack bekommen. Als die Sängerin Adele vergangenen Herbst ein Bild von sich postete, das sie mit massivem Gewichtsverlust zeigte, wurde das als Affront gegen die Body-Positivity-Bewegung gewertet. Und wenn nun Lana Del Rey eine löchrige Maske trägt, schwingt das politische Anti-Corona-Statement mit. Alles ist politisch – nun also auch in der Popmusik.

Das Besondere allerdings, das Del Rey mit «Chemtrails Over the Country Club» gelingt, ist, dieses skandalös Mitschwingende in Ästhetik zu verwandeln. An die Verschwörung zu glauben, nicht weil sie glaubhaft oder interessant, sondern in erster Linie, weil sie schön ist. Zugegeben: In ernsten Zeiten ist die Verharmlosung von Falschinformationen gefährlich und steter Zweifel nicht lösungsorientiert. Doch Kunst muss nicht lösungsorientiert sein. Und so fährt Del Rey weiterhin in ihrem Oldtimer unter einem blauen Himmel und säuselt «You won't play, you're no fun»; wohl wissend, welchen Schaden sie anrichtet.

## Jazz

### Von einem Leben in ein anderes Leben

Peter Rüedi

Elina Duni (Rob Luft, Fred Thomas, Matthieu Michel): Lost Ships. ECM 2689 0739322

Eine verlorene Heimat, das Leben im Unterwegs, im Überall und Dazwischen; das Raunen der Erinnerung an eine ferne Kindheit und die Empathie mit allen, die unter noch härteren Umständen unterwegs sind «von einem Leben in ein anderes Leben» – Elina Duni weiss, wovon sie singt. 1981 im albanischen Tirana geboren, war sie mit ihrer Mutter 1992 nach Genf gekommen, begann eine klassische Klavierausbildung, entdeckte in der Folge den Jazz und, an der Jazzschule Bern, den Jazzgesang.

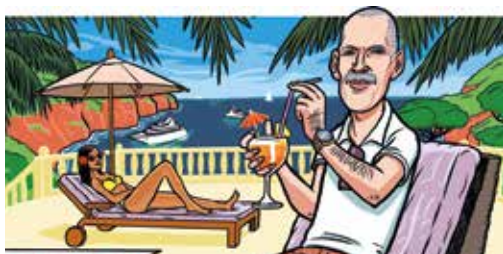
Und die Musiker, die für zehn Jahre ihre Partner bleiben sollten: den Pianisten Colin Vallon, den Bassisten Patrice Moret und den Drummer Norbert Pfammatter. Zwei Alben auf ECM dokumentieren diese glückliche Zusammenarbeit («Matanë Malit» und «Dallëndyshe»); beide waren, wie das (Solo-)Album «Partir», *recherches des temps perdus*, Auseinandersetzungen mit albanischer Folklore aus der Perspektive der neuen Jazz-erfahrungen – kein Jazz, keine Volksmusik, und doch von beidem etwas in diesem herzergreifenden Duni-Sound, in dem sie mit ihrer durchsichtig «ungeschminkten» und gerade deshalb so expressiven Stimme niemandem etwas vormacht: ihren Partnern nicht, nicht ihrem Publikum und auch nicht sich selbst.

In den Texten gelegentlich nicht ohne naives Pathos, vermieden ihre Lieder, in denen es doch in mancher Hinsicht um Verluste ging, jegliche Sentimentalität. 2017 begann Duni die Zusammenarbeit mit Rob Luft, einem jungen Gitarristen der Londoner Szene. Mit ihm schrieb sie nicht weniger als sechs der zwölf Lieder ihres jüngsten Albums «Lost Ships». Der Balkan bleibt mit zwei Traditionals ein Gravitationszentrum, aber der Horizont hat sich geweitet: von einem italienischen Volkslied zu Beginn über die Sinatra- (und Billie-Holiday-)Ballade «I'm a Fool to Want You», einen amerikanischen Folksong bis zu einer berührenden Version von Charles Aznavours «Hier encore».

Zu den Originalen schrieb Duni alle Texte, nicht alle grosse Lyrik, aber glaubwürdig im Engagement dieses melancholischen, schwebenden Zyklus von «songs of love and exile». Sparsam die Instrumentierung, ein Teil *intimissimo* im Duo mit Rob Luft, anderes im Trio mit dem ebenfalls hochdiskreten Fred Thomas (Piano, Drums) und ein paar Stücke mit kostbaren zusätzlichen Pinselstrichen aus dem Flügelhorn-Sehnsuchtsklang von Matthieu Michel.



# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### MvH, ausserirdisch Mark van Huisseling

Heute beginne ich mit der vielleicht besten Zeile überhaupt: «Heute mal was anderes.» Das Problem dieses Einstiegs ist, dass man danach liefern muss. Also verlässt Ihr Kolumnist sein angestammtes Einsatzgebiet.

Willkommen im wunderbaren Weltraum. Ebendort fiel einem kanadischen Astronomen mit Namen Robert Weryk am 19. Oktober 2017 etwas Ungewöhnliches auf – während der Sichtung von Bildern, die ein Superteleskop, das sich auf einem Vulkan der Insel Maui befindet, aufgenommen hatte, entdeckte er einen Lichtpunkt. Dieser stammte von einem sich mit einer Geschwindigkeit von 200 000 km/h fortbewegenden Objekt; das ist fast fünfmal schneller als die Asteroiden, die es auf den Fotos normalerweise zu sehen gibt.

Weryk und Kollegen mit anderen Superteleskopen verfolgten den Punkt: Das Objekt leuchtete mal mehr, mal weniger hell. Was bedeutete, es hatte wohl eine merkwürdige Form, lang wie eine kosmische Zigarre oder flach wie eine himmlische Pizza. Und es war klein, so gross wie ein Fussballfeld vermutlich. Es musste ein interstellares Objekt sein; der Besucher aus einem anderen Sonnensystem erhielt von der International Astronomical Union die Bezeichnung 1I/2017 U1 respektive wird «'Oumuamua» genannt, was auf Hawaiianisch «Kundschafter» heisst.

Worum genau es sich bei 'Oumuamua (ausgesprochen «Oh-mua-mua») handelt? Grosse Frage. Ein Astronomen-Lager schlussfolgerte, es sei ein Mini-Komet (ohne erkennbaren Schweif). Ein anderes war der Meinung, 'Oumuamua bestehe hauptsächlich aus gefrorenem Wasserstoff und sei sozusagen weggeschmolzen, bis

es unseren Raum erreichte. Die «spektakulärste Darstellung» (Pulitzerpreisgewinnerin Elizabeth Kolbert im *New Yorker*) kam von Avi Loeb: 'Oumuamua sei kein interstellares Objekt, stattdessen ein Erzeugnis einer fremden Zivilisation, behauptete der Astrophysiker.

Eine spektakuläre Antwort zweifelsohne, doch ist es die richtige? Schwer zu sagen (das war eine Untertreibung). Loeb auf jeden Fall ist nicht irgendein Astrophysiker. Sondern ein eminenter (*New Yorker*): Vorsitzender der Harvard-Astronomieabteilung und Mitglied wenigstens vier weiterer wichtiger Institutionen auf diesem Feld plus Berater der «Breakthrough Starshot»-Initiative, bei der es um das Erarbeiten von Grundlagen geht, um Alpha Centauri zu erreichen, das nächstgelegene Sternensystem (25 amerikanische Trillionen Meilen von der Erde entfernt; bezahlt wird die Forschung vom russisch-israelischen Milliardär Yuri Milner, Mark Zuckerberg sitzt im Board).

Loeb's Kollegen waren mehrheitlich nicht überzeugt von seiner Erwägung und mochten diese nicht (eine weitere Untertreibung). Worauf der die Welt der Wissenschaft verliess und ein Buch über 'Oumuamua für Laien schrieb. Ich als Laie sage voraus, «Ausserirdisch: Intelligentes Leben jenseits unseres Planeten» dürfte das bedeutendste Sachbuch dieses Jahres sein, obwohl es erst Februar ist.

Im Grunde geht es darin weniger um 1I/2017 U1, sondern mehr um den Autor (wie in jedem guten Buch). Er wollte eigentlich Philosoph werden, entschied sich aber für Astronomie, weil er herausfand, dass man damit Probleme angehen könne, auf die Philosophie oder

### Worum genau es sich beim interstellaren Objekt 'Oumuamua handelt? Grosse Frage.

Religion keine eindeutigen Rückschlüsse zulassen. «Wie entstand das Universum? Was ist der Ursprung des Lebens? Sogar auf die Frage «Wie lebt man ein lebenswertes Leben?» liefert der Blick in den unendlichen Raum Antworten», schreibt er. Und dann haben wir noch nicht über die Frage «Sind wir Erdlinge bereit für ein Treffen mit Vertretern einer fremden Zivilisation?» geredet (Loeb findet, nein). Solche Sätze, finde ich, lassen einen sich ähnlich

klein fühlen, wie wenn man erfährt, dass unsere Sonne 4,6 Milliarden Jahre alt ist und noch 2,4 Milliarden Jahre vor sich hat, bis sie verglüht – und alles Leben auf der Erde enden wird. Oder dass es 1,5 bis 2,4 Milliarden Planeten in unserer Galaxie gibt, die theoretisch Lebewesen beherbergen könnten.

Zum Ausstieg etwas von dem, was man «Fallhöhe» nennt, das Horoskop für Wassermänner nämlich (aus dem Amtsblatt des «Amts für Ideen» von Christian Jott Jenny, Unterhalter und St. Moritzer Gemeindepräsident): «Eine Saturn-Konstellation im Galaxus bringt Sie zu Mediamarkt.»



## UNTEN DURCH Dachverband Linus Reichlin

Männer.ch ist der Dachverband der Schweizer Männer- und Väterorganisationen. Jetzt, wo ich weiss, dass es einen solchen Verband gibt, frage ich mich, warum der Frauenanteil im Bundesrat immer noch so unerträglich hoch ist. Dieser Dachverband scheint ganz offensichtlich zu schlafen. Aber das ist typisch für uns Männer: Kaum haben wir es nach steiler Karriere in den Dachverband geschafft, erschlaffen wir geistig und körperlich. Wir sitzen in unseren fetten Ledersesseln und schauen uns wehmütig Fotos aus der Zeit an, in der wir ganz unten in der Hierarchie anfangen, als Hilfs-Postsortierer im Kellerverband. Aber hei!, mit welchem Schwung wir die Couverts in die Fächer schmissen! Heute wären wir froh, wenn wir nur ein einziges Mal noch eine Rechnung so schwungvoll durch die Gegend werfen könnten!

Sicherlich verdankte sich unsere damals überschäumende Energie auch den wirklich guten Morgenficks, mit denen unsere Tage früher begannen. Danach boxten wir im Keller-

verband unsere Konkurrenten sukzessive aus dem Rennen, indem wir einfach die zündenderen Ideen hatten als diese Schlafmützen, die ihr ganzes Leben im Kellerverband verbringen würden, ganz im Gegensatz zu uns: Wir hatten stets den Ledersessel des Vorsitzenden des Dachverbands im Auge. Als Oberpostsortierer der vereinigten Kellerverbände zeichneten wir an den strategischen Sitzungen mit rauchendem rotem Filzstift geniale Diagramme auf den Flipchart und reduzierten das Postaufkommen durch simple Umleitung eingehender Post in riesige Papierkörbe um 93 Prozent.

Der berufliche Erfolg erzeugte in uns ein solches Hochgefühl, dass wir ein schnelles Auto brauchten, um nicht verrückt zu werden. Und natürlich mussten es zwei Freundinnen sein – mit nur einer hätten wir uns gefühlt, als wären wir tot. Der Schub dieses raketengleichen Lebens beförderte uns unweigerlich ganz nach oben, in den Dachverband sämtlicher in der Schweiz überhaupt nur denkbarer Männerorganisationen. Doch dort oben war dann Schluss. Das ist das Schicksal von Raketen: Zuerst überwinden sie unter enormem Getöse und beeindruckender Feuer- und Rauchentwicklung die Erdanziehung. Aber kaum ist es geschafft, gleiten sie lautlos und plötzlich unendlich langsam in die grenzenlose Weite des schweigenden Weltraums. Und die Astronauten wissen: Bis zu ihrer Pensionierung werden sie nur noch vor sich hin gleiten und den immer gleichen monotonen Sternenhimmel sehen. Eine bleierne Resignation breitet sich aus.

«Am Ende geht man», sagte ich zu meinem Freund Bruno, «mit der Chefin des Frauendachverbands auf Spesenrechnung essen. Aber anstatt von ihr eine öffentliche Verurteilung des von den Minangkabau in Indonesien praktizierten Matriarchats zu verlangen, versucht man sie zu einem gemeinsamen Wochenende auf Schloss Elmau zu überreden. Denn ausser-eheliche Aktivitäten sind alles, wozu man sich als Mann, der alles erreicht hat, noch aufraffen kann.»

«Bist du nicht einfach nur frustriert», sagte Bruno, «weil du selbst es in keinen Dachverband geschafft hast?» Das ist nicht ganz falsch. Eine Weile lang liebäugelte ich mit dem Chfessel beim Dachverband Schweizer Wanderwege. Ich wurde Mitglied eines Unterverbands und schlug dem Vorstand des Dachverbands gleich als Erstes eine Namens-

änderung vor. Denn der aktuelle Name suggeriert, dass die Schweizer Wanderwege sich zu einem Verband zusammengeschlossen haben, zum Beispiel, weil sie mit ihrer Beschilderung unzufrieden sind. Das wäre eigentlich nicht weniger erstaunlich, als dass sich Väter in Väterorganisationen zusammenschliessen, weil sie mit ihren Kindern nicht einverstanden sind. Jedenfalls erhielt ich nie eine Antwort.



## FAST VERLIEBT

### «Bridgerton» und die Lust der Frau

*Claudia Schumacher*

«Mir ist etwas Peinliches passiert», sagt meine Freundin, die Uni-Dozentin. Neulich habe sie auf Netflix lustlos eine Kostümromanze namens «Bridgerton» angesteuert. «Der Trailer wirkte arg kitschig», sagt sie mit Zitronenmündchen. Die Geschichte sei vorhersehbar und historisch inakkurat. «Kurzum: eine schwülstige Teenagerfantasie» – sie habe es nur angeklickt, weil Werbung dafür auf Instagram war, und Menschen, die sie achte, hätten «Bridgerton» ein Like gegeben.

Meine Freundin ist ein freier Geist, aber ein pietistischer Charakter. Sie kann sich eine Tafel Schokolade auf einen Monat aufteilen und bei Serien reicht ihr eine Folge pro Woche. Aber bei der Entdeckung von «Bridgerton» habe sie die ersten fünf Folgen hintereinander weggesucht, fünf Stunden lang. Es klingt nach Beichte, und ich muss lachen. «Hat es Spass gemacht?», frage ich. «Nicht wirklich», sagt sie, «es war unwiderstehlich, aber nicht angenehm.» Dann benutzt sie einen merkwürdigen Vergleich: «Stell dir vor, du bist an eine Masturbationsmaschine angeschlossen – aber seelisch. Die Serie jagt dich von einem emotionalen Höhepunkt zum nächsten. Aber

der Reiz ist mechanisch, und es macht dich fast ein wenig wütend.»

Das klingt merkwürdig, aber auch interessant – ich schaue mir den Quatsch also an. Nach den ersten dreissig Minuten denke ich: Stimmt, «Bridgerton» ist hochnotpeinlich, und ich lache ein bisschen über meine Freundin. Eine Kaugummivariante von Jane Austens «Stolz und Vorurteil» und den Sexfilmchen im Spätabendfernsehen der Neunziger ist das. Irgendwie geht's um Sex, aber man sieht nicht viel.

Höre ich nach einer Folge auf? Nein. Nach der zweiten? Nein. Spätestens bei der vierten Folge habe ich alle Ansprüche an meine Feierabendunterhaltung auf dem Kitschaltar von «Bridgerton» geopfert. Was zur Hölle ist passiert?

Meine Freundin und ich sind mit unserer merkwürdigen Erfahrung offenbar nicht allein: «Bridgerton» ist schon jetzt die erfolgreichste Netflix-Serie überhaupt. 82 Millionen Menschen haben sich die Schmonzette im ersten Monat nach Erscheinen reingezogen. Auf den ersten Blick ist das schwer verständlich: Die Romanze ist wirklich abgekartet, denn schon ab Folge eins weiss man, wer mit wem zusammenkommt. Die Sexszenen kann man im Zeitalter der Internetpornografie höchstens als softpornografisch bezeichnen. Wo ist da der Zauber?

Als der Herzog und die Herzogin in Folge sechs erstmals ehelich werden, beginne ich zu begreifen: Keine Serie vor «Bridgerton» hat die Befriedigung weiblicher Lust so absolut ins Zentrum gestellt. Das bahnt sich zunächst psychologisch an, setzt sich dann aber im Bett konsequent fort. Man sieht in der Serie mehr Männerköpfe zwischen Frauenbeinen als umgekehrt – und so simpel das klingt: Das ist dann doch eine kleine Revolution.





# Licht und Schatten des Sonnenuntergangs

Ein einziger glühender Moment des Werdens und Vergehens.



*Stern aus einer anderen Welt.*

Den widerlichsten Sonnenuntergang meines Lebens erlebte ich an jenem Ort der Welt, an dem die Sonne am schönsten untergehen soll; auf Santorini, ganz im Nordwesten der Insel, in Oia. Es war Juni, warm, aber noch nicht heiss, der Himmel ein blaues, samtenes Gewand, die Sonne ein Stern aus einer anderen Welt, der die kleine Welt hier, an ihren Rändern zumindest, verzauberte. Den ganzen Tag über war das so, dann kam der Abend, die Sonne begann gerade ihren stets theatralischen und divaesken Abstieg ins Meer, und ein Grossbrand aus Rot verglimmte das Blau.

Dann kamen die Busse, 25 vielleicht, und all die Mietwagen, 1500 Menschen, die auf dieser Klippe im Westen Oias im Sonnenuntergang baden wollten. Sie hatten Drinks dabei, Essen und ihre Handys alle auf Kamerafunktion. Sie drängten sich auf dem Felsen, und sie waren so umtriebig, dass ich dachte, die Sonne geht hier nicht nur unter, sondern bringt sich vor den Menschen in Sicherheit. Sie waren so laut, dass sie das Zischen der Sonne nicht hörten, als sie sich am Meer verbrannte. Und als die Sonne aus der Welt getaucht war, klatschten sie.

## **Einziger Gast**

Den schönsten Sonnenuntergang meines Lebens erlebte ich in Oia, ein knappes Jahr später, es war April. Ich war der einzige Gast im kleinen Hotel «Ikies», das vom Enkel von Giorgos Seferis geführt wurde, dem griechischen Lyri-

ker und Nobelpreisträger, dem Henry Miller 1939 in «Der Koloss von Maroussi» ganze Seiten widmet, weil er ihn in «den Geist der Ewigkeit» und die Schönheit, die es überall in Griechenland gibt, eintauchen liess.

Nur die Taverne «Blue Dolphin» hatte geöffnet, und das ganze Dorf roch nach Farbe, weil die Häuser für den Sommer mit neuem Weiss und die Türen und Fensterläden mit frischem Blau gestrichen wurden. Abends lief ich auf die Klippe, eine Flasche Weisswein dabei, einen Assyrτικο, ein Glas, einen Flaschenöffner und eine frische Packung Zigaretten. Da waren nur der Himmel, die Sonne, der Fels und ich, ein einziger glühender Moment des Werdens und Vergehens, als ob der Abschied des Lichts in der Welt die Landschaften meiner Seele erhellen und gleichzeitig verdunkeln würden.

Ich sass da, trank und rauchte und versank in mir selbst, es war, als ob meine kleine Sonne ebenfalls unterginge und nochmals alles ausleuchtete, die Freude und den Schmerz, mich selber zu sein, all jenes, mit dem mich mein Sein beschenkt, und all jenes, das es mir nimmt. So sanft, wie die Wellen des Meeres unter mir rauschten, floss dieses kleine Sterben im Licht und Wiederauftauchen in der Dunkelheit durch mich hindurch, das Schwimmen in diesem rotgefärbten Meer des Himmels, in dem, es war mir nicht ganz klar, Realität glimmte und Traum verbrannte oder umgekehrt.

Ich weiss nicht, wie viele Sonnenuntergänge sich schon in meine Seele gebrannt haben. Wie oft ich dabei eine Lady gehalten habe oder mich selbst oder beides zusammen. Wie oft ich Liebe verspürt habe oder ihr Fehlen, wie oft Verlangen, wie oft Bedauern, wie oft Hoffnung und wie oft auch Ausweglosigkeit, wie oft auch ich froh war, wenn diese Sonne endlich weg war und die Nacht kam.

## **Romantiker, ein Beruf?**

Als die Flasche auf der Klippe von Oia leer war und die Sonne anderswo für andere unter- oder aufging, lief ich ins «Blue Dolphin», setzte mich an einen Tisch draussen und bestellte Ouzo und Mezze und fragte mich, weshalb der schönste Sonnenuntergang der Welt eben Schatten in sich barg.

War es, weil ich meine Jugend verträumt hatte und dachte, Romantiker sei auch ein Beruf, weil ich davongelaufen war, wo ich hätte stehenbleiben sollen, weil ich dachte, Luft unter den Fusssohlen sei besser als Erde, Wein besser als Wasser, ein bisschen Wahnsinn besser als Wirklichkeit und Lust beständiger als Liebe? Da wurde mir klar – es war ein kleiner Gedanke –, dass die Sonne, die untergeht, stets man selber ist. Und dass es keine grosse Sache ist und man einfach weitermachen muss. Die Sonne geht am anderen Tag wieder auf und scheint unendlich weiter auf eine Welt, in der der Sinn des Lebens im Sein liegt, aber niemand weiss, was der Sinn des Seins sein könnte.

# Er kennt die Gepflogenheiten

Wegen Corona wurde Daniel Medici, 54, als erster Luzerner Zunftmeister wiedergewählt. Die Fasnacht werde ihm *rüdig* fehlen.

**I**ch bin Kaufmann und in der Immobilienbranche tätig. Meine Firma bietet integrale Dienstleistungen an. In der Freizeit bin ich dem Wasser zugetan, das Wasserskifahren oder Schiffe faszinieren mich. Und ich bin gerne in den Bergen – überall und am liebsten mit Freunden. Ich bin sehr gesellig, was eine relevante Voraussetzung für mein Amt als Zunftmeister zu Safran und als Fritschivater ist. Als einzige historische Luzerner Zunft pflegen wir traditionelle Bräuche, insbesondere um den ältesten Luzerner Bruder Fritsch, erstmals 1446 erwähnt.

In einem normalen Jahr hätte ich rund 150 bis 200 Anlässe zu bewältigen, im vergangenen waren es nur die Hälfte. Wäre kein Shutdown, würde die Fasnacht heute beginnen und am Aschermittwoch enden. Bedingt durch die Pandemiefolgen, hat das Bot der Zunft zu Safran meine Amtsdauer um ein Jahr verlängert. Das hat es zuvor noch nie gegeben.

## Fest für alle

Als Zünfter bin ich Bürger der Stadt Luzern, seit einigen Jahren können aber auch Bürger aus den Agglomerationsgemeinden beitreten. Vorausgesetzt wird, dass man mindestens zwanzig Jahre alt ist, seit zehn oder mehr Jahren hier Wohnsitz hat, einen guten Ruf genießt, eine bürgerliche Gesinnung glaubhaft machen kann und zur Mitarbeit gewillt ist. Damals, als ich beitrat, war ich 24 Jahre alt. Entscheidend für mich waren das grosse Engagement der Zunft zu Safran zugunsten uralter lokaler Traditionen, die Pflege von Freundschaften und auch meine Freude an der *Lozärner Fasnacht*.

An meine erste kann ich mich noch sehr gut erinnern: Ich verkleidete mich, ich darf's fast nicht sagen, als Hexe, als *Wöschwiib*, eine traditionelle Krienser Figur. Ich war nie Musikanter, sondern schloss mich einer Gruppe in der sogenannten Kult-Urfasnächtler-Szene an. Mich begeistert das Fest für alle. Die Luzerner Fasnacht ist anders als die Basler: In Basel ist es eher ein Schaulaufen der Cliques; bei uns ist jede und jeder Teil der Fasnacht. Das ist einmalig!

Fritschivater wurde ich unter anderem, weil ich mindestens zehn Jahre in der Zunft war – mittlerweile sind es über dreissig. Ich kenne die Gepflogenheiten, weshalb mich ein kleines Gremium der Zunft zur Wahl vorschlug. Da ich nach meinem Beitritt fünfzehn Jahre lang

Bannerherr war, danach Präsident des Lozärner Fasnachtskomitees und zuletzt Präsident unseres Vergnügungskomitees, wurde mir der Kelch, provokativ gesagt, wiederholt angedroht.

Bei meiner Wahl am 4. Januar 2020 war ich dennoch komplett überrascht, eine solche Ehre widerfährt einem nur einmal im Leben. Meine Frau, die vom Zunftsreiber informiert wurde, war hingegen recht gelassen, als ich mit ihr am gleichen Abend zusammengeführt wurde. Sie ist eine wunderbare Fritschimutter. Unsere Töchter Lou und Léonne sind Fasnächtlerinnen. Dass sie,



«Einmalig!»: Fritschivater Medici.

als Frauen, der Zunft zu Safran nicht beitreten können, ist bei uns in der Familie kein Thema.

Seit Corona führen wir unsere Anlässe so gut es geht durch. Etwa das Bärteliessen im Januar. Anstatt dass sich 450 Zünfter im Kultur- und Kongresszentrum Luzern trafen, übergaben wir die Fritschipastete per Drive-in und Take-away.

## Schmerzhaftes Auszeit

Nun kommt es zu einer schmerzhaften Auszeit: Im September entschieden wir, die Fasnachtsanlässe der Zunft zu Safran abzusagen. Damals zeichnete sich ab, dass die Pandemie keine Grossanlässe zulassen wird. Der Urknall, als Tagwäch über dem Luzerner Seebecken, der Fötzelieregen auf dem Kapellplatz mit anschliessendem Fritschzug durch die Altstadt, die Umzüge und überhaupt die ganze Fasnacht, wenn die Stadt Luzern richtig lebt, werden mir *rüdig* fehlen.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



## THIEL

### Apérodokien

**Uno-Soldatin:** Da kommt noch ein Schlauchboot.

**Uno-Soldat:** Nur sieben Flüchtlinge scheinen diesmal die Überfahrt geschafft zu haben.

**Uno-Soldatin:** Ist es nicht rührend, wie sie an Land waten und den Boden küssen?

**Uno-Soldat:** Oje, jetzt haben sie Sand in den Mund gekriegt.

**Uno-Soldatin:** Komm, wir begrüssen sie, damit sie merken, dass wir von der Uno-Schutztruppe sind.

**Uno-Soldat:** Willkommen im Uno-Protectorat Apérodokien in der Provinz Konferenzia von Parlamentanien, dem Gelobten Land für Politiker.

**Sommaruga:** Das ist ja die reinste Wüste hier! Bringen Sie uns sofort zum Regierungssitz!

**Uno-Soldatin:** Hier gibt es nur Flüchtlingslager, und die sind überfüllt mit Politikern. Da ist jedes Zelt ein Regierungssitz.

**Berset:** Wer hat denn hier das Sagen?

**Uno-Soldatin:** Alle haben das Sagen.

**Amherd:** Und wer ist verantwortlich?

**Uno-Soldatin:** Keiner.

**Maurer:** Dann bringen Sie mich ins Finanzministerium.

**Uno-Soldat:** Es gibt in diesem Land kein Geld, da es sehr unattraktiv ist für Steuerflüchtlinge. Auch Wirtschaftsflüchtlinge kommen nicht, denn es gibt ja keine Arbeit.

**Parmelin:** Hier sind nur politisch Verfolgte?

**Uno-Soldatin:** Nein, nur flüchtige Politiker.

**Keller-Sutter:** Wo ist der Unterschied?

**Uno-Soldatin:** Letztere haben die politische Verfolgung ausgelöst.

**Cassis:** Heisst das, in diesem Land gibt es kein Volk, sondern nur Politiker?

**Uno-Soldat:** Hier seid ihr das Volk.

**Sommaruga:** Kommt, Kollegen, wir gehen wieder.

**Uno-Soldatin:** Tut mir leid, unser Auftrag ist es, sicherzustellen, dass alle Politiker hierbleiben.

Andreas Thiel



## Stimmungskanone Hackbraten

### Krone

Sihlbrugg 4, 8816 Sihlbrugg-Hirzel  
www.krone-sihlbrugg.ch  
Menüs auf Vorbestellung zum Abholen

Dass Essen nicht nur den Bauch, sondern auch die Seele wärmt, lässt sich in diesen dystopischen Zeiten besonders gut erkennen, finde ich. Zu den seltenen Höhepunkten im Home-Office-Alltag gehört – in meinem Fall zumindest – das Zubereiten oder Besorgen von Mahlzeiten, die nicht nur sättigend sind, sondern auch inhaltlichen und emotionalen Ansprüchen genügen.

Letzte Woche fuhr ich aus diesem Grund nach Sihlbrugg, wo Thomas Huber in der «Krone» ein sehr erfolgreiches Take-away-Konzept etabliert hat. Der unternehmungslustige Inhaber und Koch in dem Traditionshaus aus dem Jahr 1798 beherrscht die klassische Küche



genauso stilsicher wie moderne Techniken, hat sich für seine Menüs zum Mitnehmen aber auf Gerichte festgelegt, die jeder Gast mit schönen Erinnerungen verknüpfen kann: Paella, Fleischvögel oder Gulaschsuppe zum Beispiel.

Und beim Hackbraten mit Périgord-Trüffeln, glasierten Karotten und Kartoffelstock zieht bei mir ein halbes Leben mit Gedanken an den Esstisch vorbei. Trüffel gab es zwar zu Hause nie, aber auch meine Grossmütter hatten Zutaten, die ihren Hackbraten zum Seelenwärmer

werden liessen. Mit seiner Variante des Hackbratens aus Kalbfleisch schafft Thomas Huber den Spagat zwischen einem gutbürgerlichen Traditionsgericht und kulinarischer Eleganz mühelos. Das aromatische Fleisch, der sorgfältig zubereitete Kalbsjus, das nicht zu weich gekochte, buttrige Wurzelgemüse vereinen sich zu einem harmonischen Ganzen.

Das reicht mir schon als Stimmungsaufheller am Abend eines weiteren, eher ereignislosen Shutdown-Tages. Wer noch etwas mehr Unterstützung aus Küche und Bar benötigt, für den mixen Thomas Huber und seine Partnerin Monika Jans auch noch fertige Cocktails in hübschen Fläschen zum Mitnehmen: Ein «Penicillin» (Ingwer, Honig, Whisky) passt natürlich perfekt zur Saison von täglich rapportierten Krankheitsstatistiken.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Der unverschämte Barbera

Fratelli Rovero: Barbera d'Asti superiore Gustin DOCG. 14,5 %. Fr.19.50.  
Weinhandlung am Küferweg, Seon.  
www.kueferweg.ch

Andreas März, 70, ist Winzer und Olivenbauer im toskanischen Lamporecchio. Er ist aber auch Herausgeber des (deutschsprachigen) «Italien-Magazins für Wein, Olivenöl, Reisen und Speisen» namens *Merum* und als solcher ein vehementer Anwalt von eher verkannten oder unterschätzten Produzenten und Weinen. Ein Feind aller Kellerkosmetik und somit auch der Barrique-Mode (für die hat er in seinen Tests eigens das Logo «Biberwein» erfunden) und ein Fürsprecher naturbelassener, nicht zu konzentrierter oder zu alkoholischer Süffigkeiten, für die er seinen «JLF»-Test erfunden hat, der nichts anderes meint als: «Je leerer die Flasche», desto wärmer die Empfehlung.

März verdanken wir regelmässig Hinweise auf Weine wie den Lambrusco oder dessen lombardischen Cousin Bonarda, den leichtfüssigen Bardolino vom Gardasee und andere Minderheits- oder Speziali-



tätenprogramme, welche die hochnäsige Weinkritik gern für unter ihrer Würde erachtet. So gesehen, wäre März der Mann für diesen Wein. Dachte ich. Doch zu meiner Verwunderung fehlt der, aus welchem Grund auch immer, in den von mir aufgefundenen Ausgaben seiner «Merum Selezione».

Es ist ein mir seit längerem lieber Barbera d'Asti der Fratelli Rovero in San Marzanello, etwas südlich von Asti, das Musterbeispiel eines biologisch produzierten, in keiner Hinsicht aufgemotzten oder überholzten, gleichzeitig sorgfältig gemachten und unverschämten Weins. Unter den Sorten des Piemonts ist der Barbera, historisch gesehen, der Proletarier. Auch im Tessin vor und selbst nach der Machtübernahme des Merlots der Inbegriff eines alltäglichen Weins, der Liter-

flasche für den Offenausschank am Tresen der Bars oder Trattorien, war sein Renommee mit dem sogenannten Methanol-Skandal der achtziger Jahre auf dem Nullpunkt angelangt.

Das war gleichzeitig freilich auch der Moment seiner Wiedergeburt. Spitzenproduzenten des Piemonts, allen voran Giacomo Bologna, machten aus der säurereichen und tanninarmen, wüchsigen Sorte sozusagen gegen deren Natur ein Edelprodukt: durch Mengenbeschränkung und auch durch den Ausbau in Barriques. Bolognas Bricco dell'Uccellone wurde eine Art Pendant zu den «Supertuscans» in Bolgheri.

Damit hat der Barbera aus dem Vigneto Gustin nichts zu schaffen. Ausgebaut im Stahl und im grossen Holzfass (2500 Liter), ist er kein Bauer als Edelmann. Er ist ein mit Umsicht austarierter Wein, der unter seinen dunkelfrüchtigen Aromen viel Biss und Robustheit offenbart, Noten von Erde und etwas Leder. Eine rustikale Direktheit. Wunderbar zu ihr entsprechenden deftigen Speisen. Eine Art materialisiertes Manifest gegen jede Art von kulinarischem (und önologischem) Firlefanz.

# Vitamin D

Der Bentley Continental GT ist auch als Cabrio zu jeder Jahreszeit ein Bekenntnis zum automobilen Luxus.



Ob es sinnvoll ist, in der jetzigen Jahreszeit Cabriolets mit Stoffverdeck und Winterreifen zu fahren, könnte man natürlich eingehender diskutieren. Bekommt man allerdings die Möglichkeit, den neuen Bentley Continental GT Convertible durch den Januar zu steuern, erübrigt sich in den meisten Fällen die Diskussion. Der luxuriöse, offene Viersitzer ist zu jeder Jahreszeit ein Vergnügen, die einzige Einschränkung sind die Räder: Standardmässig wird das Fahrzeug mit 21-Zoll-Winterbereifung versehen, während für den Sommerbetrieb 22-Zoll-Räder aufgezogen werden.

Das ist zwar scheinbar eine Kleinigkeit, aber bei Kunden, die eine Viertelmillion Franken für ein Fahrzeug ausgeben wollen, zählt jedes Detail. Als Autotester allerdings ist man ja kein Kunde, sondern bloss Gast, der ein Angebot erhält, das er nicht ausschlagen kann. Jedenfalls war ich nach den wenigen Tagen im GTC glücklich über jeden Kilometer, den ich damit zurücklegen konnte.

Die Continental-Reihe steht für ein unverkrampftes Verhältnis zum automobilen Luxus. Lackiert in Glacier White, einer Farbe, die Bentley für Kunden vorsieht, die «nach einem weniger auffälligen Weiss suchen», ausgestattet mit nach allen Regeln der Sattlerkunst vernähten, weichen, wohlriechenden Ledern und geschmückt mit strahlenden Edelmetallelementen oder hochglänzend polierten Karbonfaserteilen, ermöglichte mir der GTC einen stilsicheren Auftritt *above my pay grade*.

Ein Cabrio ist natürlich erst mit geöffnetem Verdeck richtig zu beurteilen. Und so betont

nobel wie der ganze Auftritt dieses Wagens gestaltet ist, so gestaltet sich auch das Fahren unter freiem Himmel selbst bei frostiger Witterung erstaunlich angenehm. Nicht einmal ein Windschott, das die fein abgestimmte Optik empfindlich stören würde, ist notwendig, um die kühlen Luftströme an den Bentley-Insassen vorbeizulenken.

Man hört ja derzeit öfter, dass eine ausreichende Versorgung mit Vitamin D einen bestimmten Schutz vor Erkältungskrankheiten entfalten könne. Da schien es mir sinnvoll, einen schönen Januartag auszunutzen und mich zumindest teilweise der Sonne auszusetzen. Viel schöner und komfortabler als in einem Bentley Convertible geht so etwas kaum.

Zum Fahrkomfort und -vergnügen gehört selbstverständlich auch der V8-Motor, der 550 PS und 770 Newtonmeter zu leisten vermag, womit sich der ungewöhnlich schwergeratene Bentley mit seinen 2410 Kilogramm dennoch in 4,1 Sekunden von 0 auf 100 km/h beschleunigen lässt. Eine satte Strassenlage und ein hervorragend abgestimmtes, luftgefedertes Fahrwerk vervollständigen die Eigenschaften dieses komfortablen, offenen Gleiters.

#### Bentley Continental GT Convertible V8

Motor/Antrieb: V8-Turbobenziner, Allradantrieb, 8-Gang-Doppelkupplungsgetriebe; Hubraum: 3996 ccm; Leistung: 550 PS (404 kW); max. Drehmoment: 770 Nm / 2000–4500 U/min; Verbrauch (NEFZ): 11,7 l / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,1 sec; Höchstgeschwindigkeit: 318 km/h; Preis Testwagen: Fr. 227 520.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Die gute Nachricht

#### Blumenstrauss

Im Fachgeschäft erhältlich

Für Leute, die es nicht so mit der Konsumgesellschaft haben, ist der Valentinstag der Ausverkauf der Liebe, der Black Friday für Romantiker sozusagen. Wenn sie dann am 14. Februar keine kleine Aufmerksamkeit von ihrer Partnerin oder ihrem Partner erhalten, sind sie trotzdem ein bisschen enttäuscht.

Vielleicht sind wir einfach alle Hollywood-geschädigt. Oder umgekehrt: Die Traumfabrik erkennt, wonach wir uns wirklich sehnen. Wer weiss?

Was wir wissen, und das ist die gute Nachricht, die Blumengeschäfte haben geöffnet. Wenn es je Sinn ergeben soll, dass der Bund eine gewisse Berufsgruppe punkto Corona-Massnahmen bevorzugt behandelt, dann ist es jene der Floristen an diesem Tag.

Die schlechte Nachricht: Man hat also keine Ausrede, von wegen der Online-Händler habe das bestellte Geschenk nicht pünktlich geliefert.

Der Gang zum Blumenladen ist auch an diesem Sonntag möglich.

Unser Geheimtipp für Verliebte: Geht beherzt in die Offensive und löst beim Floristen eures Vertrauens, zum Beispiel bei Blumenpost.com, gleich ein Blumenabonnement für ein Jahr. Das heisst, der oder dem Auserwählten wird jeden Monat ein Blumenstrauss nach Hause geliefert.

Mit diesem Valentinsgeschenk signalisiert man, ohne zu übertreiben, nachhaltiges Verliebtsein.

*Benjamin Bögli*



# Postpandemischer Lifestyle

Das Mittelmaß war einst das Ideal der Mittelklasse. Erstrebenswert war das Allgemeine: Mega-Marken, Pauschalferien und Reihenhaus. In der Spätmoderne und ihrem Leitmilieu, der gutausgebildeten, kosmopolitischen neuen Mittelschicht, genügt der Durchschnitt nicht mehr. Was zählt, ist das Besondere, der sublimierte Konsum. Die Pandemie könnte eine neue Singularität hervorrufen. Die Geschäftsreise etwa, das Prestige des mittleren Kadets, wurde durch *work from home* eliminiert. Die Konsequenzen für die Hotellerie sind leider abzusehen. Innovative Gastgeber denken darüber nach, ihre Häuser in den Metropolen für den Arbeitsaufenthalt über mehrere Wochen einzurichten. Es könnte durchaus sein, dass sich *work from hotel* zu einem Megatrend entwickeln wird. Video-Calls gehen in Florenz genauso gut wie in Frauenfeld. Damit würde aber auch die Geometrie des kosmopolitischen Mittelstands neu ausgerichtet. Denn *work from hotel* ist für Psychologen, Lehrerinnen, Köche, Chirurgen und viele weitere nicht denkbar.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Jetzt kommt «work from hotel»: Das neue «25 hours»-Hotel in Florenz.

## FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

*Ich habe mich vor zehn Jahren von meiner Frau getrennt, seit fünf Jahren leben wir aber wieder zusammen. Alles wäre so weit harmonisch, doch ich ärgere mich, dass sie – die mit Teilzeitarbeit wenig verdient – ständig über unsere Verhältnisse lebt. Mehrmals habe ich das Gespräch gesucht und sie gebeten, weniger Kleider, Schuhe, Schmuck und so weiter einzukaufen. Wenn ich das Gespräch suche, reagiert sie eingeschnappt und wirft mir vor, ich liebe sie nicht. Was soll ich tun?*

H. K., Bülach

Sie leben mit Ihrer Frau wieder zusammen – harmonisch. Einziges Problem scheint zu sein, dass Ihre Frau Ihrer Meinung nach über «unser Verhältnisse lebt». Anscheinend gibt sie das Geld für Kleider, Schuhe, Schmuck und so weiter aus. Was ist zu tun?

Zunächst denke ich, vielleicht ist es gut, dass Ihre Frau das tut. So haben Sie in dieser



Beziehung zumindest ein Gesprächsthema, was garantiert, dass Ihre Ehe nicht vor lauter Harmonie wieder in die Brüche geht(!).

Aber wenn Sie dieses Problem ernsthaft lösen möchten – und das sollte ja bei einer harmonischen Ehe kein so grosses Problem sein –, sollten Sie ganz nüchtern und ohne Emotionen mit ihr zusammensitzen, einen Jahresplan erarbeiten, in dem Ihre Einnahmen und die Ihrer Frau aufgeführt und zusammengezählt werden. Danach bereiten

Sie zusammen ein entsprechendes Jahresbudget vor mit den täglichen Ausgaben, wie zum Beispiel Ausgaben für Kleider, Autos, Ferien und so weiter. Darauf müssen Sie sich zunächst einmal einigen. Dann wird man sehen, wie viel Geld zur Verfügung steht für unnötige Kleider und Schuhe und unnötigen Schmuck. Danach sollte es möglich sein, sich über die Verwendung des Überschusses einig zu werden. Ganz generell. Und dieser Betrag sollte dann zur freien Verfügung stehen. Das dispensiert von täglichen, unschönen Diskussionen. Versuchen Sie es einmal so.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Ferdinando D'Apice

Der junge Autoingenieur startete unter Manager-Legende Sergio Marchionne ins Berufsleben. Nun ist er Marketing-Direktor für Alfa Romeo und Jeep in der Schweiz.

Stilvoll fährt Ferdinando D'Apice zum Treffen mit der *Weltwoche* in einem schwarz glänzenden Stelvio vor, dem vor gut drei Jahren lancierten Luxus-SUV aus dem Haus Alfa Romeo. Passend zum Auto haben wir uns im Take-away-Angebot des Zürcher Restaurants «Da Angela» für das Mittagessen eingedeckt.

Südlich von Neapel aufgewachsen, hat D'Apice am Politecnico di Torino die Ausbildung zum Automobilingenieur abgeschlossen. Der Berufseinstieg folgte 2008 im Management der naheliegenden Fiat Chrysler Automobiles (FCA), dem Fusionskunstwerk von Autozauberer Sergio Marchionne (1952–2018).

Bei einem guten Rindscarpaccio erzählt D'Apice, dass Berufseinsteiger gefordert und gefördert wurden. Marchionne liebte es, sich mit jungen Leuten zu umgeben, deren unverbrauchten Blick auf die Welt er schätzte. Nach fünf Jahren bei FCA legte D'Apice einen knapp dreijährigen Unterbruch ein und arbeitete für Pirelli in der Finanzabteilung und in der IT. Im Jahr 2016 stiess er zu Fiat Chrysler Automobiles Schweiz und verantwortet seit letztem Februar das Marketing für Alfa Romeo und Jeep.

## Neuer Renegade

Durch seine Prägung ist der Automann ein «Alfista» durch und durch. Vor dem Stelvio fuhr er bereits einen Alfa Romeo 147, den 156er, den 159er und eine Giulietta. «Einmal Alfa Romeo, immer Alfa Romeo», bemerkt er lachend – was man gewissermassen auch auf seine Berufslaufbahn übertragen könnte. In hervorragendem Deutsch hält er fest, dass seine Frau aber eher Jeep möge – so viel Balance müsse sein.

Für beide Automarken, so D'Apice beim zweiten Gang – Ravioli –, sei die Schweiz ein hervorragender Markt. Jeep passe mit seinen ikonischen Geländewagen perfekt ins topografische Profil. «Das Land besteht ja zu über 60 Prozent aus Gebirge.» Die Marke wecke Ge-

fühle wie Freiheit, Abenteuerlust und *bisogno di natura*. Der aus dem italienischen Rennsport geborene Alfa Romeo sei in der Schweiz vielleicht eine etwas leidenschaftlichere Wahl, «und es ist einer unserer wichtigsten Märkte ausserhalb Italiens». Ein Teil dieses Erfolgs erkläre sich durch das weitverbreitete italienische Erbe in der helvetischen Bevölkerung.



Unverwechselbares Profil: Marketingchef D'Apice.

Auf die kommenden Monate blickt der Automann mit viel Freude. Sowohl Jeep als auch Alfa Romeo hätten dieses Jahr höchst interessante Lancierungen geplant. «Gerade für Jeep wird es ein sehr wichtiges Jahr.» Die Marke feiere 2021 ihr achtzigjähriges Bestehen und lanciere aus diesem Anlass in diesen Tagen eine Sonderedition des Renegade. Im April folgt der Wrangler als Plug-in-Hybrid mit bis zu 380 PS. «Es ist ein sehr, sehr starkes Auto – perfekt für den Schweizer Markt.»

Auch der Compass erhält eine überarbeitete Form mit komplett neugestaltetem Innenraum und einer Internet-Konnektivität an der technologischen Spitze. «Es ist wie ein neues Modell.» Alfa Romeo enthüllt im Herbst mit dem neuen Tonale, einem Kompakt-SUV, den «ersten Plug-in-Hybrid in der Geschichte der Marke». Auf den Strassen sei dieser ab Anfang 2022 zu sehen.

## «Plötzlich möglich»

Die Covid-Krise, erzählt D'Apice, habe natürlich das vergangene Jahr zu einem schwierigen gemacht. «Nicht nur für uns, für die ganze Branche.» Erfreulich sei immerhin, dass verschiedene Konsumententrends und interne Umstellungen einen grossen Schub erfahren hätten. «Dinge, für die es sonst drei Jahre brauchte, wurden plötzlich innert weniger Monate möglich.» Die Technologie für Showrooms im Internet – FCA lanciert demnächst einen solchen – vermittele ein immer realistischeres Bild der Autos. Der Online-Verkauf werde mit Sicherheit stark an Bedeutung gewinnen – «aber immer in Kombination mit unseren Händlern». Kaum jemand kaufe sich ein Auto, nur weil er es online gesehen habe. «Aber wer es bereits kennt oder über einen Händler kennenlernt, dem öffnet sich in Zukunft ein neues Universum an Möglichkeiten für Bestellungen im Internet.»

Auf globaler Ebene ist D'Apices Arbeitgeberin, das von Marchionne geschmiedete italienische Fiat-Chrysler-Konstrukt, durch die Fusion mit der französischen PSA-Gruppe (unter anderem Peugeot, Citroën, Opel) kürzlich im neuen Super-Player Stellantis aufgegangen.

Ferdinando D'Apice ist davon überzeugt, dass sowohl Jeep als auch Alfa Romeo ihr unverwechselbares Profil in der neuen Grossfamilie behalten werden. Sagt es und fährt mit kernigem Alfa-Sound aus der Tiefgarage.

Florian Schwab



# Der genialste Hotelier der Schweiz

Der Unternehmer Remo Stoffel hat mit dem «7132 Hotel» in Vals ein Schmuckstück geschaffen. Hier spricht der 44-jährige erstmals über seine Leidenschaft für Gastfreundschaft.

David Schnapp

**R**emo Stoffel, 1977 in Vals geboren, gehört zu den wohl schillerndsten und durchaus auch umstrittenen Figuren in der Schweizer Unternehmerwelt. Aber darum soll es hier nicht gehen. Sondern um Stoffels kaum bestreitbare geniale Ideen als Hotelier. Denn wer schon zu Gast war im Fünfsterne-Boutique-Hotel «7132», wird leicht feststellen, dass es kaum ein vergleichbares Hotel im Land gibt.

Der Grund ist Stoffel selbst, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, jedes Detail seines «Produkts», wie er es nennt, von Grund auf durchzudenken und zu gestalten. Von den verschiedenen Auflagen der Betten, die in den Hotelzimmern einen erholsamen Schlaf ermöglichen, bis zu jedem einzelnen Gericht, das im A-la-carte-Restaurant «7132 Red» angeboten wird, hat Stoffel sehr klare Vorstellungen – etwa in Bezug auf die Qualität und die Leidenschaft, mit der beispielsweise etwas zubereitet oder ausgeführt werden soll.

«Als ich 2014 begann, mich um den Hotelbetrieb zu kümmern, gab es einen Speisesaal mit einem Halbpensionsmenü und dem Charme einer Betriebskantine», erzählt er bei einem Videotelefonat aus seiner Wahlheimat Dubai. Stoffel sitzt in einem schmucklosen Büro, eine weisse Magnetwand im Rücken, und erzählt erstmals, wie er seine Leidenschaft für Essen und Trinken in das Hotel eingebracht hat, das er 2012 «durch einen reinen Zufall» – und gegen einige Widerstände – erwerben konnte.

## Kulinarische Vision

Er habe mit dem damaligen Koch dieses «grauenhaften» Speisesaals gesprochen und ihm seine Idee einer produktorientierten, klassischen Küche präsentiert. Stoffel stiess auch hier auf Abwehr, was einen wie ihn aber nicht abhalten konnte, für seine Ideen zu kämpfen. Dass seine Geschäfte auch negative Schlagzeilen zur Folge hatten, «tut mir zwar weh, aber die Angst vor schlechter Presse kann nicht dazu führen, dass ich ein Projekt deshalb nicht umsetze», sagt er.

Ebenso unbeirrt hielt er an seiner kulinarischen Vision fest, stellte sich stundenlang in die Küche und merkte, dass sein Koch auffällige handwerkliche Schwächen hatte. Stoffel schickte ihn für einige Wochen zu Küchenchef Jacky Donatz, der sich mit seinen Kalbskoteletts in Zürich einen ausgezeichneten Ruf erworben hatte und für den Investor jene Idee von klassischer, produktorientierter Küche beherrschte, die er sich vorstellte. Die einfachste Lösung wäre gewesen, den Küchenchef zu entlassen; Stoffel förderte stattdessen seinen Mann und versuchte, ihn von seinen Ideen zu überzeugen.

Dem Hotelbesitzer schwebte für sein Restaurant ein Konzept vor, das auf wenigen, scheinbar simplen Gerichten und bloss zwei Fleisch-

*Halbfertigprodukte sind in Stoffels Küche verboten, Ausnahmen gibt es lediglich für gefrorene Beeren.*

stücken basierte: Kalbsrücken und Rinderfilet. «Wir brauchen keinen Koch, der zeigen will, was er kann, sondern einen, der Freude hat an tollen Produkten und dem Gast ein schönes Essen gönnen will», formuliert Stoffel gewissermassen das Stellenprofil.

Nach rund fünf Jahren verliess der frühere Küchenchef aus persönlichen Gründen das Hotel, heute führt der sympathische Deutsch-Tunesier Tarek Soltani die 15-Punkte-Küche des Restaurants «Red», und auf der Karte stehen ganze Wolfsbarsche, die in der Salzkruste gebacken werden, oder Spaghetti mit bretonischem Hummer, die in traditionellen Servicetugenden geschulte Profis meisterhaft vor dem Gast am Tisch zubereiten. Der Kontrast zwischen dem modern gestalteten, designaffinen Hotel und der puristischen Küche, die ihre Perfektion in der Einfachheit findet, könnte nicht grösser und gleichzeitig harmonischer sein.

## «Reinheit des Produkts»

Dabei überlässt Remo Stoffel nichts dem Zufall: «Wolfsbarsch gibt es, weil wir da sehr genau nachvollziehen können, woher die Tiere kom-

men und wie sie gefüttert werden. Lachs beziehen wir aus Schottland, die Fische sind im Ganzen innert 24 bis 48 Stunden nach der Entnahme aus dem Wasser bei uns im Haus», erklärt er. Halbfertigprodukte sind in Stoffels Küche verboten, Ausnahmen gibt es lediglich für gefrorene Beeren. «Für die Konfitüre verwenden wir 90 Prozent Früchte, 10 Prozent Zucker und keine Gelier- oder andere Zusatzstoffe.» Auch dass Himbeerkonfitüre nicht passiert werden darf, um die Kerne zu entfernen, hat der Hotelbesitzer der hauseigenen Bäckerei vorgegeben. «Wenn wir schon den Aufwand betreiben und jede Woche frische Konfitüre kochen, darf man auch im Berliner oder in der Linzer Torte die Kerne spüren», findet Stoffel.

Die «Reinheit des Produkts» interessiert den 44-jährigen Investor als gewissermassen übergeordnete Idee. Zu Hause kann es vorkommen, dass Stoffel Vergleichsdegustationen mit zwanzig verschiedenen Spaghetti-Fabrikanten macht, um die perfekte Sorte zu finden. Und wenn in seinem Hotel ein Soufflé serviert werden soll, müssen die Patissiers schon mal 150 verschiedene Varianten auftragen, bis Konsistenz, Standhaftigkeit und Geschmack genau so sind, wie Stoffel sich das vorstellt. Mit einem Hotelrestaurant könne man sowieso kein Geld verdienen, ist er überzeugt. «Es ist eine Unterhaltungszone, ein Grund, zu uns zu kommen und sich wohlzufühlen. Wir müssen ein unvergleichbares Erlebnis bieten können, das dem Gast einen Grund gibt, wiederzukommen.»

Auch in der ebenfalls zum Haus gehörenden Pizzeria «7132 DaPapà», die Remo Stoffel gegen alle Widerstände in einem ehemaligen Durchschnittslokal eingerichtet hat, gelten hohe Standards: Mehl, Tomaten, Käse oder der frisch aufzuschneidende San-Daniele-Rohschinken kommen in bester Qualität aus Italien. Und dass heimisches Buchenholz für die Befuerung des Ofens verwendet wird, bezeichnet Stoffel als «akzeptablen Kompromiss», weil es keinen Sinn mache, italienisches Holz zu verfeuern.

Wenn Remo Stoffel über Gastfreundschaft, Soufflés, Fleisch- oder Fischqualität spricht,



*Qualitätssinn und Gespür für exzentrische Momente: Gastgeber Stoffel.*

ist kein kaltherziger Investor zu hören, der täglich Excel-Tabellen studiert und nach Einsparungsmöglichkeiten fahndet. Während in Gastronomie und Hotellerie Faktoren wie Warenkosten in der Küche entscheidende Messgrößen für den Betriebsaufwand darstellen, wirbt Stoffel für Grosszügigkeit: «Ich messe keinen Koch am Warenaufwand, sonst lade ich ihn ja förmlich ein, die Gäste zu betrügen.» Denn wer bei der Qualität der Produkte spare, spare am falschen Ort, in der Absicht, seine Kunden über den sprichwörtlichen Tisch zu ziehen.

Und wenn man ihn fragt, warum er sich selbst dann einmische, wenn es um die Panade für das Wiener Schnitzel gehe, erklärt sich Stoffel mit einem simplen, aber nachvollziehbaren Beispiel: «Man kann es mit den eigenen Kindern vergleichen. Viele, die es sich leisten können, haben für ihren Nachwuchs Nannys und andere Betreuungspersonen. Weil meine

Frau und ich aber eine Art von Familienkultur pflegen wollen, haben wir zu Hause zwar jemand, der uns beim Putzen hilft, aber um die Kinder kümmern wir uns selbst.» Nach dieser Vorstellung von ungefilterter Wertevermittlung führt Stoffel letztlich auch die Leute im «7132 Hotel».

#### **Kraft der Berge und des Wassers**

Mit Direktorin Katrin Rüfenacht, den Küchenchefs Mitja Birlo und Tarek Soltani, Restaurantmanager Dominic Lackner oder Maître Matteo Sgarbi wirkt jede Entscheidungsposition an der Front sorgfältig und hochqualifiziert besetzt. Aus dem fernen, warmen Dubai schickt Stoffel dem Vernehmen nach regelmässig umfangreiche Mails mit Ideen und Anregungen. «Es braucht viel Effort, eine Mannschaft davon zu überzeugen, dass der eingeschlagene Weg der richtige ist», sagt der Hotelbesitzer. Letztlich schwebt ihm

in seinem Hotel eine «moderne Form von Ferien auf dem Bauernhof» vor.

Tatsächlich bieten die beiden Häuser – zum Hauptkomplex mit der Therme gehören das «7132 Hotel» (5 Sterne superior) mit 22 Zimmern und Suiten sowie das «7132 House of Architects» (4 Sterne) mit 73 von weltbekannten Architekten gestalteten Zimmern – keine oft gesehene Form des Luxus. Wer im Haupthaus eine der vom Japaner Kengo Kuma gestalteten Penthouse-Suiten bucht (ab 3000 Franken pro Nacht), bezieht für kurze Zeit eine faszinierende Welt aus Holz, Stein und klaren, ruhigen Linien. Nicht viel lenkt hier ab von der Ruhe eines Alpendorfs, von der Kraft der Berge und des Wassers. Dass zum Zimmer auch ein Limousinen- oder Helikoptertransfer gehört, mag ein exzentrisches Extra sein, passt aber ganz gut zu Remo Stoffels eigensinniger Vorstellung von kompromissloser Gastfreundschaft und zu seinem Weg des konsequenten Nonkonformismus.

«Wenn man Dinge tut, um geliebt zu werden, segelt man in seichtem Gewässer», sagt der engagierte Hotelier. Er wolle ehrlich und authentisch sein, man müsse ihn dafür nicht gern haben. Es kam schon vor, dass Stoffel in einem Zürcher Sternelokal nach Ende eines kunstvollen Menüs Bratwürste kommen liess, weil er der Meinung war, dass das eine gute Grundlage gebe, um noch eine Flasche Wein zu trinken. Stoffel findet zwar die moderne Haute Cuisine interessant im Sinn eines kulinarischen Labors, seine Leidenschaft aber gilt letztlich einer ursprünglichen Form des Geniessens.

Deshalb endet das umfangreiche «Classics»-Menü im Hotelrestaurant «7132 Red» nicht mit Pralinen und Petits Fours, sondern mit einer betont würzigen Überraschung: Unter der Silberhaube, die der Kellner mit elegantem Schwung anhebt, liegt zum Schluss eine Kalbsbratwurst der legendären Savogniner Metzgerei Peduzzi. Dies, nachdem man schon den erwähnten Wolfsbarsch im Salzmantel, eine Portion Pasta, Chateaubriand mit Sauce béarnaise oder eine am Tisch aufgeschlagene Zabaglione mit Champagner und Portwein hinter sich hat. Aber Stoffels Menü ist echten Gourmands gewidmet, von denen es leider nur noch wenige gebe, wie er sagt.

Die Mischung aus unbestechlich hohem Qualitätssinn und dem feinen Gespür für ein gewisses Mass an exzentrischen Momenten definiert Remo Stoffels Idee vom Geniesser-Hotel. Aber noch ist er nicht da, wo er hinmöchte. Stoffel schwebt zum Beispiel eine hochwertige vegetarische und vegane Küche vor, «in diesem Bereich brillieren wir noch nicht gerade». Besser werden, ohne sich zu verrenken, sei das Ziel. «Vielleicht gelingt es ja nicht», sagt Remo Stoffel zum Schluss. Aber er wolle so lange versuchen, es zu verbessern – bis das Produkt magisch sei.



# Wokeness-Glossar

Für jede Empörung der korrekte Begriff: zeitgenössische Ausdrücke und Reizwörter erklärt.



**W**er im Sprachuniversum von «progressiven» Publizisten und Aktivisten und ihren Kulturthemen – von Gender über Feminismus bis Anti-Rassismus – mithalten will, sollte deren Vokabular verstehen. Heute geht's um angesagte Begriffe.

**Cis-Frau/Cis-Mann** — Person, die als Frau/Mann geboren wurde und sich mit ihrem Geschlecht identifiziert. Von Anhängern der Gender-Ideologie häufig im Tonfall persönlicher Betroffenheit kommuniziert und in Kombination mit «Heteronormativität» verwendet (Weltbild, gemäss dem die Heterosexualität als soziale Norm gilt). Beispiel: «Als cis-heteronormative Frau kannst du gar nicht verstehen, was es heisst, Opfer von Unterdrückung zu sein!»

**Intersektionaler Feminismus** — Beschreibt die Überlappung unterschiedlicher Unterdrückungen und Benachteiligungen, die eine Frau in sich vereint, etwa wenn sie eine nicht-weiße Hautfarbe hat, lesbisch ist und/oder einer religiösen Minderheit angehört. Populär unter engagierten Aktivisten, die sich mit den (realen oder vermeintlichen) Opfergruppen identifizieren.

**Karen** — Schimpfwort für weisse Frauen, die nicht realisieren, wie privilegiert sie sind. Bevorzugt eingesetzt von Menschen, deren körperlich-geistiges Wohlbefinden von einem falschen Tweet abhängt, im Diskurs gegen andersdenkende Frauen, wenn das Eingehen auf ihre inhaltlichen Argumente zu anstrengend ist.

**Kulturelle Aneignung** — Steht für weisse Menschen, die Symbole oder Kleidungsstücke von anderen ethnischen Gruppen übernehmen und so deren kulturelle Identität stehlen. «Weisse,

hört auf, Dreadlocks zu tragen», fordern Verfechter dieser Theorie. Klassische Aneignungen: Indianerkostüme, Saris oder Kreolen-Ohrringe.

**Mansplaining** — In der Küche des feministischen Gedankengebäudes zusammengesetzter Begriff, wenn ein Mann einer Frau einen Sachverhalt erklärt und davon ausgeht, dass er mehr darüber weiss als sie. Vielfach von empörungsauffinen Damen benützt, in der Gewissheit, eine Mehrheit der männlichen Wesen fühle sich Frauen überlegen.

**Manspreading** — Die reinste Provokation. Wenn Männer an öffentlichen Orten, etwa im Zug, mit gespreizten Beinen dasitzen. Löst bei obengenannten Frauen inbrünstige Erregung aus, und statt den Sitznachbarn auf den Fauxpas hinzuweisen, wird häufig ein Beweisfoto geknipst und unter dem Hashtag #Manspreading in den sozialen Medien gepostet – zwecks Veranschaulichung der Unterdrückung der Frau in jeder Lebenslage.

**Ok, Boomer!** — Hämische Bemerkung für Babyboomer, deren Ansichten als stereotyp und/oder bescheuert betrachtet werden. Wird gerne von Exponenten jüngerer Jahrgänge verwendet, insbesondere der Generation Schneeflocke (das sind die mit den Safe Spaces und den Trigger-Warnungen).

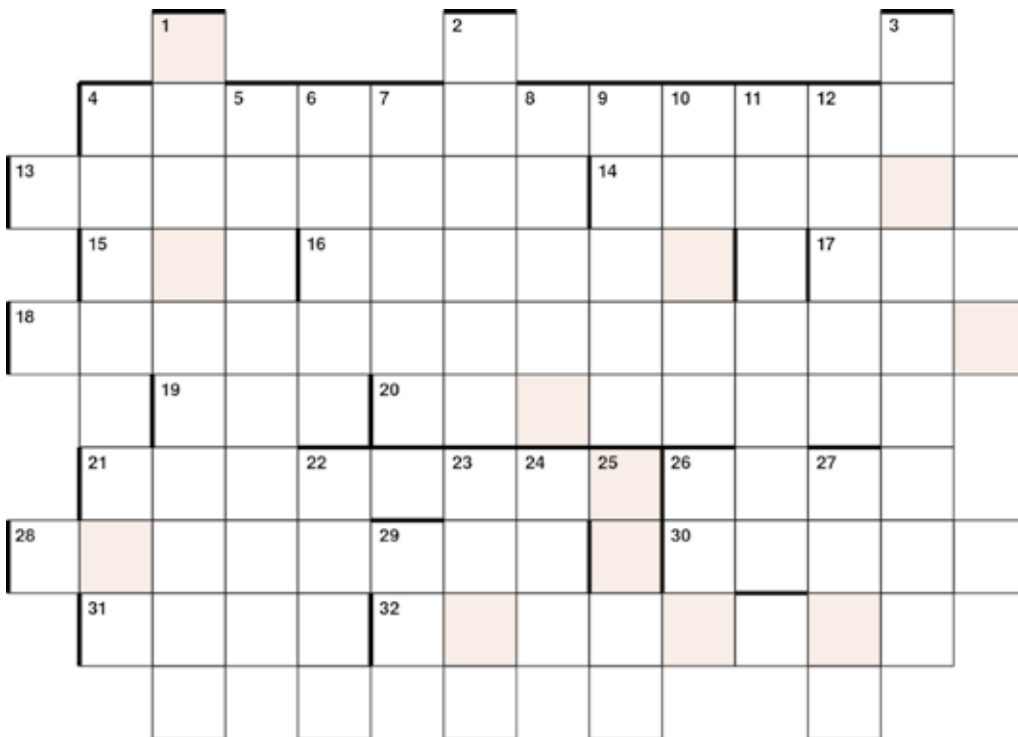
**PoC – Person of Colour** — Bezeichnung, die einige politische Gruppen und Aktivisten für Schwarze und allgemein für Gruppen verwenden, die Rassismus ausgesetzt sind – auch wenn einige der Besagten den Begriff ablehnen. «Ich hasse den Begriff», erklärt mein Bekannter, der britische Rapper Zuby, im Gespräch auf meinem Youtube-Kanal. «PoC heisst ja <nicht-weiss>. Nur Leute,

die sich absondern von allen anderen, brauchen dafür extra ein Wort. Lustig ist auch, dass der Begriff <coloured people>, Farbige, als politisch unkorrekt gilt, aber <People of Colour> soll dann wieder superkorrekt sein? Das ist genauso absurd, wie wenn man den Begriff <grosse Person> beleidigend fände, aber <Person von Höhe> nicht. <PoC> ist einer dieser Begriffe, die Leute heute benutzen, ohne gross darüber nachzudenken.»

**Terf – Trans-Exclusionary Radical Feminism** — Trans-ausschliessender radikaler Feminismus. Beliebt bei den berufsempörten, radikalen Anhängern der Gender-Ideologie, um Feministinnen zu diffamieren, die Dinge sagen wie: «Es gibt nur zwei Geschlechter.» J. K. Rowling gilt als Terf.

**Woke** — Erwacht, wach. Beschreibt Menschen, die ein starkes Bewusstsein für soziale Ungerechtigkeiten haben. Wird heute gerne – auch von Ihrer Kolumnistin – ironisch verwendet, als Überbegriff (und Reizwort) für Personen jenseits der politischen Korrektheit. *Woke* Menschen betonen unablässig ihren Einsatz gegen Diskriminierung und für Toleranz. Die Verordnung von Moral ist ihr Kerngeschäft, und indem sie andere moralisch belehren, empfinden sie ein Gefühl der Macht. Dazu gehört auch, in regelmässigen Abständen schonungslos gegen Verhasste zu hetzen, auch wenn sie damit ihre eigenen «Gegen Hass und Hetze!»-Parolen blossstellen, aber zur Fortschrittlichkeit gehört eben auch ethische Flexibilität, je nach Vorteil. *Woke* Personen sind frei von Selbstkritik, manchmal voller Selbstmitleid, meist humorverschont – und falls sie überhaupt je lachen, dann niemals über sich selbst.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli



**Lösungswort** — Glück in der Liebe ist sein Los.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **4** Nennt man den Zuckerbäcker Dessertingenieur und den Kindererzieher Kleintierdompteur, dann ist – eigentlich Begründer – der wohl der Coiffeur. **13** Die aufmerksamsten sind sehr leicht zu erschnüffeln, es sind nämlich die mit den spitzigsten Löffeln. **14** Schlägt William, während Wilhelm mit der Wimper zuckt. **15** Englische Elektropost, francisée. **16** Dieses Mitglied einer Verbrechertruppe kommt mit eigener Musikergruppe. **17** Des Nordgöttervaters Bruder. **18** Für einen Umzug die richtige Anlaufstelle, für Superman jede Telefonzelle. **19** Ist für escuchar, was ver für mirar. **20** Genosse unter Genossen auf Proletarierrevolutionsmission. **21** Eine Möglichkeit, wenn unerwartet eines Ganzen Fähigkeit die der Summe seiner Teile übersteigt. **26** Produzieren, etwa ehemals den Game Gear, Games und Gear für Gamer. **28** Eine sprachliche Alternative für eine walisische Alternativsprache. **30** Liedlicher Lob-, Klage- oder Bittruf wie aus einem Kirchengesangbuch. **31** Zum Beispiel der Versuch einer Überprüfung durch Untersuchung. **32** Das Ribiselitribübel im Norden des nahen Nordostens.

**Senkrecht** — **1** Ein Gleichen aus nicht fern und nicht weichen. **2** Die Flossen sind der Räuberleitern Sprossen. **3** Der Libastani, Pakinese, Perke oder Türser nach einfachem paarweisem Silbenumbilden. **4** Bekanntlich kämpfen dagegen selbst die Götter vergebens. **5** Die (ge)fallen gewöhnlich einer Sie um den Hals. **6** Darf ich vorstellen: H. Saubär, Schwerathlet. **7** Holy crap, the holy cup! **8** Ermöglicht, womöglich bei Fehlfunktion, einem Strom eine sichere Abflussoption. **9** Dabei wird man energetisch behandelt oder zumindest esoterisch «behandelt». **10** Einer zeugte Zeus, ein anderer hält das Himmelszelt. **11** Noobs: Computerchinesisch für Anfänger. **12** Nicht einfach ein King, der King. **22** Das unlinquistische Movieren auf allen uneigenen viere. **23** Die Antwort beantwortet jede Frage mit derselben Frage. **24** Knapp für den Stanley-Cup-Clubs-Club. **25** Das Rindvieh mit dem Buckel auf dem Buckel. **26** An in angehend, an zifisch typisch. **27** Gespinst, grösstenteils gut durchgekocht. **29** Wo Mi vor Do, steht der vor So.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 703



**Waagrecht** — **5** SPEZIALWISSEN **12** BARIATRIE **14** KECK **15** FUSSBALLERIN **16** TESSERAKT: vierdimensionaler Hyperwürfel **17** FAX **18** EKG: Steht für Elektrokardiogramm. **19** EWIG (und drei Tage) **21** STOIC: engl. Stoiker und stoisch **22** ELLENBOGEN **25** ERLANGER **26** HASST(!) **28** ENTWESUNG **29** IAEH: Bedeutet auch steil.

**Senkrecht** — **1** REISSALAT: Anagramm von «alter Assi» **2** MITBEWEGEN **3** PIKETT **4** BEK[NACKTE] **5** SAFTKUREN **6** PRUEGEL **7** ARA: Palindrom und Papagei **8** LILA: die Farbe der Frauenbewegung **9** WELK **10** SERIOES **11** SCIFI: Science-Fiction **13** (Keller)ASSELN **20** INES: Internationale Bewertungsskala für nukleare Ereignisse **21** SOHN **23** BRUT **24** (Radio/Lady) GAGA **27** Uncle SAM: Nationalallegorie der USA

**Lösungswort** — **WEINKELLER**

# EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



# CHINESE NEW YEAR SPECIAL



swatch+  
SWISS MADE